Helmut Sündermann

HIER STEHE ICH...

Deutsche Erinnerungen 1914/45

DRUFFEL

Helmut Sündermann

HIER STEHE ICH…



DRUFFEL VERLAG

Der Lebensbericht eines Zeitzeugen

Geboren in den letzten Friedensjahren der Wilhelminischen Ära, aufgewachsen in den Stürmen der Weimarer Republik, in der Kampfzeit der ersten 30er Jahre zum politischen Journalisten gereift, folgte Helmut Sündermann im Mai 1933 seinem Lehrmeister und späteren Reichspressechef Dr. Otto Dietrich nach Berlin. 1937 wurde er Stabsleiter, später Reichshauptamtsleiter und ab Juli 1942 „Stellvertretender Pressechef der Reichsregierung" — eine vielseitige Aufgabe, da Dr. Dietrich häufig fern von Berlin im Führerhauptquartier tätig war. Zuvor hatte sich Helmut Sündermann bereits als politischer Publizist profiliert; durch Dr. Dietrich wurde er auch in den engeren Kreis der Reichskanzlei eingeführt; so begleitete er u. a. Hitler auf dessen drei Auslandsreisen (Venedig 1934, Rom 1938 und Hendaye 1940), war auch unmittelbarer Zeuge des triumphalen Einzugs in Österreich am 12. März 1938 und bereitete die dortige Volksabstimmung pressemäßig vor.

Als intimer Sachkenner und aufgrund seines hervorragenden Einblicks in die entscheidenden Vorgänge des Dritten Reiches konnte Helmut Sündermann seine brillanten Erinnerungen schreiben, die nicht nur ein getreuer Spiegel der Erlebnisse und Erfahrungen jener oft dramatischen Epoche sind, sondern darüber hinaus ein faszinierendes historisch-politisches Zeitdokument aus erster Hand.

Diese glänzend geschriebenen Erinnerungen umspannen die Epoche der beiden Deutschlandkriege von 1914 bis 1945; in ihnen zeichnet der Autor die Stationen seines bewegten politischen und publizistischen Lebens bis zum deutschen Zusammenbruch 1945 und die anschließenden Lager- und Gefängnisjahre.

Mit Kühle und Schärfe, aber doch mit innerer Leidenschaft hat Helmut Sündermann in diesen bedeutenden Memoiren aus der Zusammenschau der Jahrzehnte den Blick auf das Wesentliche gerichtet: ungeschminkt und ohne andere Absicht, als schlicht die Wahrheit zu sagen, rückt er aus der Sicht eines eindringlich Beteiligten ohne den Standpunkt eines Deutschen zu leugnen die Proportionen des wirklich Geschehenen für die Kommenden zurecht. So entstand ein dramatisches Werk von ungewöhnlicher Aussagekraft.

DRUFFEL-VERLAG

D-8131 LEONI AM STARNBERGER SEE

HELMUT SÜNDERMANN

HIER STEHE ICH ...

Deutsche Erinnerungen 1914/45

WIR SIND NICHT
DIE LETZTEN VON GESTERN
SONDERN
DIE ERSTEN
VON MORGEN

H. SÜNDERMANN

HELMUT SÜNDERMANN

HIER STEHE ICH...

DEUTSCHE ERINNERUNGEN 1914/45

Aus dem Nachlaß herausgegeben von Dr. phil. Gert Sudholt

DRUFFEL-VERLAG
LEONI AM STARNBERGER SEE

Umschlagentwurf: Robert Funk
Die vier Bildtafeln sind eingeschaltet vor den Seiten 33, 49 (Ullstein), 161 und vor 177 (Ullstein)

Internationale Standard-Buchnummer
ISBN 3 8061 0700 9

Satz, Druck und Bindearbeiten: Druckerei G. J. Manz, Dillingen
Printed in Germany

Vorwort des Herausgebers

Als am 25. August 1972 Helmut Sündermann verstarb, hinterließ er nicht nur einen umfangreichen zeitgeschichtlich bedeutsamen Nachlaß, sondern darüber hinaus seine unveröffentlichten Erinnerungen.

Noch wenige Monate vor seinem Tod führte Helmut Sündermann mit dem Herausgeber mehrere lange Gespräche über ein in Aussicht genommenes Werk als historisch-politischen Rückblick auf die Jahre 1914—1970. In den entscheidenden Abschnitten sollte sich diese Arbeit auf seine bereits in Manuskriptform vorliegenden Erinnerungen und Aufzeichnungen stützen. Dieses „Buch meiner Generation", wie er es zu nennen pflegte, konnte bis auf eine einleitende Widmung nicht mehr geschrieben werden. Die Zeit war zu kurz.

Der vorliegende Memoirenband schließt nicht nur diese Lücke, er ist vielmehr ein Bekenntnisbuch eines eindringlich Beteiligten. In den Jahren 1945—1948 in Internierungslagern und im Nürnberger Gefängnis niedergeschrieben und später ergänzt, sind diese oft persönlich gehaltenen Aufzeichnungen und Erinnerungen der dramatische Lebensbericht eines Zeitzeugen. Geboren am 19. 2. 1911, den letzten Friedensjahren der wilhelminischen Ära, aufgewachsen in den Stürmen der Weimarer Republik, in der Kampfzeit der ersten 30er Jahre zum politischen Journalisten gereift, erlebte Helmut Sündermann das Dritte Reich aus der Sicht eines engagierten Publizisten in führender Position. 1942 wurde er — 31 Jahre alt — von Adolf Hitler zum stellvertretenden Pressechef der Reichsregierung ernannt, eine Stellung, die es ihm ermöglichte, einen unmittelbaren Einblick in die oft dramatischen Vorgänge jener so ereignisreichen Jahre zu tun.

Bei der Bearbeitung des Manuskriptes, das übrigens blattweise aus Internierungslagern und Gefängnissen geschmuggelt, in der Schweiz deponiert und Ende der 50er Jahre interessiertem Zugriff durch Verlagerung nach Kanada entzogen wurde, hatte der Herausgeber zu prüfen, inwieweit spätere zeithistorische Arbeiten in diese Erinnerungen einzubeziehen wären. Davon mußte jedoch schon aus stilistischen Gründen weitgehend abgesehen werden,

wollte man nicht den oft mitreißenden Fortgang der Ereignisse und Erlebnisse empfindlich stören. Gelegentliche Fußnoten verweisen u. a. auf weiterführende Darstellungen des Verfassers; eingefügte Abschnitte sind in *kursiv* gesetzt. Statt dessen wird zu gegebener Zeit ein weiterer Band mit bislang unveröffentlichten Tagebuchnotizen, zeitgeschichtlichen Aufsätzen und Vorträgen erscheinen.

Helmut Sündermann wollte das „Buch seiner Generation" den Kommenden widmen. Herausgeber und Verlag hielten es für richtig, diese 1972 skizzierten Worte dem vorliegenden Band voranzustellen, der um der Wiederbesinnung und der Zukunft willen geschrieben wurde.

Den Kommenden

Man sagt: der Blick des Alternden richte sich mit schärferer Deutlichkeit in die Vergangenheit als in die Gegenwart.

Wie jeder Satz, der den Lebensgesetzen und ihrer inneren Logik entspricht, so hat auch dieser sein Gewicht.

Dem Wink der Natur zu folgen, in still gewordenen Stunden aufzuschreiben, was aus dem dramatischen Geschehen dem Rückblick eines beteiligten Beobachters sich aufdrängt, dabei den Standort eines Deutschen nicht zu leugnen, von ihm aus das Weltgeschehen in Betracht zu ziehen: das alles zwingt den nachdenklich Gewordenen zur Feder.

Die Zeit der Gespräche verrinnt. Was so viele Jahre, ja Jahrzehnte hindurch den Nachgeborenen berichtet wurde, um das scheinbar Unglaubhafte begreiflich zu machen, das verzerrt Vernommene in die Proportionen des wirklich Geschehenen zu rükken: die Summe so vieler, lebhafter, kritischer und doch auch wieder hoffnungsbereiter Stunden bedarf nun des Griffels. Das Gespräch soll weiterleben, das Wort des Zeugen festgehalten sein. Auf die Enkel kommt es an: vor allem bei den Besiegten.

„Was Sie sagten, zeigt mir vieles in einem anderen Licht, als ich es bisher sah" — höflich beendete ein amerikanischer General, mit dem ich in den 60er Jahren an einem für Europäer so ungewöhnlichen Platz wie Rio de Janeiro einen interessanten Abend verbracht hatte und der mich zum Schiff begleitete, unsere stundenlange Diskussion — „aber es ist und bleibt nun einmal der Sieger, der die Geschichte schreibt. Haben Sie jemals etwas von den Argumenten der Karthager gehört? Wir wissen nur, was die Römer der Nachwelt mitzuteilen für richtig hielten."

Ich setzte meinen letzten Widerspruch dagegen: „Das war möglich, weil nach dem Dritten Punischen Krieg die Karthager ausgerottet wurden. Man tötete die Männer und verkaufte die Frauen in die Sklaverei. Die Deutschen aber leben noch und deshalb werden sie sich wieder besinnen."

In den Augusttagen 1945 begann ich wieder zu schreiben. Auf den Speichern der Garmischer Jägerkaserne hatte ich einige Pakken Archivgut des alten bayerischen Hausarchivs entdeckt. Ehe sie auf die amerikanischen Lastwagen verladen und in einer Müllgrube verbrannt wurden, ließen sich einige leere Seiten herausreißen. Auf sie notierte, schrieb ich:

August 1945

Es ist eine gedankenvolle Zwischenzeit, die wir verleben. Das Gewesene ist abgeschlossen, das Kommende hat noch nicht begonnen. Im Bereich von Postentürmen und Stacheldraht, von Hunger und Entbehrung formt sich in uns eine geistige Welt zwischen gestern und morgen.

Eng verbunden mit dem, was war, sind wir doch abgeschnitten von allem, was heute geschieht. Eines Nachts werden wir von wilden Schüssen und lauten Rufen der Wachtposten geweckt. Am nächsten Morgen erfahren wir die Nachricht — Japans Kapitulation. Der zweite Weltkrieg ist zu Ende.

Er hat für mich in der Berliner Wilhelmstraße begonnen und schließt nun ferne in einer anderen Welt.

Wir sind die Besiegten. Jeden Tag spricht diese ernste Wahrheit mit neuer Eindringlichkeit zu uns. Und würde nicht vor unserem Kasernenfenster die Alpspitze in ihrer unerschütterlichen Ruhe daran erinnern, daß es zwischen Himmel und Erde noch Werte gibt, die von Glück und Unglück unberührt bleiben, dann könnte unser Leben nur noch von Bitterkeit bestimmt sein.

So aber richtet sich der menschliche Geist trotz allem immer wieder auf, sucht und greift nach Haltepunkten auch dort, wo sie schwer zu finden sind.

Mag an uns der Satz des gallischen Feldherrn sich vollziehen, der mit dem Wort „vae victis" sein Schwert in die Waagschale warf, als es galt, das Opfer des Besiegten zu bestimmen, mag der Blick nach vorne verschlossen sein — in immer deutlicherem Licht tritt trotz allem das wieder auf mich zu, was uns den Weg gewiesen hat, den wir bis zum Ende gegangen sind. Die Gefühle und Hoffnungen, die Kindheit und Jugend bewegten, die Ideale und

Erlebnisse, die den Mann verpflichteten — sie alle beginnen in neuer, veränderter Klarheit aus den Nebeln des Tages aufzuleuchten.

Und ich begann einen Lebensbericht niederzuschreiben, in dem vom München des Jahres 1911, meines Geburtsjahres, vom frühverstorbenen Vater, der getreuen, lebensfrohen, tatkräftigen Mutter, von der Kindheit in München und im schönen Starnberg die Rede war — von den ersten Kindheitseindrücken, die bald vom Krieg überschattet wurden. Einiges davon mag hier stehenbleiben, weil es andere anderswo gleich unvergeßlich erlebt haben.

So erinnere ich mich eines Sommerabends, an dem die Mutter mich zum Platz vor dem Starnberger Rathaus mitnahm, wo ein Fackelzug und ein Festakt mit Musik stattfand. Ich sehe noch die Gestalt des Kaufmannes Tresch vor mir, wie er als Bürgermeister — den Zylinder in der Rechten — eine schmetternde Rede hält, und ich spüre die freudige Erregung der Starnberger Bürger, in die eingekeilt ich das Ereignis miterlebte, tief beeindruckt von der Fülle der Menschen, der rauschenden Musik, den Fahnen und Fackeln. Später erfuhr ich, daß es der Fall der Festung Warschau (August 1915) war, der in Starnberg so festlich begangen wurde.

Andere Einzelbilder verzeichnet das Gedächtnis: Eine Szene im abgedunkelten Münchner Hauptbahnhof, ein Onkel verabschiedet sich, um dorthin zu fahren, was im Munde der Erwachsenen so bedeutend wie geheimnisvoll „Front" genannt wird. Die große Unbekannte, die so unmittelbar in unseren Familienkreis eingreift — noch ein weiterer Bruder meiner Mutter steht als Offizier im Felde — erregt die Phantasie, und die Vorstellungen von Schützengräben, Granatfeuer, von Patrouillen-Unternehmen und Unterständen, von Verwundetwerden und Fallen vereinigen sich entsprechend den Gesprächen, die zu Hause, bei den Nachbarn und den Schulkameraden ans Ohr dringen, zu einem unvollständigen, aber erregenden Bilde, das die Überschrift „Krieg" trägt. Auch jener abendliche Abschied in der Bahnhofshalle, das Hinausgleiten des Zuges in eine feindliche Finsternis gehört zur kindlichen Vorstellung über ein Geschehen, das damals und später mit unentrinnbarer Macht in das Leben der Menschen eingriff.

Ein anderes, freundlicheres Erlebnis haftet seit jener Zeit in

der Erinnerung: Im Hause der Großeltern, in der Münchener Ludwigstraße gelegen, ist die ganze Familie versammelt, um als Zuschauer an dem militärischen Schauspiel Anteil zu nehmen, das sich unten auf der Prachtstraße der bayerischen Hauptstadt zu entwickeln beginnt. Während das Summen einer vieltausendköpfigen Menschenmenge herauftönt, zappeln die Danzer-Enkel an den weitgeöffneten Fenstern in freudiger Erregung — von aufmerksamen Tanten vor der Gefahr des Hinausfallens behütet. Bald kommt Ordnung in die unabsehbare Masse von grauen Soldaten, Kommandorufe tönen herauf, Offiziere reiten die Linien entlang, die sich bis zum Siegestor hinunterziehen. Die Großmutter erzählt — angeregt durch das ähnliche Bild — von dem Einmarsch der aus Frankreich siegreich zurückkehrenden Truppen, den sie von denselben Fenstern aus im Juni 1871 miterlebt hat. Alles hofft, daß ein gleiches Erlebnis auch das Ende dieses Krieges bezeichnen möge. Inzwischen hat sich eine feierliche Stille über die breite, stolze Straße gelegt, nun unterbrochen von den energischen Klängen der Militärkapellen. Von Ferne nähert sich langsam eine Gruppe von Offizieren, weiße Federbüsche wehen auf den grau überzogenen Helmen. An der Spitze stockenden Schrittes eine gebeugte Gestalt, ein alter weißbärtiger Mann, den Marschallstab grüßend erhoben: Es ist der bayerische König Ludwig III., der seinen 70. Geburtstag mit militärischer Feierlichkeit begeht. Das Zeremoniell ist noch das alte, die Formen sind geblieben, wie sie einstmals waren, aber die hellen Farben königlichen Prunkes haben bereits weichen müssen — grau ist das Bild geworden, grau die Gedanken, die es umgeben.

Vom Herbst 1917 ab tritt das Erlebnis des Krieges in immer ernsterer Zeichnung, in immer düstererem Licht vor das jugendliche Auge, bis sich die dunkle Schicksalswolke schließlich vollends vor die Sonne des Kinderhimmels schiebt. Noch heute empfinde ich fast körperlich das Gefühl, als ob sich damals ein dichter feindlicher Nebel über das Leben gesenkt habe. Das Gedächtnis verzeichnet kaum einen strahlenden Tag aus jener Zeit, dunkel sind alle Szenen, die haften blieben.

Zu den unvergeßlichen Merkmalen jener bedrückenden Zeit gehört die Erscheinung der Briefwaage auf dem häuslichen Frühstückstisch, um die anderthalb dünnen und klebrigen Brotscheiben

abzuwiegen, die widerliche Suppe aus weißen Rüben, mit der es mittags und oft auch abends galt, satt zu werden, das „Anstehen" in der langen Menschenschlange vor dem Fleischerladen. Die so kindheitsfremde Sorge um das Sattwerden hat sich mir damals schon mitgeteilt.

In München war es besonders trübe geworden, die Menschen gereizt, die Stimmung düster. Seit einige französische Flugzeuge von Westen kommend ein paar Mal über der Stadt erschienen waren, trat auf den abendlichen Straßen eine teilweise Verdunklung ein. Ein Bombenabwurf auf den von Passanten belebten Sendlinger-Tor-Platz, bei dem es eine Anzahl Tote gegeben hatte, war das meistbesprochene Ereignis. Daß der Krieg so weit über die Fronten hinaus in den Bereich des zivilen Lebens eingriff, erschien als erschreckendes Erlebnis.

Der Zusammenbruch der deutschen Ernährungswirtschaft, die erste Meuterei der Flotte, der Munitionsarbeiterstreik des Januar 1918 andererseits die zweifelnde Hoffnung auf eine entscheidende Offensive im Westen, das sind die Momente, von denen der materielle und seelische Zustand Deutschlands in jenen dunklen Monaten gekennzeichnet wird. Wie dies stets in Situationen außergewöhnlicher Belastung zu sein pflegt, zeichnete sich der erste Bruch des Wilhelminischen Staatsgebäudes dort ab, wo es seine schwächste Stelle hatte: in der sozialen Struktur. Dem allzu selbstbewußten Klassenstolz, dem durch liberale Worte nur schlecht verhüllten wirtschaftlichen Egoismus der bürgerlichen Schicht antwortete zunächst mit dumpfem Drohen und schließlich mit überraschenden Handlungen der klassenkämpferische Aufstand all derer, die sich durch die Erstarrung der bürgerlichen Welt in ihrem Streben gehindert fanden und sich als vom Schicksal Enterbte fühlen mußten.

In solchen Verhältnissen wird das Schlagwort zum Stimulans, nach dem die Massen begierig greifen. Bei uns in München nannte es sich: „Die Großkopfeten" und besagte eine Kampfansage gegen Monarchie und Bürgertum, gegen Krieg und kapitalistisch-liberale Staatsgrundlage, kurzum gegen die bestehende politische und soziale Ordnung in allen ihren aktuellen Erscheinungsformen: Für die „Großkopfeten" wird der Krieg geführt — sie prassen, während das Volk hungert — sie wollen profitieren, während

die Armen verbluten — stürzt die „Großkopfeten", und es wird nicht nur der Krieg beendet sein, sondern auch ein neues Leben in wahrer Freiheit und sozialistischer Gerechtigkeit beginnen. In Frankreich und England — so wird weiter geraunt — warten die dort ebenfalls geknechteten Massen nur auf das Signal, um sich mit uns zu verbrüdern, auch ihren Klassenkampf auszufechten und ihn gemeinsam mit dem deutschen Arbeiter zu gewinnen.

Solche Parolen — in Starnberg das Hauptgespräch der benachbarten Schusterwerkstatt — wurden so sehr Allgemeingut, daß auch im Umgang und Spiel der Volksschüler die Frage, ob „Großkopfeter" oder nicht, eine groteske Rolle zu spielen begann. Schon die Achtjährigen plapperten populäre Schimpfworte auf den bayerischen König nach, dessen Geburtstag noch mit Fahnenschmuck und Schulfeier begangen wurde.

*

Noch stehen mir die Tage des November 1918 deutlich vor Augen: Ich war an „Grippe" erkrankt, einer Seuche, die im hungernden Deutschland von damals Tausende von Todesopfern forderte — ich lag fiebernd im Bett, nur manchmal geweckt durch die rollenden Truppentransporte, die mit wenigen Minuten Abstand auf der Eisenbahn am Hause vorüberdonnern, Richtung Mittenwald, den Italienern entgegen. In ihrer Besorgnis wegen meiner Erkrankung telefoniert die Mutter wiederholt nach München, um einen befreundeten Kinderarzt — eine Kapazität auf seinem Gebiete — zu einer Fahrt nach Starnberg zu bewegen. Es ist der 7. November, an dem Professor Hecker tatsächlich kommt, stark wirkende Arzneien verordnet und zur Rückfahrt gerade noch den letzten Zug des Tages erreicht. Als er in München eintrifft, erfährt er von den dramatischen Ereignissen, die sich dort inzwischen abgespielt haben. Eine Versammlung auf der Theresienwiese hat stattgefunden, einberufen von der linksradikalen USP (Unabhängige Sozialdemokratische Partei), angeführt von einem Literaten, dessen Name von nun an in aller Munde ist: Kurt Eisner. Von der Kundgebung aus formiert sich ein Demonstrationszug in die Stadt. Auf diese Nachricht hin packt als erster der bayerische Kriegsminister die Koffer. Der König erhält die Kunde bei einem Spaziergang im Englischen Garten, zugleich mit

dem dringenden Rat seines Ministerpräsidenten, München sofort zu verlassen. Als der Zug, der den Professor in die Stadt zurückbringt, am Starnberger Bahnhof eintrifft, ist das Haus Wittelsbach, eine der ältesten Dynastien Europas, als erste der Umsturzwelle zum Opfer gefallen. In den nächsten Tagen treten auch die Hohenzollern, die Wettiner und wie die deutschen Fürstenhäuser sonst noch heißen, sang- und klanglos von der politischen Bühne ab. Mit ihnen bricht auch das deutsche Bürgertum bisheriger Prägung zusammen.

In meiner Krankheit hat das Eingreifen des Münchner Arztes die Krise und Wendung gebracht, das Fieber sinkt, Bewußtsein und Verständnis regen sich wieder. Mit Tränen in den Augen sitzt die Mutter am Bett und erzählt, was geschehen ist: Der Krieg ist zu Ende, aber er ist verloren. Der Kaiser ist geflohen, Machthaber in Bayern ist Kurt Eisner geworden. Die feindlichen Truppen stehen am Brenner. Niemand weiß, was noch werden soll. Die düstere Stunde prägt sich unvergeßlich dem kindlichen Gemüt ein. Erstmals regt sich eine innere Stimme der Auflehnung gegen das Schicksal, des Willens, ihm zu begegnen. Mit noch fiebriger Stimme versuche ich, der Mutter Trost, mir selbst Zuversicht zuzusprechen: „Es muß ja wieder anders werden."

*

Merkwürdigerweise ist mir der 12. Februar 1919 noch in manchen Einzelheiten im Gedächtnis. Ich sehe mich — erstmals ohne erwachsene Begleitung, die Mutter war vorausgefahren — im Vormittagszug nach München sitzen. Eingekeilt zwischen laut debattierenden, Knaster rauchenden Männern verfolge ich deren Gespräche, die in bajuwarischen Kraftausdrücken den „Schwindel" von gestern und heute, Krieg und Revolution erörtern. Auf einer Zwischenstation drängen sich neue Reisende mit allen Zeichen der Erregung in den dichtgefüllten Wagen. Von der Tür her spricht sich die Nachricht durch die Menge: „Eisner ist erschossen." Auf Minuten verstummen die Gespräche, dann zeichnet sich deutlich ein wachsende Stimmung für den Ermordeten ab. Graf Arco gehört zu sichtbar dem Kreise feudaler Reaktion an, als daß seine Tat populär sein könnte. Eine radikale Antwort auf das Ereignis bereitet sich vor. Es mag eine erste Regung journalistischer Lei-

denschaft sein, daß ich die Erregtheit und Spannung des Augenblicks nicht ohne Genuß empfinde und mit größter Aufmerksamkeit die Ankunft in München erwarte. Dank der Voraussicht der Mutter, die mich am Bahnsteig erwartet und sofort den nächsten Zug zurück besteigt, werde ich zwar enttäuscht, aber es erweist sich, daß es auf viele Tage die letzte Gelegenheit war, München zu verlassen. Ein Generalstreik, der den gesamten Verkehr lahmlegte, war die erste Antwort auf Eisners Ermordung. In Starnberg blieb es vorerst noch ruhig, aber in München begann mit wachsender Schnelligkeit ein Prozeß der Radikalisierung. Alle Phasen des Marxismus bis zur absoluten Rätediktatur wurden durchexerziert. Die Machthaber wechselten in rascher Folge, und ihre politischen Experimente nahmen immer eigenartigere Formen an. Die Verbindung mit der Stadt wurde nun oft durch Streiks und andere Störungen unterbunden, die Nachrichten von dort lauteten in zunehmendem Maße verworren. Eine wilde Verhaftungswelle setzte ein, die auch auf das Land übergriff. In den Nächten durchzogen bewaffnete Patrouillen die Straßen, drangen in die Häuser ein, nahmen wilde „Durchsuchungen" vor, wobei es keineswegs um politische Dokumente, sondern um Lebensmittel und Wertsachen ging.

Starnberg war als Villenvorort ein besonders beliebtes Ausflugsziel der rasch wechselnden Münchener Machthaber und ihrer „Garden". Unvergeßlich ist mir ein in der Osternacht 1919 mit Maschinengewehrfeuer eingeleiteter und nach allen Regeln der Kriegskunst durchgeführter Überfall auf das Nachbarhaus, in dem ein Herr von Dall'Armi wohnte. Der Vorgang endete mit der Fortschleppung zahlreicher Einrichtungsgegenstände und der Verhaftung des alten Herrn. Dieser wurde zunächst in einem Starnberger Gasthof eingesperrt, besaß aber die Geistesgegenwart und Gewandtheit, durch ein Fenster des ersten Stockes zu entweichen. Das hat ihm wahrscheinlich das Leben gerettet. Einer seiner Verwandten wurde kurz darauf beim Geiselmord im Hof des Münchner Luitpoldgymnasiums erschossen.

Ende April spitzten sich die Verhältnisse zu: Die nach Eisners Ermordung auf Grund der Landtagswahlen vom Januar 1919 gebildete bayerische Regierung war schon im März nach Nordbayern geflohen und bereitete von Bamberg aus die Wiedererobe-

rung Münchens vor, wo inzwischen offiziell die Rätediktatur ausgerufen worden war.

Gerüchteweise hörte man von Vorbereitungen der Regierungstruppen und von der Bildung eines „Freikorps Epp". Wilde Schlagworte von „Weißgardisten", die zum „Arbeitermord" rüsten, begannen die Spalten der einst so seriösen „Münchner Neuesten Nachrichten" zu beherrschen. Die „Rote Garde" bereitete sich auf Kampf vor. Auch in Starnberg hatte sie ein Hauptquartier eingerichtet — wenige Häuser von unserer Wohnung entfernt. Ein Posten mit umgehängtem Gewehr, dem Stil jener Tage entsprechend Lauf nach unten, bewachte das Haus, aus dem zu jeder Tag- und Nachtzeit der Lärm alkoholischer Gelage vernehmbar war.

Eines schönen Tages Ende April ist es schließlich so weit: Ein „weißes" Flugzeug kreist im Tiefflug über Starnberg. Tausende von Flugblättern übersäen Straßen und Gärten, kündigen den Anmarsch württembergischer Regimenter und des Freikorps Epp an. Während von ferne her, aus der Richtung Pöcking—Possenhofen schon Gewehrfeuer vernehmbar wird, schickt der Schulleiter uns nach Hause, freilich ohne den jugendlichen Erlebnishunger zu bedenken. So jagen wir denn in Starnbergs Straßen den Flugblättern nach, beobachten am Bahnhof die Vorbereitung eines bewaffneten Zuges, den die Hauptmacht der „Roten" dann zum Rückzug nach München benutzen wird. Zu Hause finde ich die Mutter und die Mitbewohner im Keller versammelt, ängstlich die Entwicklung der Ereignisse verfolgend. In der Ecke eines Nachbargartens ist ein Maschinengewehr aufgebaut, von dem aus von Zeit zu Zeit Feuerstöße auf das immer noch über Starnberg kreisende Flugzeug abgegeben werden. Während die Hausgemeinschaft noch in erregten Gesprächen die Möglichkeiten des Bombenwurfes, des Artilleriebeschusses, Straßenkampf und Plünderung erörtert, ist die Kampfhandlung schon über uns hinweggegangen. Nachdem etwa ein Bataillon der roten Streitkräfte mit dem Zug in Richtung München abgefahren ist, rücken die „weißen" Truppen in Starnberg ein, ohne Widerstand zu finden. Als wir gegen Mittag auf die Straße hinaustreten, stehen gerade an die zwanzig zurückgebliebene Rotarmisten mit erhobenen Armen an einem Gartenzaun und werden entwaffnet. In der Hauptstraße und am

Tutzinger-Hof-Platz ist die Artillerie des einrückenden Regiments unter lebhaftester Anteilnahme der Bevölkerung aufgefahren. Während ich das ungewohnte Bild bestaune, ist aus der Richtung des Krankenhauses eine neuerliche Gewehrsalve zu hören. Gleich darauf erfahren wir: „Die Roten sind erschossen worden." Tatsächlich hat man die paar Gefangenen, die wir vorhin gesehen hatten, am Bahndamm aufgestellt und niedergemacht . . .

Nach dieser allzu raschen Justiz, die später durch die Errichtung eines Gedenksteines auf dem Sammelgrab der meist jugendlichen Opfer nicht wieder gut gemacht werden konnte, kehrte bald wieder Ordnung in Starnberg ein. Das soldatische Leben und Treiben, das sich nun vor unseren Augen abspielte, unterschied sich in seiner Disziplin und Sauberkeit recht wesentlich von all dem, was seit den Novembertagen zu sehen war — ein Nachklang zum militärischen Bild des Weltkriegsdeutschland. Unvergeßlich durch den Kontrast zu den Erlebnissen der Rätezeit der Einzug des Generals von Epp, hoch zu Roß an der Spitze einer geordneten, singenden Truppe, gerüstet zum Sturm auf die letzte Festung des Widerstandes.

Es folgen Tage widerspruchsvoller Gerüchte über den im Gang befindlichen Kampf um München — unzuverlässig übertrieben und alarmierend, wie stets in solchen Situationen. In Starnberg hebt indes das normale Leben wieder an. Das Brett auf dem Dachboden, unter dem einige Lebensmittel und Wertsachen geborgen sind, kann wieder gehoben und das Versteck geräumt werden. Der zur Flucht gepackte Beutel — seit November bereitgehalten — wird beiseite getan. Die tägliche Abwechslung der Einquartierung läßt nach. Der Nachschub rollt ohne Halt durch Starnberg hindurch. Die Kämpfe haben sich über Forstenried bereits in das Innere der Stadt verlagert.

Nach spannungsvollen Tagen fernen Kanonendonners und verwirrender Meldungen kommt endlich die große Nachricht vom Fall Münchens. Bei erster Gelegenheit fährt die Mutter mit mir in die Stadt. Manche Spuren der Kämpfe sind zwar noch zu sehen. Die Stadt selbst aber, von der schweren Spannung einer tagelangen Schlacht erlöst, genießt die schönen Maitage aus vollen Zügen.

Ein Mann namens Hitler

Nachdem der düstere Spuk der Rätediktatur vorübergegangen war, schien die Sonne in jenen ersten Jahren nach dem Kriege in Bayern um ein Weniges heller als im übrigen Deutschland. Dem wirbelnden Sturm der Revolutionszeit folgte zunächst eine gute Stille. Ein erstes Erholen ging durch das trotz allen Umsturzes doch gesunde Land. Die Zeitungen prägten das Wort von der „Ordnungszelle Bayern" und bezeichneten damit nicht schlecht den Unterschied zwischen dem hier wieder beruhigten öffentlichen Leben und dem noch gärenden Zustand, dem weiter schwelenden Feuerbrand im übrigen Reich.

Zwei, wenn auch nicht ganz identische, so doch stark ineinandergreifende politische Parolen traten in jener Zeit in Bayern in den Vordergrund der öffentlichen Diskussion: Die eine forderte die Lostrennung Bayerns vom Reich und wollte die bayerische Zukunft mit einem „Donaustaat" verbunden wissen, die andere verfocht vor allem den Gedanken einer Wiedereinführung der Monarchie, einer Restaurierung der Wittelsbacher. Die „Los-von-Berlin"-These, die Forderung nach einer Auflösung des Bismarckschen Reiches ist eine bis in die Novembertage 1923 hineinwirkende politische Formel, deren geschichtliche Bedeutung aus heutiger Sicht vor allem in den Gegenkräften liegt, die sie ausgelöst hat.

So wenig der Separatismus in Bayern ernstlich populär wurde, so sehr ist das Bekenntnis zur Monarchie, die offene Zurschaustellung „altbayerischer Königstreue" ein Charakteristikum jener Jahre. Die Titel „Königlicher Hoflieferant" prangten mit erneuertem Glanz auf allen Firmenschildern, auch das Hofbräuhaus nannte sich wieder „königlich". Symbolisierte Kronen schmückten sogar das Wappen des bayerischen „Freistaates", wie die Bezeichnung seit 1918 lautete. Kronprinz Rupprecht und die anderen Angehörigen des königlichen Hauses sahen sich im Mittelpunkt lauter Ovationen, wenn sie — was nun wieder häufig geschah — öffentlich in Erscheinung traten. Der vordem so verlästerte König Ludwig III., der inzwischen aus der Schweiz nach dem Schloß Wildenwart bei Prien zurückgekehrt war, erlebte eine

Fülle von Loyalitätskundgebungen, wie sie ihm in solcher Wärme aus seinen fünf Regierungsjahren nicht in Erinnerung sein mochten.

Ihren Höhepunkt und – ihre Krise fand die monarchistische Welle in den Novembertagen des Jahres 1921. Ludwig III. war auf seinem ungarischen Landsitz gestorben und das wieder so königstreu gewordene Bayern rüstete sich aus diesem Anlaß zu einer ungewöhnlichen Demonstration. Wochenlang kannte das Land und die Hauptstadt nur das eine Thema des feierlichen Begräbnisses, das den verstorbenen König und die ihm bereits 1919 im Tode vorausgegangene, seitdem in Wildenwarth ruhende Königin in der Gruft der Münchener Frauenkirche vereinigen sollte.

Noch sehe ich den königlichen Totenzug stundenlang durch die Münchener Straßen ziehen. In wohlabgemessenen Vertretungen entfaltet sich in ihm eine großartige Kundgebung der Landestrauer. Von der bunten Wichs der studentischen Verbindungen zur schwarzen Uniform der Penzberger Bergknappen, von den Werdenfelser Gebirgsbauern zu den Pfälzer Winzern, alle Bischöfe im Ornat, die republikanische Regierung demgegenüber schlicht in Gehrock und Zylinder, zahlreiche Gesandte fremder Länder, ein ganzer Block Prinzen aller europäischen Fürstenhäuser — alles, was mit Bayern, was mit Wittelsbach Verbindung hat, nimmt demonstrativ an dieser Kundgebung teil, die weniger den beiden Toten zu gelten scheint, als dem, der in der Uniform eines Generalfeldmarschalls einsam, als wäre er nun König, hinter den zwei schwarzen Prunkwagen einherschreitet: Kronprinz Rupprecht. Die Hunderttausende, die den merkwürdigen Tag in tiefer Erregung miterleben, sind von der Überzeugung ergriffen, daß das Haus Wittelsbach eine triumphale Rückkehr in seine Residenzstadt gehalten hat und daß nun das so lange Erwartete geschehen wird – die Ausrufung eines neuen bayerischen Königtums.

Nachdem die Absperrungen sich gelöst haben und während die Trauerzeremonien im Dom zu Ende gehen, verharren die Menschenmassen auf allen Plätzen, sie warten auf das, was nun kommen wird. Aber es kommt nichts. Die Mittagsstunde ist längst vorüber, immer noch schleppe ich die Mutter erwartungsvoll von Platz zu Platz. Überall Menschen, aber nirgends das Ereignis

Langsam verrinnt die Welle der Erregung, instinktiv begreifen die Wartenden die Entscheidung dieses Tages: Auch in Bayern gibt es keine Wiederkehr des Vergangenen mehr — es mochte noch einmal königlich begraben werden, die Kraft zur Tat war erloschen.

Wo sind echtere Haltepunkte der Hoffnung, an die Herz und Verstand sich klammern mögen? Das sind die Fragen einer Zeit, in der in neuer, ungekannter und schrecklicher Form das Gespenst der Not durch das deutsche Land zieht.

*

Kaum war der Hunger etwas in den Hintergrund getreten, als eine neue Gefahr den Horizont verdunkelte. Zuerst nannte man sie „Teuerung", dann „Geldentwertung", schließlich „Dollarkurs" und „Inflation". Mit dem sog. Londoner Ultimatum vom Mai 1921, der verschärften Reparationsforderung der Alliierten, begann der entscheidende Abschnitt einer Entwicklung, die schließlich im Furioso des Jahres 1923 endete. Das nationale Schicksal wuchs wie im Krieg wieder zu einer Macht an, die diktatorisch ins Leben des einzelnen eingriff, Alter und Jugend erneut aus Bindung und Geborgenheit riß.

In schulfreien Stunden war ich damals ständiger Gast in der kleinen Redaktion des Starnberger Lokalblattes, des „Land- und Seeboten". Die besondere Atmosphäre der Zeitungswelt mit ihrer pausenlosen Emsigkeit, dem rollenden Getöse der Druckmaschinen und ihrer so sinnfälligen Verbundenheit mit dem Tagesgeschehen hat mich damals zum ersten Male in ihren Bann gezogen. Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte ich den Weg manch bewegender Nachricht von der einlaufenden Depesche bis zu der auf das Starnberger Leserpublikum wirkenden Schlagzeile. Bald freilich traten alle politischen Geschehnisse hinter einer monotonen täglichen Hauptnachricht zurück, deren Bekanntgabe Abonnenten schon vor dem Tore des Verlagsgebäudes erwarteten: Die neueste Börsennotierung des amerikanischen Dollars. Nach diesem begann sich das ganze persönliche Leben auszurichten, denn mit dem abgrundlosen Absinken der Markwährung stiegen im gleichen Verhältnis alle Preise des täglichen Bedarfes. Vom Brotlaib bis zur Fahrkarte nach München — es galt, jede Ein-

nahme sofort zum Einkauf des dringendst Benötigten umzusetzen, denn ein Vermögen von heute konnte morgen schon nur noch den Wert eines schlechten Witzes besitzen. Das Bild des allgemeinen Wirtschaftslebens war gekennzeichnet von entnervender Unsicherheit und Ausweglosigkeit auf der einen, von unverhüllter Schamlosigkeit auf der anderen Seite. Nie ist ein ganzes Volk so offen ausgeplündert worden wie damals das deutsche, nie haben Betrüger so lange und so offen ihr Handwerk betreiben können wie das „Schiebertum" jener Jahre. Ein riesiger Besitzwechsel vollzog sich: In einem ihnen unbegreiflichen Prozeß verloren Millionen Deutsche ihren durch Generationen vererbten und in Jahrzehnten erworbenen Besitz. Eine kleine, aber gerissene Schicht von Spekulanten, deren meist jüdische Herkunft dem deutschen Antisemitismus die ersten großen Impulse gab, gelangte im Zeitraum weniger Jahre zu ergaunertem Reichtum. Die ersten Schritte der Geldentwertung waren nicht ohne Billigung der Berliner Regierung unternommen worden, in der Absicht, die innere Verschuldung des Reiches zu verringern und einen gewissen sozialen Ausgleich zwischen den besitzenden und den besitzlosen Klassen herbeizuführen. Aber die einmal geöffnete Schleuse ließ sich, vor allem angesichts der Reparationszahlungen, nicht mehr schließen, und die Sturmflut der Inflation verwüstete endlich mit der vernichtenden Wucht einer Naturkatastrophe das ganze deutsche Wirtschaftsleben. Zwar schrumpfte die deutsche Reichsschuld zum Wert weniger Pfennige zusammen, aber auch das deutsche Volksvermögen ging zugrunde. Zwar verarmten die bisher Besitzenden, aber die Besitzlosen erbten nichts von diesem Reichtum: Die deutschen Wirtschaftswerte wurden Gegenstand eines internationalen Ausverkaufs, der freilich niemand Glück gebracht hat, weil er zum auslösenden Faktor vieler späterer Krisen geworden ist.

Ein persönliches Erlebnis, der Tod meines Großvaters, bezeichnet für mich den Ausgangspunkt mancher Gedanken über jene erregte Zwischenzeit des Umsturzes aller Werte, Begriffe und Gefühle.

Verständnislos gegenüber einer volkswirtschaftlichen Entwicklung, für die es aus der Zeit kaufmännischer Solidität und bürgerlicher Ehrlichkeit keine Maßstäbe gab, hatte der Großvater im

Herbst 1922 den stolzen Familienbesitz, das Haus in der Münchener Ludwigstraße, an eine der damals so zahlreich aus dem Boden sprießenden Bankfirmen verkauft. Die anfängliche Befriedigung über den scheinbar guten Erlös schlug bald in lähmendes Entsetzen um, Aktien einer Schwindelfirma waren in Zahlung gegeben worden, der zusätzliche Barbetrag wurde wenige Wochen später bereits durch einen neuen Sturz der Mark entwertet. Arbeit und Mühe eines ganzen Lebens waren damit umsonst gewesen: Nackte Not zeichnete sich als Altersschicksal ab. Schließlich hat eine höhere Macht gütig eingegriffen — im Juli 1923 kurz vor der letzten Wahnsinnssteigerung der Inflation legte sich der 76jährige schlafen, ohne wieder aufzuwachen.

*

Von den ersten Januartagen 1923 bis tief in den November dieses ernsten Jahres zieht sich eine Kette von bedeutenden Geschehnissen. Glied schließt sich an Glied: Vom Ruhreinmarsch der Franzosen zum „Passiven Widerstand" der Regierung Cuno und zur entgegengesetzten „Erfüllungspolitik" Stresemanns, über die deutsche Billionen-Inflation zum Experiment der Rentenmark, von den bayerischen Separationsbestrebungen zum sog. „Hitler-Putsch" und zum Zusammenstoß an der Feldherrnhalle. Das Finale des Jahres bildet schließlich ein von Frankreich inspirierter Separatistenaufstand in der bayerischen Pfalz. Unter allen diesen Ereignissen wird von dem, das am meisten eine reine Episode zu sein scheint und das als „Bierkellerputsch" in der Welt lächelnd abgetan wird, die wichtigste geschichtliche Wirkung ausgehen.

Der 8./9. November 1923 — in Starnberg, vor den Toren Münchens erlebt — stellt sich der Erinnerung dar wie ein feuriges Zeichen am nächtlichen Himmel. Ein Vormittag fiebernder Erregung, durch ein Zeitungsblatt ausgelöst, ein Nachmittag der Ungewißheit, schließlich ein Abend voll aufregender Gerüchte, die den am Bahnhof wartenden Starnbergern von den aus München ankommenden Reisenden im Vorübergehen zugerufen werden: Dies ist der 9. November 1923 für jene, die ihn in der Ferne und doch auch in der Nähe erleben, denn auf die ersten Nachrichten hin hat sich auch in Starnberg ein Fähnlein von Nationalsozialisten gesammelt, bereit, dem Rufe der „Deutschen Nationalregierung"

Folge zu leisten, die am Abend vorher im Münchener Bürgerbräukeller ausgerufen worden war.

Der frühe Morgen des 10. November bringt endlich die ersten zuverlässigen Nachrichten über das, was in der Stadt wirklich geschehen war, gefolgt von einer Liste der Toten. Unter ihnen ein in der Familie wohlvertrauter Name — Theodor von der Pfordten, einst ein Freund des Vaters, ein Mann von philosophischer Prägung. Ihn unter den Gefallenen der Feldherrnhalle zu wissen, macht das zunächst nur instinktiv Empfundene dem jugendlichen Gemüt zur festen Überzeugung: Es muß eine gute Sache sein, für die am 9. November in München gekämpft und gestorben wurde.

Von diesem Tage an hat der Name Adolf Hitler für mich einen besonderen Klang.

Schon aus den Jahren vorher war er mir nicht unbekannt. In München wurde seit langem von dem „großartigen Redner" gesprochen, den man gehört haben müsse, der mit dem Versailler Vertrag in einer Weise und Schärfe abrechne, wie sie bisher noch nicht gehört worden sei. Schon 1922 erscheint dieser Redner auf den Programmen, wenn etwa eine der großen nationalen Kundgebungen stattfindet, in denen sich die Unzufriedenheit mit der Gegenwart und die Hoffnung auf eine bessere Zukunft zu Worte meldet. In die Chamade der Redner der „Vaterländischen Verbände", die da über die Willkür der Alliierten, über Oberschlesien, den Korridor, Südtirol, das gefährdete Rheinland Klage führen, fährt die Fanfare, unter den redenden Bürgern erhebt sich der Fanatiker des Wortes, er spricht nicht nur von den Grenzen, sondern vor allem vom Reich, nicht nur von Polen, Franzosen und Italienern, sondern von den Deutschen und ihrer Erhebung. Es dauert nicht lange und dieser Hitler ist nicht mehr nur eine Nummer eines Programms, sondern der Name, der die Massen herbeizieht.

Hitler ist damals noch eine Erscheinung der bayerischen Politik, und diese bildet den Hintergrund auch noch des November 1923. Die katastrophale Situation des Reiches hatte in München die alten Bestrebungen in Richtung einer Verselbständigung Bayerns in konkrete Bahnen gelenkt. Im Oktober war es zu dem ganz außergewöhnlichen und auch international beachteten Akt der Vereidigung der in Bayern stationierten Reichswehrtruppenteile

auf die bayerische Regierung gekommen. Die immer noch schwelende wittelsbachische Restaurationsidee verband sich nun mit dem Gedanken einer bayerisch-österreichischen Föderation katholischen Charakters, wobei die Stellung der Millionenstadt Wien ebenso ungeklärt war, wie das Verhalten zum Reich. Von beiden Bindungen sollte der neue monarchische Staat möglichst freigehalten werden.

In eine politische Kundgebung, die der sog. „General-Staatskommissar" Kahr am Abend des 8. November im Bürgerbräukeller abhielt und von der bedeutende Entscheidungen erwartet wurden, drang Hitler mit einigen bewaffneten Begleitern ein und proklamierte die deutsche Revolution mit dem Gedanken eines Marsches auf Berlin. Es mag fraglich erscheinen, ob Hitler ernstlich auf das Gelingen eines so kühnen Unternehmens gehofft hat, sicher ist, daß er durch sein Losschlagen die bayerischen Pläne im entscheidenden Augenblick durchkreuzt hat. Von guten Kennern der damaligen Verhältnisse wurde mir später versichert, daß Kahr an jenem Abend die Proklamierung der bayerischen Selbständigkeit und für den darauffolgenden Sonntag die „Heimholung" des Kronprinzen Rupprecht als König geplant hatte. Dieser hielt sich damals in Berchtesgaden bereit und erwartete den Ruf. Kahrs enge Bindung an ihn zeichnete sich sogar in den Erklärungen der dann im Verlauf des Putsches gebildeten „Deutschen Nationalregierung" ab: Kahr bezeichnete sich in der Proklamation jenes Abends ausdrücklich als „Statthalter des Königs". Als dann im Frühjahr 24 die Ereignisse gerichtlicher Untersuchung unterzogen wurden, fanden mehrere Sitzungen des Gerichtes unter Ausschluß der Öffentlichkeit statt, eine Maßnahme, die vor allem als Rücksicht auf die Person des Kronprinzen galt. Eine volle historische Klärung der damaligen Tatbestände ist merkwürdigerweise sogar nach 1933 nicht erfolgt, vielleicht haben auch zu dieser Zeit noch innen- und außenpolitische Rücksichten gewaltet, die eine volle Aufdeckung aller Zusammenhänge verhindert haben.

Wie immer freilich die politischen Quellen sein mögen, die im Jahre 1923 den Strom der bayerischen Ereignisse so dramatisch anschwellen ließen, so ist doch auch gewiß, daß hier zwar der aktuelle Anlaß, nicht aber der ideologische Ausgangspunkt des Hitler-Putsches zu suchen ist. Dieser mag verfrüht ausgelöst wor-

den sein, als es galt, der Gefahr des Reichszerfalls entgegenzutreten, die Tendenz zum gewaltsamen Umsturz, zur revolutionären Eroberung des Reiches aber war unzweifelhaft das dem Weltkriegssoldatentum entstammende Merkmal des frühen Nationalsozialismus. Der Gedanke des planmäßigen Umsturzes war der damaligen deutschen Parteienwelt sowohl rechts wie links geläufig, auch das italienische Beispiel, der geglückte „Marsch auf Rom" des Oktobers 1922 gab solchen Plänen und Erwartungen reiche Nahrung. So gering wie die Erfolgsaussichten des Münchner Putsches sich dem späteren Urteil darstellen, waren sie in der damaligen Atmosphäre nicht. Es erschien nicht ganz ausgeschlossen, durch einen großen Anstoß alle nationalen Elemente, die vielfach nur auf ein Signal warteten, lawinenartig in Bewegung zu setzen. Welche Ergebnisse eine so ungeordnete Bewegung freilich letzten Endes gezeitigt hätte, darüber läßt sich heute schwerlich urteilen.

Deutlicher lassen sich die tatsächlichen Folgen jenes Novembers nachzeichnen. Die bayerische Regierung sah ein, daß sie nicht gleichzeitig den Hitlerputsch niederschlagen und sich auch noch von Berlin lösen konnte. Um der Situation des Augenblicks zu genügen, verzichtete sie auf weitergesteckte Ziele, denen die politische und wirtschaftliche Konsolidierung des Reiches dann den Boden entzog. Die bayerische Separationsbestrebung hat seit damals keine ernstliche Rolle mehr in der Reichspolitik gespielt.

Historisch noch wichtiger als der „Hitlerputsch", der am 9. November 1923 an der Feldherrnhalle zusammenbrach, ist die politische Fernwirkung geworden. Millionen deutscher Augen haben sich damals auf München gerichtet, zum ersten Male klang der Name Adolf Hitler in ganz Deutschland wider. Psychologisch bedeutender als die Tat wurde der Prozeß, der ihr folgte. Zwar war die NSDAP damals verboten, das hinderte aber nicht, daß das München jener Wochen des Prozesses von einer Art Hitler-Fieber ergriffen war, das ins ganze Reich hinausstrahlte. Es ist Tatsache, daß die NSDAP erst nach Hitlers Machtergreifung, in den Wahlen vom 5. März 1933 in München wieder die Stimmenzahl erreichte, die im April 1924 der „Völkische Block", der damals als Hitlerpartei galt, verzeichnen konnte.

Der Prozeß wurde für Hitler die Tribüne, von der aus er eine

ungleich größere propagandistische Wirkung erzielen konnte, als etwa im Münchner „Circus Krone" oder auf dem Königsplatz. Die ganze deutsche Presse wurde sein unfreiwilliges Sprachrohr. Für die Münchner Zeitungen war „der Prozeß" wochenlang das alle anderen Geschehnisse überschattende Ereignis. Die „Münchner Neuesten Nachrichten" richteten ein eigenes „Prozeß-Abonnement" ein, und das Studium der seitenlangen, meist wörtlichen Berichte über Hitlers, Ludendorffs, Webers, Fricks Verteidigungsreden wurde meine erste intensiv-politische Lektüre — wie auf mich, so wirkte auf Millionen Deutscher damals die Kraft der leidenschaftlichen Sprache und der neuen Ideen ein, die hier zum ersten Male vor dem ganzen deutschen Volk vorgetragen wurden.

An Weihnachten 1924 konnte Hitler die Festung Landsberg wieder verlassen, im Februar 1925 die NSDAP, die von nun an auf das Prinzip der „Legalität" festgelegt wurde, neu gegründet werden.

Die bayerische Regierung verhängte bereits kurz nach der Wiederzulassung der Partei ein Redeverbot über Hitler, und die übrigen deutschen Landesregierungen taten ein gleiches. Diese Maßnahmen waren nicht sehr verfassungstreu, sie wirkten für die Entwicklung der NSDAP zwar hemmend, aber die eigentliche Absicht, den gefährlichen Mann unschädlich zu machen, wurde doch nicht erreicht. Hitler war bereits ein Programm geworden. Wo immer er erschien, strömten ihm die Menschen zu, sie bekannten sich zu ihm — auch wenn er schwieg.

Im Sommer 1926 veranstaltete die bis dahin fast unbekannte Starnberger Ortsgruppe der NSDAP einen sog. „Deutschen Tag". Rote Plakate kündigten die Anwesenheit Adolf Hitlers an. Ich weiß nicht mehr, wer damals sprach und was das Thema der einzelnen Veranstaltungen war. Unvergeßlich aber ist mir der erste Blick auf den Mann geblieben, der im blauen Anzug schweigend einen Kranz am Starnberger Kriegerdenkmal niederlegte. Ruhig, forschend und fordernd ging sein Blick über die neugierige Menge. Als er dann im Wagen saß, von Männern im Braunhemd umringt, haben Hunderte von Starnbergern wie einem inneren Zwang gehorchend als Zeichen des Grußes den rechten Arm erhoben. Nimmt es Wunder, daß auch der eines Fünfzehnjährigen sich, einem Schwure gleich, emporstreckte?

Zwischenjahre

Eine große ernüchternde Aufhellung wurde vom Jahre 1924 ab zum Merkmal der deutschen Entwicklung. Ein neuer Anfang war gemacht — auf der Basis der Armut zwar, aber doch mit neuem Hoffen verbunden. Hätte nicht der Schatten der Reparationen — nun nach dem sog. Dawes-Plan in der Form wirtschaftlicher Verschuldung — allzubald den Himmel wieder verdunkelt und die gesunden Ansätze erneut zerstört: Wer weiß, ob nicht sonst das deutsche Leben in langsam beruhigender Entwicklung gesundet wäre, ohne sich in neue Krisen zu verstricken.

Im kleinen Bereich der bürgerlichen Existenz war es freilich zunächst eine sehr sorgenvolle Bilanz, die sich unmittelbar nach dem Fieberjahr 1923 darbot. Wie ein Spuk waren frühere Vermögens- und Einkommensverhältnisse im Zahlenrausch der Inflation untergegangen. Von den neuen kleinen Geldscheinen, die den Wert der Goldmark mit 10/42 Dollar bezeichneten, erhielt die Mutter so wenige als Witwenpension ausbezahlt, daß Existenz und Schulbesuch in Frage gestellt erschienen. In dieser Situation ergriff die Mutter eine sich bietende Gelegenheit — der Betrieb einer kleinen in Starnberg gegründeten Buchhandlung erbrachte neben viel Sorgen und Arbeit doch so viel Verdienst, um Jahre bescheiden gesicherter Entwicklung — die ruhigsten meines Lebens — sicherzustellen.

Die Mitwirkung in der buchhändlerischen Sphäre wurde mir auch in anderer Hinsicht nützlich. Trotzdem die „berufliche" Lektüre des buchhändlerischen Lagerbestandes selten meinem jugendlichen Alter entsprach und ich an manchem Buch notwendigermaßen scheiterte, so habe ich doch eine Fülle von geistigen Eindrücken in jenen aufnahmebereiten Jahren gewonnen. Den lebendigen Erinnerungen an die vorangegangene ereignisreiche Zeit entsprach es, daß sich mein literarisches Interesse immer mehr auf die historisch-politische Seite verlagerte. Noch war der dritte Band von Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" als Nachkriegsneuerscheinung vielbesprochenes Verkaufsgut des Buchhandels. Dazu die Flut der Weltkriegsmemoiren der handelnden Persönlichkeiten. Zwei der bedeutendsten, Ludendorff und Tirpitz,

deren Erinnerungswerke ich damals mit besonderem Interesse studierte, lebten in unmittelbarer Nähe, der eine in Tutzing, der andere in Feldafing am Starnberger See. Sowohl den alten Herrn mit dem charakteristischen weißen Doppelspitzbart als die hochaufgerichtete Offiziersgestalt Ludendorffs konnten die Starnberger bei ihren Fahrten nach München im Zuge unter dem Reisepublikum antreffen.

Zu einem besonderen, nicht ohne weiteres erklärbaren geistigen Merkmal jener Zwischenjahre wurde der etwa 1928 plötzlich eintretende, den Buchhandel völlig überraschende Durchbruch der Weltkriegs-Erlebnisliteratur, der mit Remarques sensationellem Bucherfolg einsetzte. „Im Westen nichts Neues" war von Ullstein nicht ohne Zögern in Verlag genommen worden, nachdem das Manuskript von anderen Verlegern bereits abgelehnt gewesen war. Nur wenige literarische Verleger wagten sich damals an die Herausgabe von Kriegsromanen. Das Ereignis schien dem Deutschen noch zu nahe zu stehen, als daß er bereits das dichterische Wort darüber hören wollte. Mit Remarques Erfolg war dieser Bann nun plötzlich gebrochen, und eine Flutwelle schöngeistiger Kriegsliteratur ergoß sich über den Büchermarkt. Vom „Krieg" des Kommunisten Ludwig Renn bis zum „Glauben an Deutschland" des Nationalsozialisten Hans Zöberlein — wer immer einen gut geschriebenen Kriegsroman anbot, hatte damit Erfolg. Keiner freilich erreichte mehr die für Deutschland ganz ungewöhnliche Remarquesche Auflagenziffer von über einer Million. Dieser Erfolg kam nicht von der Jugend her — sie vermag zu keiner Zeit etwas mit einer These anzufangen, daß eine Generation „zerbrochen" sei, „auch wenn sie den Kanonen entkam" — wie Remarque in seiner Widmung schreibt. Aber es war doch kein Hurrah-Patriotismus, den wir Jungen von damals in den Kriegsbüchern suchten. Das Weltkriegssoldatentum erschien uns als ein ernstes und übernationales Erlebnis, unsere Achtung galt denen, die in Anstand und Tapferkeit für ihr Vaterland gefochten hatten — gleichgültig in welcher Uniform. Das englische Frontstück „Die andere Seite" hat unsere ganze Gymnasialklasse mit lebhaftester innerer Anteilnahme besucht, tief beeindruckt von den Prüfungen, die der Krieg den Siegern ebenso auferlegt hat wie den Besiegten.

In solcher Atmosphäre erlebte die deutsche Jugend jene einzigen Friedensjahre nach dem Weltkrieg. Die Jahre bis 1923 konnten nicht als Frieden gewertet werden — sie waren es nicht. Und wenige Jahre später standen wir wieder mitten in der Krise. Die durch amerikanische Anleihen bewirkte wirtschaftliche Normalisierung erwies sich als ein allzu kurz dauernder Übergang zwischen den Schicksalsperioden.

Schon das Jahr 1928 brachte den ersten allgemeinen Rückschlag. Der wirtschaftliche Zusammenbruch der Jahre 1929 bis 1932 zeichnete sich sowohl im allgemeinen deutschen Leben wie auch in der privaten Existenz ab. Der materielle Erfolg der buchhändlerischen Betätigung wurde immer bescheidener, alles Planen und Neubeginnen konnte bestenfalls Lücken schließen — die zuerst geglaubte Zukunft erwies sich als trügerisch. Es gehörte einiger Mut und die Bereitschaft zu äußerster Einschränkung persönlicher Bedürfnisse dazu, trotz der Nöte der Zeit den Sprung zur Hochschule zu wagen. Arm an Mitteln, aber überreich an Aktivismus durchschritt ich im Mai 1930 die Tore der Universität in der vertrauten Münchner Ludwigstraße, um mich dem Studium der Neueren Geschichte zu widmen. Daß ich mich auch beim Institut für Zeitungswissenschaft einschreiben ließ, war eine Selbstverständlichkeit. Der dem Erlebnis der Zeit so eng wie kein anderer verbundene Beruf des Journalisten war mit dem Einsetzen des politischen Denkens mein lebhaft angestrebtes Ziel geworden.

*

Die deutsche Politik der Zwischenjahre von 1924—32 wird im wesentlichen von drei Namen beherrscht, die damals auch schon die politisch regsame Jugend lebhaft beschäftigten: Stresemann, Brüning und schließlich Schleicher.

Diese drei Männer waren von sehr verschiedenartiger Prägung und Herkunft, gemeinsam war ihnen aber die innere Leidenschaft zur Politik. Jeder einzelne von ihnen hat wohl über die persönlichen Voraussetzungen zum staatsmännischen Erfolg verfügt — im Versailler Europa war ein solcher freilich auf deutscher Seite nur mit Billigung, ja eigentlich nur unter Mitwirkung der Siegermächte zu erzielen. Weil diese aber damals nicht zu erreichen war, mußten alle drei an der gleichen tragischen Erkenntnis scheitern,

daß auf dem Wege der Verhandlung, mit den Argumenten politischer Vernunft die für das deutsche Volk lebenswichtige gründliche Revision der Versailler Dekrete nicht erzielbar war. Die unbestreitbare Leistung Stresemanns und Brünings ist und bleibt es, daß sie keinen der im normalen staatsmännischen Verkehr möglichen Wege unbeschritten ließen, um zu erträglichen Lösungen zu kommen. Hitler knüpfte an ihre Erfahrungen an, wenn er sich nach 1933 von vorneherein ganz anderen Auseinandersetzungsformen zuwandte, um die internationale Gleichberechtigung Deutschlands zu erreichen.

Der geistig bedeutendste der drei Männer, die die staatspolitischen Repräsentanten der Vor-Hitler-Zeit sind, war wohl Gustav Stresemann. Von der nationalen Rechten kommend und im ersten Weltkrieg zum Kreise der sog. „Durchhalte"-Politiker zählend, schob er sich in der verworrenen Situation des Sommers und Herbstes 1923 in den Vordergrund, nachdem er bereits in den Jahren vorher eine wichtige parlamentarische Rolle gespielt hatte. Als Nachfolger des Reichskanzlers Cuno, der im Januar 1923 nach der Ruhrbesetzung durch die Franzosen den „Passiven Widerstand" proklamiert hatte, debütierte Stresemann zunächst mit der Liquidierung dieses politisch umstrittenen und finanziell den völligen Ruin der Mark bewirkenden Experiments. Das war der erste Schritt der berühmt gewordenen „Verständigungspolitik", und viele weitere folgten in den nächsten Jahren, in denen sich Stresemann als Außenminister in den mehrfach wechselnden Regierungen hielt. Was freilich Stresemann immer an Beweisen deutscher Bereitwilligkeit erbrachte und vor der deutschen Öffentlichkeit vertrat — es blieb, das ist sein persönliches und politisches Schicksal geworden, von der Gegenseite praktisch unbeantwortet. Es waren fast nur die Worte, die sich im internationalen Gespräch mit Berlin während der sog. Stresemann-Zeit änderten, in der Sache blieb Deutschland, das unzweifelhaft demokratische, friedliebende und verständigungsbereite Deutschland, auch zehn Jahre nach Kriegsschluß immer noch der „Besiegte", der verhüllte und unverhüllte Beleidigungen hinnehmen mußte und sich durch engstirnig geforderte Reparations-Milliarden wirtschaftlich ruinieren lassen sollte.

Nach allen Regeln politischer Logik hätte eigentlich Strese-

manns Politik zum Erfolg führen müssen: Die Politik, durch einen nicht nur bereitwilligen, sondern leidenschaftlich-aufrichtigen Einsatz für alle Thesen der Verständigung, der europäischen Zusammenarbeit und der internationalen Friedensorganisation eine Brücke der Gleichberechtigung und der Interessenvereinigung zwischen Deutschland und den Versailler Mächten zu schlagen. In den ersten Jahren fand Stresemann nicht geringe innenpolitische Resonanz für seine Art der Außenpolitik. Auch in der deutschen Jugend fehlte es nicht an aufrichtigem Widerhall — im Gegensatz zu Brüning oder gar Schleicher, die beide als kühlere Rechner uns Jungen immer fremd waren und blieben. Erst im Laufe der Jahre hat sich gegen Stresemann in Deutschland zunächst skeptische und dann ernste Kritik geltend gemacht; zu Fall gebracht wurde seine Politik nicht von seiten der innerdeutschen Opposition, sondern von außen her durch die allzu unverhüllte Weigerung der europäischen Mächte, in die von Stresemann so ostentativ hingehaltene Versöhnungshand einzuschlagen. Es gehörte auf Stresemanns Seite sehr viel Zähigkeit dazu, seine Politik fortzuführen, obwohl ihm offene Beleidigungen, wie die Ablehnung des ersten deutschen Aufnahmeantrages in den Völkerbund, nicht erspart blieben. Die Aussicht auf eine jahrzehntelange volkswirtschaftliche Belastung durch Dawes- und Young-Plan war schließlich das einzig reale Ergebnis der Stresemannschen Politik. Als bereits die große Wirtschaftskrise sich ankündigte, kam Stresemann auf den unglücklichen rhetorischen Einfall, „Silberstreifen am Horizont" erblicken zu wollen — da war es mit Stresemanns innenpolitischem Prestige vorbei. In seiner letzten Lebenszeit kam er einmal nach München und sprach im Bürgerbräukeller. Es brauchte gegen ihn kein Diskussionsredner aufzutreten — es genügte, daß von der Galerie des Saales lange weiße Tischtücher als Symbole der „Silberstreifen" geschwenkt wurden. Es war nicht Entrüstung, die Stresemann entgegentrat, ihn tötete die Lächerlichkeit wie einen Mann, der einem Phantom nachjagte und schließlich erschöpft niedersinkt.

Persönlich muß Stresemann eine starke und interessante Persönlichkeit gewesen sein. Im Berliner Auswärtigen Amt hat er sich während der sechs Jahre, in denen er es leitete, bedeutendes Ansehen zu erwerben gewußt. Auch nach 1933 war sein Anden-



„Deutscher Tag" in Starnberg 1926

Vor dem Gasthof Eisenbahn (heute Münchener Hof) 3. von links direkt am Auto: Helmut Sündermann im Alter von 15 Jahren

ken in der Wilhelmstraße nicht erloschen, und in manchen Gesprächen, die ich mit Beamten des Auswärtigen Dienstes über ihn führte, sind persönlich sympathische Züge von dem körperlich kranken und geistig doch leidenschaftlichen Mann berichtet worden. Auch mit den Journalisten wußte er umzugehen, und Stresemann-Anekdoten waren im Kreise der Berliner Kollegen oft der Gesprächsstoff gemütlicher Stunden. Nicht ohne Wehmut wurde der Zeiten gedacht, in denen man den deutschen Außenminister in der Genfer „Bavaria" oder in der Scheveninger Hotelbar um Informationen nicht nur anreden, sondern sie auch bekommen konnte. Stresemann dabei zu überlisten — worauf vor allem die oppositionellen Journalisten ausgingen —, galt als ebenso lohnend wie schwierig.

Von solchen persönlichen Momenten wußten wir Münchner Gymnasiasten nichts. Uns war Stresemann in seinen letzten Lebensjahren längst ein Repräsentant der Erfolgslosigkeit geworden. Als unser Klassenlehrer, ein biederer, nationalgesinnter Oberstudienrat, an einem Oktobermorgen 1929 unsere Prima betrat, legte er bekümmert seine Stirn in Falten, erhob nach seiner Art lehrhaft den Zeigefinger und sagte mit düsterer Stimme: „Das deutsche Volk hat kein Glück mehr — Stresemann ist tot." Er hat vielleicht gar nicht so unrecht mit seinem Urteil gehabt. Wir haben nur gelacht über seinen beileidheischenden Ausspruch, aber auch in unserer Flegelei steckte ein Korn Wahrheit: Im Herbst 1929 war Stresemann bereits längst politisch tot. Und weil er dies wußte, darum mag sein Körper sich schließlich der Krankheit ergeben haben.

*

Während der Name Stresemann sowohl eine Periode als auch ein Programm bedeutet, stehen Heinrich Brüning und Kurt Schleicher sowohl zeitlich als auch sachlich und persönlich in einem inneren Zusammenhang. Ich habe mir die Frage, wer eigentlich Brüning „erfunden" habe, da er ja 1930 von den hinteren Bänken des Zentrums überraschend in die Reichskanzlei übersiedelte, oft gestellt und sie schließlich von sachkundiger Seite dahin beantwortet erhalten, daß dies eine der ersten politischen Leistungen Schleichers gewesen sei. Die Berufung Brünings leitete die sogenannte „Präsidial"-Politik Hindenburgs ein, d. h. die mit der

wachsenden wirtschaftlichen Notlage und innenpolitischen Verwirrung begründete zunehmende Ausschaltung des Reichstages, die Veränderung des rein parlamentarischen Kabinetts in eine „Persönlichkeits"-Regierung.

Die erste und die stärkste dieser Persönlichkeiten, mit denen Hindenburg zunächst die Wirtschaftsprobleme zu meistern und später den Nationalsozialismus einzudämmen hoffte, war Brüning. So geschickt dieser freilich auch seinen Kampf führte — er wurde allzubald aussichtslos. Es war ein Ringen mit Windmühlenflügeln. Auch Brüning blieb die so nötige sichtbare außenpolitische Erleichterung verweigert. Die „Moratorien" der Reparationszahlungen, die für Stresemann noch ein großer Erfolg gewesen wären, sind nun — durch die Wirtschaftskrise erzwungen — politisch wertlos. Es ist eine von Frankreich und England unfreundlich gebotene, nur vom unbeteiligten USA-Präsidenten Herbert Hoover energisch betriebene Maßnahme zur Bankrottverhinderung auf der Schuldnerseite. Noch im Jahre 1931 — zwölf Jahre nach Versailles — wird dem Brüningschen Deutschland die Demütigung des Verbots der Zollunion mit Österreich zuteil. Auch in seinem Kampf um die Wiederherstellung der volkswirtschaftlichen Stabilität wird Brüning von der unaufhaltsamen Welle von Deflation und Arbeitslosigkeit schließlich übermannt. Innenpolitisch erschöpft sich seine Leistung darin, daß er die Deutschen an die Diktatur gewöhnt, daß er die Ausschaltung des Reichstages gewissermaßen „salonfähig" macht.

Brüning ist bereits in gewissem Sinn Diktator, denn die längste Zeit seiner zwei Kanzlerjahre regiert er in der Praxis „autoritär", nur durch knappe Vertrauensvoten des meist vertagten und aus der unmittelbaren Gesetzgebung ausgeschalteten Reichstages formal gestützt. Brüning ist freilich ein Diktator ohne Schwung, ohne persönlichen Einfluß auf die Massen, ohne zündende Leidenschaft und — was für einen Diktator das Bedenklichste ist — ohne sichtbaren Erfolg. Unbestreitbar sind Brünings persönliche Klugheit und sein guter Wille. In jeder anderen Situation wäre seine ruhige, überlegte Haltung von sicher bedeutender Wirkung gewesen. Der Aufgabe freilich, einerseits der um sich greifenden Wirtschaftskrise die Stirn zu bieten, wozu große Gedanken und bedeutende Entschlüsse nötig waren, andererseits Adolf Hitler den Weg

zur Macht zu verlegen, was nur durch die Entfaltung einer mitreißenden Volksbewegung möglich gewesen wäre, konnte dieser Mann nicht gewachsen sein — so ganz auf sich selbst gestellt, wie er war, da er weder in Deutschland noch in Europa entschlossene Unterstützung fand. Nach Herkunft, Typus und schließlich im politischen Ergebnis seiner Bemühungen weist Brüning stärkste Verwandtschaft mit dem Österreicher Schuschnigg auf — für sie beide gilt, daß sie, zwar ganz gegen ihre Absicht, aber doch in der Tat, Wegbereiter des Nationalsozialismus gewesen sind.

Aus Brünings Zeit stammt der den Wilhelmplatz beherrschende moderne Anbau an die alte Reichskanzlei, später als sog. „Brüningbau" bezeichnet. Der als Arbeitszimmer des Reichskanzlers vorgesehene Raum wurde nach dem 30. Januar 1933 von Adolf Hitler nur kurze Zeit benützt. Er äußerte sich später des öfteren abfällig über diese Brüningsche Hinterlassenschaft — es sei ein Raum, mit dem kaum ein Versicherungsvertreter vorliebnehmen würde, für den Kanzler des Reiches sei er nachgerade zu würdelos. Später diente das enge, holzgetäfelte Zimmer nur noch als Durchgang zu dem Balkon, der zum Wilhelmplatz hinaus angebaut wurde und den Hitler zu benützen pflegte, um Ovationen entgegenzunehmen. Brünings Büro als Durchgangsraum zu Hitlers Triumphen — es liegt eine gewisse Symbolik in dieser baulichen Entwicklung!

Brüning stürzte über das SA-Verbot, wenige Wochen nachdem er in der Wiederwahl Hindenburgs einen innenpolitischen Erfolg erzielt zu haben glaubte. Er und der damalige Innenminister General Groener überschätzten die Stärke ihrer Stellung, als sie versuchten, der NSDAP die militanten Verbände zu nehmen, sie aber der Linken zu belassen — die sog. „Eiserne Front", eine SPD-Gründung, blieb gesetzlich erlaubt. Dieser allzu deutliche Hinweis, daß der nationalsozialistischen Welle mit Hilfe eines Linksblocks unter Verzicht auf gleichmäßige Behandlung der Parteien entgegengewirkt werden solle, hat Brüning das Vertrauen Hindenburgs gekostet, der zugunsten der Linken das Risiko eines offenen Verfassungsbruches nicht eingehen wollte. Entscheidend mag in jener Situation gewesen sein, daß sich die Hand von Brüning zurückzog, die ihn zwei Jahre vorher nicht zuletzt deshalb auf die Bühne gestellt hatte, um eine Rechtsorientierung des Zen-

trums einzuleiten: Brüning fiel nicht, weil etwa Papen und andere Kräfte aus dem Kreise um Hindenburg seinen neuesten Kurs bedenklich fanden, er stürzte, weil *Schleicher* ihn fallen ließ.

*

Die Stellung der Reichswehr ist in der deutschen Innenpolitik unter Brüning über das natürliche Gewicht, das ihr unter jeder Regierung zukam, beträchtlich hinausgewachsen. Dies war eine an sich verständliche Entwicklung. Mit der Zuspitzung der außerparlamentarischen Auseinandersetzung gewann das bedeutendste staatliche Machtmittel eine andere Position im politischen Kräftespiel als in normalen Zeiten. Das deutsche 100 000-Mann-Heer stellte zwar keinen außenpolitischen Faktor dar, innerhalb der deutschen Grenzen aber bedeutete die gut disziplinierte und betont unpolitisch gehaltene Truppe sehr viel in der Hand einer Staatsautorität, die mit dem Namen Hindenburg verknüpft war.

Es war der Oberst und spätere General Schleicher, der zur geeigneten Stunde diese Situation im Sinne einer bewußten „Reichswehrpolitik" zu nutzen wußte. Der Begriff der „Bendlerstraße" trat während der Brüningjahre als nicht minder politischer Faktor zu dem altgewohnten der „Wilhelmstraße". Es ist mir nie ganz klargeworden, welchen Zielen die „Bürogenerale" — wie sie in der Truppe unwillig genannt wurden — eigentlich zustrebten. Gewiß war es nicht die Machtergreifung Hitlers, sicher aber auch nicht eine Linksregierung. Möglicherweise hätte es Schleichers Wünschen am meisten entsprochen, wenn das Experiment der von ihm installierten Kanzlerschaft Papen gelungen wäre: Eine Schwächung der NSDAP durch ihre Beteiligung an der Verantwortung für eine Regierung, als deren starker Mann er selbst, Schleicher, sich fühlte. Der am berühmten 13. August 1932 unternommene und gescheiterte Versuch, eine solche Konstellation herbeizuführen, läßt auf diese Absicht schließen. Unklar bleibt trotzdem, was eigentlich sein politisches Progamm war. Möglicherweise war der Kernpunkt seines einflußreichen Wirkens hinter den Kulissen der sog. „Präsidialpolitik", wie sie sich unter Papens Kanzlerschaft endgültig ausgeprägt hatte, eine Formel von Bismarckscher Prägung, etwa: setzen wir die Reichswehr nur in den Sattel, reiten wird sie schon können. Ganz fern am Horizont

mag die Idee einer Restauration der Hohenzollern aufgeleuchtet sein — Hindenburgs stiller Traum war sie gewiß.

Als Schleicher dann im Dezember 1932 selbst den Reichskanzlerposten übernahm, kostete ihm dieses persönliche In-den-Vordergrund-Treten damals die Gefolgschaft der Reichswehr, die sich nicht zu Unrecht zu unmittelbar in die tagespolitische Diskussion gezogen und mit Problemen belastet sah, die ihren inneren Zusammenhalt gefährden konnten. So hat schließlich auch Schleichers Kanzlerschaft — nachdem sein einziger Schachzug als Reichskanzler: der Versuch, die NSDAP mit der Hilfe Gregor Strassers zu spalten, gescheitert war — nicht wenig zur Machtergreifung Adolf Hitlers beigetragen. Der Reichswehr schien es nun erträglicher zu sein, den Führer der NSDAP auf dem Reichskanzlerposten zu sehen, als weiterhin selbst mitten auf einer Bühne zu stehen.

Von den drei Männern, die mir damals wie heute die wichtigsten Repräsentanten der Vor-Hitler-Zeit zu sein schienen, ist Schleicher freilich der einzige, von dem auch nach seinem Abgang, ja über seinen Tod hinaus eine beständige Nachwirkung gegen Hitler stattgefunden hat. Der Generaloberst Beck, der „Reichsverweser" des 20. Juli 1944, entstammt dem Kreise Schleichers, die Opposition gewisser Teile des höheren Offizierskorps, deren Wirken in unterschiedlicher Ausprägung, aber doch ohne ernstliche Unterbrechung die ganzen zwölf Jahre durchzieht, lebte von dem Gedankengut des Mannes, der den Machtfaktor Heer im Felde der Reichspolitik unmittelbar eingeschaltet wissen wollte.

Persönlich wurde Schleicher freilich auch in seinem Kreis zwar als klug und gewandt gewürdigt, aber nicht eigentlich menschlich geschätzt. In den vielen Gesprächen, die ich später mit Leuten geführt habe, die ihn gut kannten, klangen nie persönlich gewinnende Momente an. Er war ein Mann des scharfen Intellekts, der geschmeidigen, stets strebsamen Unterhandlung, zum Diplomaten wäre er sicher hochbefähigt gewesen, gewiß war er nicht das, was in der Welt als der Typus des „preußischen Offiziers" gilt. Er war ein Politiker in der Generalsuniform, und diese nicht alltägliche Kombination gab ihm den Einfluß, den er zu seiner Zeit besessen, verlieh ihm die geschichtliche Wirkung, die er über den Tod hinaus ausgeübt hat.

Seit die europäischen Menschen nach dem Zusammenbruch der mittelalterlichen Gott-Staatsidee daran glauben, daß sie die Gestalter ihres Schicksals sind, wurden sie nicht müde, Methoden des staatlichen Zusammenschlusses revolutionär zu entwickeln.

Das absolutistische Königtum forderte den Aufstand der Massen heraus, die in der Französischen Revolution entwickelte Staatsform der aggressiven Republik, die den Herrschaftsanspruch über ganz Europa, ja über die Welt erhob, führte wiederum zur Überzeugung, daß der Freiheitsbegriff nicht nur an das Einzelindividuum, sondern an den größeren Verband der blut- und sprachmäßig sowie historisch bestimmten Nationen gebunden ist. Das 19. Jahrhundert wird vom politischen Durchbruch dieses neuen Ordnungswortes „Nation" bestimmt. Die Nationalstaaten wurden groß, die Nationalitätenstaaten zerbrachen an den inneren Spannungen. Indem sich die „Nation" ihren Staat schafft, gewinnt dieser ein neues Gesicht — er ist nicht mehr der fremde Obrigkeitsstaat, vor dem den Bürger zu schützen die Absicht des Liberalismus war, sondern er erscheint als Organisationsform der Nation, er erhält eine väterliche Stellung in der großen Familie der Völker.

Nur während der liberale Freizügigkeits-Staat die Entwicklung sog. „besitzender" Klassen begünstigt, denen sich dann der „Klassenkampf" derer entgegenstellte, die nichts anderes als ihre Arbeit ihr eigen nennen konnten, gewinnt im Nationalstaat, wenn er zu Ende gedacht und durchorganisiert ist, das Wort „Sozialismus" einen ganz anderen Inhalt als Karl Marx ihn gab: Sozialismus leitet sich wieder vom lateinischen „societas" ab — er wird zur staatlichen Forderung an alle Angehörigen der Nation, im „Gemeinschaftssinn" zu handeln: Gemeinnutz geht vor Eigennutz. Weder der Besitz wird zerstört, noch die Besitzlosigkeit an materiellen Gütern im Grundsatz beseitigt: Aber der Staat achtet auf die Verwertung des materiellen und auch die Sicherung des immateriellen Besitzes. Arbeitslosigkeit wird als Enteignung der Arbeiter gewertet und durch staatlichen Eingriff in das Wirtschaftsgefüge verhindert.

Diese drei großen Grundideen, die das politische Erbe des Zusammenbruchs des Mittelalters, der Französischen Revolution und der Nationalstaatsidee des 19. Jahrhunderts sind, drücken sich in der nationalsozialistischen Idee aus, die bis zu diesem Punkt der faschistischen verwandt ist.

In der weiteren Programmatik aber scheiden sich „Faschismus" und „Nationalsozialismus" grundsätzlich. Der Faschismus ist eine späte Anknüpfung an die römische Reichsidee — ihm geht es um Rom als Mittelpunkt, obwohl es keine Römer mehr gibt, und er erhebt mit historischen Gründen die Forderung nach der Vorherrschaft im Mittelmeerraum, die er mit Weltherrschaft identisch sieht.

Der Nationalsozialismus hat ein anderes Geschichtsbild und deshalb ein anderes Ziel: Er knüpft an die grundlegende Erkenntnis des französischen Grafen Gobineau, der 1853—55 (im offenen Widerspruch zu den damaligen herrschenden Zeitideen „Égalité des races humaines") die Ungleichheit der Menschenrassen in einem grundlegenden Werk verkündete, das eine neue historische und politische Denkrichtung einleitete, die über Richard Wagner, Houston Stewart Chamberlain direkt zu Adolf Hitler führte. Ihm war der Gedanke, daß die Geschichte der Menschheit eine Geschichte ist vom Leben und Sterben schöpferischer Rassen (also größerer Verbände als es die Nationen sind) zum politischen Programm geworden. Die von dem katholischen Prälaten Gregor Mendel 1865 und 1869 entdeckten, aber erst um 1900 publik gewordenen Vererbungsgesetze und die darauf sich aufbauenden Erkenntnisse über die Vererbung auch geistiger und politischer Werte weist dem Nationalsozialismus ein ungewöhnliches Ziel: Er will sein Reich nicht wie der Faschismus auf den Namen einer Stadt, nicht auf eine Tradition oder einen Raumgedanken, sondern auf die Erhaltung und die biologische Stärkung einer Rasse, und zwar der germanischen, die schon Gobineau als den eigentlichen blutsmäßigen Sauerteig unserer modernen Welt bezeichnet hat, bauen.

Das ist die nationalsozialistische Idee in ihrem Kern: die deutsche „Nation", durchorganisiert nach dem Prinzip des Sozialismus, bildet das Zentrum des beherrschenden germanischen Reiches, dessen Errichtung und Erhaltung den Kern dessen bedeutet, was

wir als Weltgeschichte begreifen; schon bisher war das germanische Element den entscheidenden Beitrag zum Bild der heutigen Welt — welche Perspektiven ergeben sich erst, wenn die künstlichen Grenzen zwischen Germanen gefallen sind und sie auch machtpolitisch repräsentieren, was sie geistig immer gewesen sind: die Herren der Welt?

Was immer Hitler tat — von solchen Grundgedanken ging sein Tun und Lassen aus: es bedurfte keiner umfangreichen ideologischen Literatur, um diese Ideen zu begründen: sie haben das *Wissen* um die Existenz der großen Rassen und die Vererbung ihrer seelischen Werte für sich — ein Wissen, das aus der Enge in die Weite strebt und so leicht zum Glauben von Millionen wird, weil es als Ahnen in den Menschen liegt.

Im Braunen Haus

Anfang August des Jahres 1931 drücke ich zum ersten Male die Klinke der schweren bronzenen Türe des Hauses nieder, das nach hundertjähriger Vergangenheit als stilles Palais einer Adelsfamilie und nach erfolgtem gründlichen Umbau wenige Wochen vorher als „Braunes Haus" politischer Bestimmung zugeführt worden war. Jetzt stehen über dem hohen Portal in großen Lettern die Worte „Deutschland erwache". Ein marmorumkleideter Durchgang nimmt den Besucher auf, zu beiden Seiten große Tafeln, die dereinst die Namen der Gefallenen der Bewegung verzeichnen sollten. Wenige Schritte führen zur großen Eingangshalle, in deren gedämpftem Licht eine Wand von Fahnen den farbigen Hintergrund einer bronzenen Büste Bismarcks bildet. Roter Marmorfußboden läßt den Schritt hallen, das Licht ist gedämpft. An einem breiten Tisch aus dunklem Holz, auf den der Ankömmling zutritt, ein Mann im Braunhemd. In der feierlichen Umgebung führt die Münchner Mundart in die Wirklichkeit zurück. Die Auskunft verweist mich in den dritten Stock. Weiche Teppiche dämpfen den Schritt auf der breiten Treppe, die zum ersten Stockwerk führt. Dort ist der Raum der Treppenwendung als „Standartenhalle" ausgestaltet, gekennzeichnet durch die Feldzeichen der Münchner SA, die die hohe Tür zum sog. „Senatorensaal" flankieren. Am Fenster steht die Büste Dietrich Eckarts. Hier im ersten Stock sind die Arbeitsräume Hitlers, Heß', Röhms und Gregor Strassers untergebracht. Das zweite Stockwerk, in dem sich Schirachs Jugendführung, Hitlers Privatkanzlei und einige Büros der SA-Führung befinden, bietet sich schon nüchterner dar, im dritten Stock — dem neu ausgebauten Dachgeschoß, in dem auch die Pressestelle ihre Büros hat — herrscht sachlicher Bürostil. Die beiden kleinen Räume, die ich damals zum ersten Male betrete, gewinnen für mich bald besondere Bedeutung. Hier erhalte ich meine erste Berufsausbildung als Journalist, und hier werfe ich die ersten Blicke in das spannungsvolle Getriebe der großen Politik.

Am 1. August 1931 hatte der einstige Wirtschaftsleiter der „München-Augsburger Abendzeitung" und spätere kurzfristig

stellvertretende Hauptschriftleiter der „Essener Nationalzeitung", ein „gewisser Dr. Dietrich" (wie ihn die sozialdemokratische „Münchener Post" ankündigte, obwohl sie ihn als Münchner Berufskollegen sehr wohl kannte) seine Tätigkeit als Partei-Pressechef begonnen. Es war Rudolf Heß gewesen, der den Journalisten Dietrich an Hitler herangebracht und nach dem großen Wahlerfolg der NSDAP im September 1930 die Meinung vertreten hatte, daß die Partei sich nicht nur auf die Entwicklung ihrer eigenen noch in den Anfängen steckenden Zeitungen beschränken dürfe, sondern auch gegenüber der übrigen Presse des Reiches fachkundig vertreten sein müsse. Zum verstärkten Drängen Heß' in dieser Richtung mag die eigene Überlastung mit Anfragen aller Art beigetragen haben, die wißbegierige In- und Auslandsjournalisten mangels anderer Auskunftsmöglichkeiten an ihn als den Sekretär Hitlers richteten.

Kurz nach Dr. Dietrichs Tätigkeitsbeginn zog in das kleine Büro noch eine zweite journalistische Größe ein: Dr. Ernst Frederick Sedgewich Hanfstaengl — als „Putzi" Hanfstaengl seither weltbekannt geworden. Sein betont geheimnisvolles Wesen, die launig-geistreiche Art seines Gesprächs waren nicht der unwichtigste Grund für die Tatsache, daß das Braune Haus bald zu einem Anziehungspunkt zahlreicher Auslandsjournalisten, meist englisch-amerikanischer Herkunft, wurde. Später — in den größeren Berliner Verhältnissen — hatte Hanfstaengl zeitweilig eine bedeutende Stellung im Kreise Hitlers. Sein Klavierspiel aber fand mehr Beifall als seine oft unklaren politischen Ideen. Sein Witz war zu tiefgründig und die Art sich zu geben zu geheimnisvoll, um nicht die Spottlust derer zu reizen, denen die Hanfstaenglsche Position persönlich oder dienstlich lästig war. Ein etwas plumper Scherz Görings begründete schließlich im Jahre 1936 in Hanfstaengl die Meinung, er werde ernstlich verfolgt. So emigrierte er in die Schweiz, hielt sich dann in England und zuletzt in den USA auf.

Dr. Dietrich, dessen „junger Mann" ich in jenen Monaten wurde, war keine so problematische Erscheinung wie sein Zimmernachbar. Der damals 34jährige verfügte über eine reiche Zeitungserfahrung und über solide journalistische Arbeitsgrundsätze. Seine Genauigkeit in der Formulierung von Nachrichten und parteiamtlichen Veröffentlichungen, die er zu entwerfen hatte,

oder von politischen Aufsätzen, die unter seinem Namen publiziert wurden, erschien meinem jugendlichen Leichtsinn oft als übertriebener Aufwand für ein so kurzlebiges Produkt, wie es die Zeitung nun einmal ist. Trotz dieser Veranlagung zur Genauigkeit war Dr. Dietrich damals der Typus des nervösen Journalisten, der eine Unzahl von Zigaretten konsumierte, keine fünf Minuten am Schreibtisch sitzen konnte, stets jemand um sich haben mußte, kurz, dem „Betrieb" zum Lebenselement gehörte.

Die Pressestelle war vom ersten Tag ihres Bestehens an eines der lebhaftesten Büros des ganzen Braunen Hauses. Für uns galt kein Sonntag und kein Feierabend. Die Vielzahl der innenpolitischen Ereignisse jener Jahre forderte ein ständiges Bereitsein: die großen Nachrichtenbüros, das regierungsamtliche WTB (Wolffs Telegrafenbüro) und die Hugenbergsche TU (Telegrafenunion) waren unsere regelmäßigen Telefonkunden — ihren Mitteilungen und Anfragen, wie manchem Versuchsballon anderer Seite gegenüber galt es stets wache Aufmerksamkeit mit journalistischer Geschicklichkeit zu verbinden. Die Parteizeitungen im ganzen Reich, die nach dem Septemberwahlsieg 1930 überall aus dem Boden geschossen waren, fanden bald Geschmack daran, die Pressestelle im Braunen Haus anzurufen, um Informationen einzuholen, sich Material oder sonstige journalistische Hilfeleistung zu erbitten.

An langen Abenden, an denen Telefonwache zu halten war, habe ich manchen neugierigen Rundgang durch das stille Haus unternommen, in dem nun die Staubsauger schnurrten und die Putzfrauen ihres Amtes walteten. Der interessanteste Raum des Hauses lag im ersten Stock an der Ecke mit dem Blick auf den Königsplatz: Das Arbeitszimmer Adolf Hitlers, des „Chefs", wie wir im Hause ihn nannten. Der Raum, der später durch Bilder und Führungen bekannt wurde, wirkte wie ein vornehmes Wohnzimmer, nur die Büsten Friedrichs des Großen und Mussolinis sowie ein Bild Bismarcks gaben eine politische Note. Es war nicht die Halle eines Volkstribunen, sondern eher der Salon eines Diplomaten. Hier wie im ganzen Hause hatte der kultivierte Geschmack des Professors Troost gewirkt: Satte, ruhige Farben, stilvolles Mobilar in ausgeglichenen klassizistischen Formen, schöne Teppiche auf stoffbespannten Böden — ein betonter Kon-

trast zu der politischen Kampfstimmung, die diese Räume erfüllte, zu den umwälzenden Ideen, die von hier ausgingen. Ich glaube nicht, daß eine bewußte Überlegung am Werke war, aber es ist wohl sicher eine nicht unbedeutende politische Wirkung von der gepflegten Atmosphäre dieses Hauses ausgegangen, in das in jenen Jahren so manche Politiker, Diplomaten, Journalisten, Deutsche und Ausländer zweifelnden Herzens eingetreten sind, um es überzeugt von der Richtigkeit und Notwendigkeit eines Zusammenwirkens mit der NSDAP oder jedenfalls ihrer Anerkennung als ernst zu nehmende geistige Macht wieder zu verlassen.

Eine Besonderheit des Hauses bildete der Senatorensaal mit seinem roten Ledergestühl mit 40 Plätzen. Sie wurden weder damals noch später jemals benützt, die „Senatoren" nie ernannt. Ihre vorgesehene Hauptaufgabe wäre es gewesen, die Wahl oder auch, was Hitler ausdrücklich vorgesehen wissen wollte, die Absetzung des Parteiführers vorzunehmen. Hitler hat die Installierung dieser Einrichtung, die in einer nationalsozialistischen Reichsverfassung verankert werden sollte und deshalb die sog. Reichsreform zur Voraussetzung hatte, immer wieder verschoben. So wurde der Senatorensaal, der schon im Jahre 1931 fertiggestellt war, dreizehn Jahre später ein Raub der Flammen, ohne jemals seiner Aufgabe als „Konklave" des Dritten Reiches gedient zu haben.

*

Dieses stille und etwas geheimnisvolle Braune Haus wurde mit der Zuspitzung der innenpolitischen Entwicklung im Jahre 1932, das zwei Reichspräsidentenwahlen, das SA-Verbot und seine Wiederaufhebung, den Sturz Brünings, zwei Reichstage und eine Flut von Landtagswahlen sowie die Kanzlerschaften Papen und Schleicher brachte, immer sichtbarer der Mittelpunkt des Münchner öffentlichen Lebens. Fast täglich wurde die große Hakenkreuzfahne auf dem Dachfirst des Hauses auf halbmast gesenkt, zum Zeichen, daß irgendwo im Reich wieder ein Nationalsozialist beim Zusammenstoß mit politischen Gegnern den Tod gefunden hatte. Die Parole der Kommunisten „Schlagt die Faschisten, wo ihr sie trefft" trug das Ihrige zur Steigerung der politischen Siedehitze bei. Immer öfter versammelten sich Menschenmengen in der Brienner Straße, um zu den Tagesereignissen zu demonstrieren.

Beim SA-Verbot wurde das Haus zwei Tage lang von der Polizei besetzt und durchsucht — ein Vorgang, der Tausende von Münchnern anzog, die hinter den Polizeiabsperrungen ihrem Protest lauten Ausdruck gaben. Da das SA-Verbot schon Tage vorher erwartet wurde, blieb die Polizeiaktion eine erfolglose Farce. Himmler, dessen „Reichsführung SS" in zwei kleinen Zimmern unter dem Dach untergebracht war, hatte in Erwartung des Polizeibesuches seine Tür mit einem großen Schild versehen: „Büro des Reichstagsabgeordneten Himmler" und zur Bekräftigung rote Siegelmarken darunter geklebt, wie sie die Abgeordneten zum Briefverschluß verwendeten. Die Polizeibeamten, die sich trotzdem nicht vom Betreten des Zimmers abhalten ließen, erlebten freilich eine Überraschung: Das „Büro des Reichstagsabgeordneten" erwies sich als völlig ausgeräumt, ein einsamer Telefonapparat stand auf der Heizung, er bildete das einzige Mobiliar!

Das so wechselvolle Spiel der politischen Ereignisse jenes Jahres wirkte sich im Hause in einem Auf und Ab der Stimmungen aus. Auf die übertriebenen Erwartungen, die an die erste Reichspräsidentenwahl im März 1932 geknüpft worden waren, folgte manche Enttäuschung und Erbitterung, die freilich nie die zähe Hoffnung auf einen innenpolitischen Sieg ganz brechen konnte. Am ernstesten war die Stimmung nach der Novemberwahl 1932, die der NSDAP erstmals eine nicht unbeträchtliche Einbuße an Stimmen brachte. Es war dies die Wahl, die sich an den berühmten 13. August 1932 anschloß, an dem Hitler das Angebot, Vizekanzler im Kabinett Papen zu werden, abgelehnt hatte und er sich erstmals mit dem Vorwurf, eine Politik des „Alles oder Nichts" zu treiben, auseinanderzusetzen hatte.

Auch in unsere Pressestelle schlugen die Wellen der großen Politik. Schon seit dem sog. Harzburger Treffen im Oktober 1931, bei dem das taktische Bündnis der NSDAP mit Hugenberg und dem „Stahlhelm" geschlossen wurde, das zwar im nächsten Jahre wieder zerbrach, aber in der Regierungsbildung des 30. Januar 1933 wiederauflebte, hatte sich die Gepflogenheit herausgebildet, daß Dr. Dietrich den „Chef" auf dessen politischen Reisen begleitete. Unser Verkehr mit Dietrich verlagerte sich immer mehr auf das Telefon. In häufigen kurzen Gesprächen erhielten wir seine Informationen und Aufträge. Während der „Deutschland-

flüge", deren journalistische Berichterstattung Dr. Dietrich organisatorisch betreute, nahmen wir mit unseren zwei Telefonapparaten gleich gar die Funktion eines großen Nachrichtenbüros wahr und vermittelten in täglich Dutzenden von oft seitenlangen Durchgaben die Berichterstattung von den großen Kundgebungen an die Parteipresse. Die Parteizeitungen erschienen in diesen Tagen in vervielfachter Auflage, aber nur mit vier Seiten Text, der fast ausschließlich von der Deutschland-Flug-Berichterstattung beherrscht wurde. Es war ein für die damaligen, vom bürgerlichen „Generalanzeiger" beherrschten Presseverhältnisse ganz neuartiges Experiment, das in Verfolg einer persönlichen Idee Hitlers nach dem mißglückten ersten Reichspräsidenten-Wahlgang innerhalb weniger Tage organisiert wurde und bekanntlich seine Wirkung nicht verfehlte. Bei den weiteren großen Wahlen des Jahres 1932 wurde das Verfahren wiederholt. Später — im Jahre 1933 — waren dann unsere Telefonate nicht mehr nötig, da standen die großen Nachrichtenbüros mit ihren Funk- und Fernschreibdiensten zur Verfügung, wenn es galt, Reden Hitlers und Berichte über Großkundgebungen der NSDAP an die Redaktionen zu bringen. Es bedurfte auch keiner erhöhten Auflagen der Parteipresse mehr, denn die Zeitungen des In- und Auslandes wetteiferten darin, ihre ersten Seiten mit diesem Stoff zu füllen und ihre Aufmachungen in den Dienst unserer Sache zu stellen.

*

In der Atmosphäre des Braunen Hauses vollzog sich im Sommer 1932 insoferne eine nicht unbedeutende Veränderung, als auf die Initiative Gregor Strassers dessen „Organisationsleitung" beträchtlich erweitert und in das in der Nähe des Karlstores ermietete „Hotel Reichsadler" verlegt wurde. Über Nacht wuchs dort ein umfangreicher Apparat aus dem Boden, der sich wenig mit den aktuellen politischen, um so mehr aber mit grundsätzlichen Problemen befaßte und dessen Kampf sich vor allem auf dem Felde der Denkschriften vollzog. Diese Tätigkeit wurde schließlich in den Herbsttagen, in denen die Partei sich gerade einem ernsten Rückschlag gegenübersah, durch einen großen „Organisationsplan" und durch eine „Dienstvorschrift" gekrönt.

Der Strassersche Versuch, eine Art eigener Reichsleitung, ge-

wissermaßen eine Konkurrenz zum Braunen Haus zu installieren, gewann dann im Dezember 1932 politisches Gewicht durch den bekannten Versuch Schleichers, die NSDAP ohne Hitler zu sich herüberzuziehen.

Es waren recht dramatische Nachrichten, die damals durch Funk und Draht in unserer Pressestelle einliefen. Einen Tag lang schien es wirklich, als sei die NSDAP nach ihrem Mißerfolg bei der Wahl nun auch von innen her zerspalten.

Der Spuk der Schleicherschen Intrige war freilich rasch wieder zerstoben, Hitler blieb völlig Herr der Situation. Im „Reichsadler" herrschte nach monatelangem Betrieb plötzlich peinliche Stille, das Braune Haus ward wieder eindeutig der Mittelpunkt des Parteigeschehens. Die Episode wurde schließlich eine nicht unwesentliche Voraussetzung für den 30. Januar 1933. Sie hat erwiesen, daß es keinen anderen Weg gab, die NSDAP zu gewinnen, als durch die Kanzlerschaft ihres Führers.

*

So merkwürdig es klingen mag, es war doch so: Der 30. Januar 1933 kam für das ganze Braune Haus überraschend. Zwar wußten wir den „Chef" wieder in Berlin und waren schon unterrichtet, daß dort Verhandlungen stattfanden. Aber wie oft war dies nicht schon vorher geschehen, immer mit dem gleichen negativen Ergebnis. So waren wir jetzt viel stärker auf eine Enttäuschung vorbereitet als in früheren ähnlichen Situationen. Im Sturz des Schleicherkabinetts sahen wir zunächst nichts anderes als eine neue Manipulation, um der NSDAP wenige Monate nach der letzten wenig erfreulichen Kampagne einen neuen zermürbenden, kostenreichen Wahlkampf aufzuzwingen. Auch Dr. Dietrichs spärliche Anrufe brachten kein helleres Licht in die etwas düstere Perspektive.

Schon ist die Mittagspause des Montag eingetreten, der das Datum des 30. Januar 1933 trägt. Die Büros sind leer, die Angestellten essen unten im Keller, im sog. „Kasino" des Hauses. Ich bin allein in unserer Pressestelle, als das WTB anruft. Der Ton der Stimme ist um einen merklichen Grad freundlicher als sonst: „Wissen Sie schon ..." und es folgt die Meldung, die zwölf Jahre Weltgeschichte einleitet. Wenige Minuten später schallt die

Stimme des Rundfunksprechers aus dem Apparat. Sofort habe ich von unserem Gerät aus die Zweiglautsprecher eingeschaltet. Nun ist das Haus vom Trubel der Freude erfüllt, dann strömen die zur Feier des Ereignisses für heute entlassenen Angestellten erregt nach Hause. In der Flut der Telefongespräche, die zwecklos über unser Büro hereinbrachen — denn wir bekommen erst im Laufe des Nachmittags Verbindung mit Dr. Dietrich —, ist mir wie zwischen Traum und Wirklichkeit. Ich erlebe den Tag im klaren Bewußtsein einer geschichtlichen Wende.

Abends zieht ein Fackelzug am Braunen Haus vorbei, Deutschland und die Welt aber blicken nun nach Berlin, auf die Reichskanzlei. Sie allein steht jetzt im Vordergrund. Dem Braunen Haus bleibt nur noch die Rolle der Erinnerungsstätte an die letzte Epoche vor Hitlers Machtergreifung.

Im Jahre 1943 vernichtet ein Dachstuhlbrand das alte Büro der Reichspressestelle, das Jahr 1944 vollendet das Zerstörungswerk — eine ausgebrannte Ruine ragt leer in den Himmel. Die große Bronzetafel „Deutschland erwache" ist in die Trümmer gestürzt.



Reichspressechef Dr. Otto Dietrich und Stabsleiter
Helmut Sündermann
Während einer Schriftleiter-Tagung in Wiesbaden Anfang März 1940

Mit meiner Mitarbeiterschaft in der Pressestelle des Braunen Hauses und durch die Verbindung zu Dr. Dietrich bin ich in die Sphäre des Mannes getreten, der schon in den Jahren frühen politischen Denkens Mittelpunkt meiner Erwartungen geworden war.

Es war noch der Adolf Hitler der Kampfzeit, der die Atmosphäre des Braunen Hauses beherrschte, der mit einer äußerlich oft noch zurückhaltenden, aber in allen entscheidenden Stunden ganz selbstverständlichen Autorität in der letzten Periode der innenpolitischen Auseinandersetzung der „Führer" wurde, nachdem er vorher noch für seine engeren Mitarbeiter „Herr Hitler", für uns „der Chef" gewesen war. Dreizehn Jahre politischen Wirkens lagen damals hinter Adolf Hitler — und eine gleiche Anzahl noch inhaltsreicherer Jahre vor ihm.

*

Hitler ist wohl erstmals im Kreise der Meldegänger des I.R.16, des sog. „List-Regiments", auf seine Begabung aufmerksam geworden, durch die Rede auf andere einzuwirken. Von einem seiner damaligen Kameraden wurde mir anschaulich erzählt, wie er in dieser Frontgemeinschaft zunächst über die ihm wohlbekannten, den Münchner und oberbayerischen Zuhörern aber fremden Verhältnisse der alten österreichisch-ungarischen Monarchie leidenschaftlich gesprochen und den Kampf erläutert habe, der zwischen den Deutschen Österreichs und den anderen Nationalitäten dieses Vielvölkerstaates sich entwickelt hatte.

Aus dem Kriege war Hitler als Dreißigjähriger zurückgekehrt, er hat später diese Altersstufe ganz allgemein als diejenige bezeichnet, in der sich der Politiker entfalte. Die Schilderung, die er in seinem Buch „Mein Kampf" über den Entschluß gibt, ein solcher zu werden, stimmt mit der Tatsache überein, daß Hitler im Frühjahr 1919 sich schon *vor* seiner zufälligen Verbindung mit der damaligen kleinen „Deutschen Arbeiterpartei" ernstlich mit dem Gedanken der Gründung einer Partei trug und alte Kriegskameraden dafür zu gewinnen suchte. Die Aufgabe dieser Partei,

der er die Bezeichnung „Sozialrevolutionär" geben wollte, sollte es sein, den deutschen Arbeiter, der mit dem Schützengrabenerlebnis in die Heimat zurückgekehrt war, dem Marxismus zu entreißen und für nationales Denken zu gewinnen. Den Bruch, den einerseits der Kapitalismus, andererseits die Klassenkampfparole in das Wilhelminische Deutschland getragen hatten, wollte der unbekannte, aus dem Kriege zurückgekehrte junge Hitler durch Aufklärung wieder überbrücken — sein großes Ziel war es, ein nationaler „Trommler" zu werden. Dieser später gegen den Politiker Hitler von seinen Gegnern oft zur Herabsetzung gebrauchte Ausdruck stammt aus jenen frühen Tagen und ist damals von ihm selbst gebraucht worden. Seinen ersten Kampfgenossen bezeichnete er es als sein höchstes politisches Ziel, einer nationalen Reichsregierung die breiten Massen der bisher marxistisch eingestellten deutschen Arbeiterschaft zuzuführen.

Als Hitler dann durch Zufall in den Kreis der „Deutschen Arbeiterpartei" des Münchner Werkzeugschlossers Anton Drexler eintrat, der von ähnlichen, wenn auch nicht so weitgreifenden Ideen erfüllt war, wurde es Hitlers sofortiges Anliegen, aus der Anonymität in die breite Öffentlichkeit zu treten. Neben der Formulierung klarer und wirkungsvoller Thesen wandte er sein Interesse der Prägung eines Parteinamens zu, der selbst schon ein Programm sein sollte. Von Bedeutung scheint dabei eine Reise gewesen zu sein, die Hitler im Herbst 1919 in seine Heimatstadt Linz unternommen hat. Dort wohnte er als stiller Zuhörer einigen Veranstaltungen der dortigen „Deutschen Nationalsozialisten" bei, einer Partei, deren Schwerpunkt im Sudetengebiet lag und deren Geschichte in die Zeit vor 1914 zurückreichte. Es ist eine historische Kuriosität, daß der erste politische Gebrauch vom Wort „Nationalsozialismus" von tschechischer Seite gemacht wurde: Die „Nationalsozialisten" des Prager Parlaments waren in der alten österreichischen Monarchie die Partei Masaryks, sie sind bis 1948 die Partei Beneschs geblieben. Als Gegenbewegung regten sich dann im Sudetenland die *deutschen* Nationalsozialisten, die zwar über die Bedeutung einer Splitterpartei nicht hinauswuchsen, aber doch auch schon im Wiener Vorkriegs-Parlament vertreten waren. Während die „National-Sozialen", eine zeitweilige liberale Parteierscheinung des Wilhelminischen Reichs-

tags unter der Ägide Friedrich Naumanns, für die Hitlersche Namensgebung „Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei" (die ab 1. Januar 1920 in Kraft trat) wohl kaum eine Rolle gespielt haben dürften, kann als sicher angenommen werden, daß er von jenem Linzer Zusammentreffen mit den Deutschen Nationalsozialisten Österreichs das Wort und den Begriff nach München nahm, dem er dann deutsche und schließlich Weltresonanz gegeben hat.

Hitlers erstes Zusammentreffen mit dem Münchner Drexler-Kreis hat mir der während des Krieges verstorbene Anton Drexler noch wenige Jahre vor seinem Tode eingehend geschildert. Drexler berichtigte zunächst die weitverbreitete Fabel, daß Hitlers erste Berührung mit der „Deutschen Arbeiterpartei" im Kreise jener sieben Mann stattgefunden habe, die später ein vielzitierter parteihistorischer Begriff geworden sind. Die Drexler-Gruppe veranstaltete im Sommer 1919 eine Reihe von öffentlichen Diskussionsabenden, zu denen jeweils ein wechselnder Zuhörerkreis von 50 bis 80 Personen gewonnen wurde. An einem dieser Abende nahm auch Hitler im Auftrag seiner militärischen Dienststelle teil, um über die Richtung und die Absichten der kleinen Gruppe Informationen einzuholen. Wahrscheinlich wäre dieser Abend bedeutungslos verlaufen, wenn sich nicht in der Aussprache ein Professor — er soll Innsbrucker gewesen sein — zu Wort gemeldet und die im damaligen München so vielbesprochene These von der Lostrennung Bayerns vom Reich vorgetragen hätte. Kaum hatte der Mann geendet, als Hitler — seinen Auftrag vergessend und überschreitend — sich zu Wort meldete und in so leidenschaftlicher und für die kleine Versammlung so überzeugender Weise gegen diesen Separatismus zu Felde zog, daß Drexler ihn gleich danach beiseite nahm, ihm die Broschüre „Mein politisches Erwachen" in die Hand drückte und ihn einlud, zu einer „Ausschuß"-Sitzung zu erscheinen, die für einen der nächsten Tage in einem „Café Gasteig" anberaumt war. *Dort* traf Hitler dann die vielbesprochenen sechs Mann, deren siebenter er wurde.

Hitler deutet in seinem Buch an, daß es ihm nicht ganz leicht gemacht wurde, sich in diesem Kreise durchzusetzen, an dessen Spitze der Sportjournalist Harrer stand, während Drexler den

Vorsitz für München führte. Mit seiner Forderung, aktiv am politischen Kampf teilzunehmen und das öffentliche Interesse auf die junge NSDAP zu lenken, reißt er zwar immer wieder die alte Vorstandschaft mit, aber es geht nie ohne Bedenken und Widerstände ab, die schließlich im Juli 1921 zu einer Krise führen: Es ist eine wenig bekannte Tatsache, daß Hitler damals seinen Austritt aus der NSDAP erklärt hat, deren „Propagandaleiter" er bis dahin gewesen war. Zur Annullierung dieses Schrittes erklärte er sich nur unter der Bedingung bereit, daß er an Harrers Stelle den Vorsitz über die Gesamtpartei übernehme. Der erschrockene Parteiausschuß traf sofort diese Regelung, denn es bestand schon damals kein Zweifel darüber, daß die Anhängerschaft der jungen Partei auf Hitler ausgerichtet war. In diesem aber vollzog sich damit unwillkürlich die Wendung vom „Trommler" zum Politiker.

*

In dem Kreise, der Hitler damals umgibt, ist die bemerkenswerteste Erscheinung der Schriftsteller Dietrich Eckart. Eine große, wuchtige Gestalt, ein prägnanter Kopf, sonore Stimme, die sich energisch, witzig, oft ironisch durchzusetzen weiß — so wird Eckart von denen geschildert, die ihn in jenen Jahren erlebten. In seiner Jugend hat Eckart für Heine geschwärmt, später wurde er ein Antisemit aus Grundsatz und hat hier einen entscheidenden Einfluß auf den um zwanzig Jahre jüngeren Politiker Hitler ausgeübt. Diesem war der Antisemitismus zunächst wohl nur eine aus der Zeit und den populären Stimmungen geborene Gefühlsparole gewesen, Eckart vertiefte sie zur weltanschaulichen These. Er scheint sich eine Schau der Menschheitsgeschichte zurechtgelegt zu haben, durch die sich wie ein roter Faden das jüdische Problem hindurchzog. Ebenso wie das kenntnisreiche, oft mit kraftvollen Ausdrücken pointierte Gespräch Eckarts, hat auch dessen Künstlertum Hitler angezogen. Dieses war freilich zu „bohemehaft", um außer der „Peer Gynt"-Nachdichtung und dem „Sturmlied" bleibende Werke zu hinterlassen, aber auf den jungen Hitler hat schon damals der Nimbus der künstlerischen Persönlichkeit, für den er Zeit seines Lebens eine Schwäche bewahrt hat, starken Anreiz ausgeübt. Eckarts freie Lebensgewohnheiten, die der Boheme verwandt und dem Alkohol nicht abgeneigt waren, übersah Hit-

ler oder belächelte sie, jedenfalls hinderten sie ihn nicht, lange Jahre zu Eckart ein Verhältnis zu bewahren, das dem eines Schülers zu seinem Lehrer geglichen haben muß. Da Eckarts Kritik wachsam und oft verletzend war, hat es an Krisen zwischen beiden nicht gefehlt. Vor allem im Sommer und Herbst 1923, den Eckart auf der Flucht vor einem Haftbefehl am Obersalzberg bei Berchtesgaden verbrachte (der seitdem Hitlers Erholungsplatz geworden ist), trat eine Verringerung des Eckartschen Einflusses auf Hitler ein, der so weit ging, daß Hitler ihn von seiner Bürgerbräu-Aktion nicht vorher verständigte, weil er Eckarts Bedenken nicht wachrufen wollte. Nach den Ereignissen trat eine Versöhnung ein: Nachdem Eckart als schwerkranker Mann aus der Haft entlassen worden und an Weihnachten 1923 in Berchtesgaden gestorben war, hat der Verlust dieses einzigen väterlichen Freundes Hitler tief ergriffen. Er hat ihm bis in die letzten Jahre seines eigenen Lebens eine oft zum Ausdruck gebrachte Verehrung gewidmet.

*

Die November-Niederlage 1923 und die Landsberger Zeit bedeuteten für Hitlers persönliche Entwicklung einen tiefen Einschnitt: Aus dem Schrittmacher eines ungezügelten nationalen Revolutionsgedankens wird der bewußte Ideenträger einer politischen Weltanschauung, aus dem Putschisten der ausschauende und auf längere Sicht rechnende Politiker. Das erste aktuelle Produkt seiner Landsberger Zeit ist — wie bereits erwähnt — die These der „Legalität", auf die Hitler nun gegen den anfangs heftigen Widerstand seiner Kampfgefährten die politische Linie der NSDAP festlegt. Die Nationalsozialisten von 1923 fühlten sich noch als eine kämpferische Minderheit, deren Aufgabe es sei, den Staat wie eine feindliche Festung zu erobern — dem Nationalsozialismus nach 1925 ging es darum, die breiten Schichten des deutschen Volkes für sich zu gewinnen und dadurch in die Staatsführung einzudringen. Durch die intensive Beschäftigung mit ideologischen Problemen, wie sie die Niederschrift von „Mein Kampf" mit sich brachte, befestigte sich in Hitler die Überzeugung, daß seine Ideen stark und populär genug seien, um auch auf dem Wege der parlamentarischen Demokratie entscheidenden Einfluß auf die deutsche Politik zu gewinnen. Daß diese Entwick-

lung eine langwierige sein mußte, ist ihm sicher klar gewesen, trotzdem hat er sich nach seiner Rückkehr aus Landsberg allen Bestrebungen, die sich weiterhin auf eine militante Bekämpfung des Weimarer Staates richteten und in einem neuen Putschunternehmen enden mußten, unerbittlich widersetzt. Nicht der Soldat, nicht der Verschwörer, sondern der Propagandist wurde der Träger der Parteientwicklung dieser Jahre. Mit Ludendorff wurde gebrochen; Ernst Röhm, dessen Gedanken sich damals auf eine Zusammenfassung des Frontsoldatentums unter Duldung politischer Verschiedenheiten richteten, ging nach Bolivien. In der wiedergegründeten NSDAP aber konzentrierte sich die Aktivität auf die Ausbildung der Ideologie und die Formulierung massenwirksamer politischer Parolen. Der Weimarer Parteitag von 1926 stand im Zeichen der Diskussion „Was ist Nationalsozialismus?" und der damit verbundenen Klärung grundsätzlicher Begriffe — der Parteitag 1929 dagegen, in Nürnberg abgehalten, war schon ganz auf propagandistische Massenwirkung abgestellt. Aufmärsche und Fahnenweihen, Kundgebungen und Parolen wurden sein Merkmal, „Deutschland erwache" der Kampfruf.

War die ideologische Klärung noch eine im Kreise der Parteiführerschaft durch Diskussion auszufechtende Aufgabe, so verschob sich mit der Verlagerung zur Propaganda das Gewicht der Partei immer eindeutiger auf die Person Adolf Hitlers selbst. Die zwingende Kraft seiner Persönlichkeit war der stärkste Impuls des Propagandaerfolges der Partei. Es war nicht nur seine Rednergabe — deren technische Virtuosität von anderen „geborenen" Rednern wie Dr. Goebbels damals wie später überboten wurde — sondern vor allem der Nimbus des nationalen Freiheitshelden und des politischen Propheten, der damals den Namen Hitler umgab: hier liegt der Ausgangspunkt der großen Massenwirkung, der die NSDAP vom Frühjahr 1930 ab, nach dem Zusammenbruch der Stresemannschen Politik und der an sie geknüpften Hoffnungen, ihren einer Naturgewalt gleichenden politischen Erfolg in Deutschland verdankte. Es läßt sich nicht behaupten, daß es sich um eine im wesentlichen ideologische Entwicklung gehandelt habe, die sich damals in Deutschland vollzog. Es war nichts anders als der Masseninstinkt, der in Hitler damals „den Mann" sah, nach dem seit den Anfängen der Menschheits-

geschichte jedes Volk Ausschau hält, wenn es in Bedrängnis gerät. Noch der September-Wahlkampf 1930, der im deutschen Reichstag die Abgeordnetensitze der NSDAP von 12 1928 auf 107 erhöhte, vollzog sich auf der Linie einer politischen Diskussion, in der die kurz vorher vollzogene vielumstrittene deutsche Unterschrift unter den Young-Plan eine beträchtliche Rolle spielte. In den darauffolgenden Jahren aber stehen keine tagespolitischen Einzelfragen mehr zur Debatte — immer größere Teile der deutschen Öffentlichkeit wenden sich dem bald bedingungslosen Glauben an Adolf Hitler und seine Sendung zu.

Ein nahezu unwahrscheinlicher Tatbestand aus jenen Jahren beleuchtet sowohl die magische Kraft Hitlers, als auch seine leidenschaftliche Art des Kampfes, die immer mehr von einer Missionsvorstellung in ihm selbst entzündet wird: Im März 1932 war bekanntlich Hitler dem greisen Reichspräsidenten von Hindenburg, der auf Brünings Veranlassung ein zweites Mal kandidierte, als Gegenkandidat bei der Reichspräsidentenwahl gegenübergetreten. Die Kandidatur Hindenburgs war ein kluger Schachzug der Weimarer Parteien: auch die Sozialdemokraten, die 1925 Hindenburgs schärfste Gegner waren, traten diesmal für ihn ein — das hohe Ansehen, das Hindenburg in nationalen Kreisen genoß, mußte es der NSDAP schwer machen, ihre Anhänger bei der Stange zu halten. Auch wir jungen und jüngsten Nationalsozialisten teilten die hohe Achtung der Frontsoldaten vor der ehrwürdigen Gestalt Hindenburgs und gingen mit gemischten Gefühlen in diesen Wahlkampf. Dies hinderte uns freilich nicht, im stillen die Hoffnung auf einen großen Überraschungssieg zu hegen. Diese Erwartung war natürlich zu hoch gespannt, doch brachte der erste Wahlgang immerhin ein bei nüchterner Betrachtung verblüffendes Ergebnis: Hitler erhielt 11,3 Millionen Stimmen, d. h er vereinigte auf seine Person etwa vier Millionen Stimmen mehr, als die NSDAP anderthalb Jahre vorher bei den Reichstagswahlen gewonnen hatte. Hindenburgs sofortige Wiederwahl war gescheitert, und es folgte ein zweiter Wahlgang, der für die Anziehungskraft der Persönlichkeit Hitlers noch symptomatischer ist: Vier Wochen nach der ersten Wahl fand diese zweite Abstimmung statt, durch Regierungsdekret war die Dauer des Wahlkampfes auf zehn Tage beschränkt worden — und in dieser knap-

pen Frist gewann Hitler nochmals über zwei Millionen Stimmen hinzu. Die 13,5 Millionen Stimmen des 10. April 1932 sind wohl das bedeutendste Wahlereignis in Hitlers persönlicher Laufbahn — durch den im ersten sog. „Deutschlandflug" erfolgten rücksichtslosen persönlichen Einsatz durfte er den großen Erfolg im wesentlichen seinem eigenen unmittelbaren Einfluß auf das deutsche Volk zuschreiben.

Leidenschaftlich und doch nicht unbeherrscht, von einer zwingenden Selbstverständlichkeit in seinen Reden und seinem Auftreten, so steht mir jener Adolf Hitler der frühen dreißiger Jahre lebhaft vor Augen. Er empfindet die Hinwendung der Massen zu seiner Person als eine Art Gottesurteil, als eine überzeugende Bestätigung seiner Ahnungen, die ihn nach der Landsberger Zeit den neuen Kurs der Partei bestimmen ließen. In seinem äußeren Auftreten ist er noch ganz der schlichte Idealist von einst — noch kann man ihm in Münchens Straßen beim Spaziergang begegnen, aber seine Befehle nehmen nun schon zu an Forderung und Bestimmtheit. Wie seine Zielsetzung die ideologische Diskussion beendet hat, so wird jetzt seine Lagebeurteilung die allein entscheidende für die Politik der Partei. Daß sie nach den vielen Krisen des Jahres 1932 sich am 30. Januar 1933 schließlich als richtig erweist, bestätigt in überzeugendster Weise seinen Führungsanspruch — ihm selbst und uns allen. Damals bildet sich heraus, was später seine tiefste Überzeugung sein wird: Daß die großen Entscheidungen von höherer Fügung gelenkt würden und daß es seltene Menschen gäbe, die sie vorauszuahnen und damit zu vollziehen bestimmt sind. Zu ihnen fühlt er sich gehörig. Er glaubt, ein Gesandter des Schicksals zu sein. Ohne zum Mystizismus zu neigen, ist er doch überzeugt, daß seine innere Stimme ihm Wege zeigt, die anderen nicht so deutlich vor Augen treten, und daß er sie einschlagen *muß*, um seiner Aufgabe gerecht zu werden.

Diese ihn erfüllende Missionsidee ist nicht ohne äußere Wirkung geblieben. Hier haben wir wohl die Ursache jener psychischen Wirkung zu erkennen, die er gerade in jenen Jahren auszuüben vermochte, die es ihm ermöglichte, seine Gegner nicht nur machtmäßig zu überwinden, sondern so viele von ihnen auch zu versöhnen und für sich zu gewinnen.

Derselbe alte Feldmarschall von Hindenburg, gegen den er 1932 zwei heftige Wahlkämpfe geführt hatte und der ihn im Januar 1933 zunächst nur widerstebend und unter einer Reihe von einschränkenden Bedingungen zum Regierungschef gemacht hatte, erlag der zwingenden Persönlichkeit Hitlers damals nicht weniger als die Millionenmassen des deutschen Volkes.

Diese für die innenpolitische Entwicklung des Jahres 1933 entscheidende innere Hinwendung Hindenburgs zu Hitler begann schon am Abend des 30. Januar, als die Berliner SA in einem feierlichen Fackelzug stundenlang am „Alten Herrn" vorbeizog. Jetzt machte sich die oft irreführende Unterrichtung, der Hindenburg lange unterlegen war, im entgegengesetzten Sinne geltend: Als ihm in Hitler eine ganz andere Erscheinung als die eines „böhmischen Gefreiten" deutlich wurde, als das Fluidum der starken Persönlichkeit in die bisher oft allzu nüchterne Sphäre des alten Soldaten einzudringen begann, da fiel die Reserve Hindenburgs so vollständig, daß er schon nach einem Jahr Hitlerscher Kanzlerschaft diesem in seinem Testament von sich aus den Weg zur vollen persönlichen Macht im Staate freigab!

Was immer an Verhängnisvollem und Tragischem gerade aus diesem Selbstbewußtsein, aus dieser bis ins Dämonische sich steigernden persönlichen Kraft entstand — jener Adolf Hitler von damals ist eine Erscheinung von so eigener Größe und Wirkung, daß sie vor allem genannt werden muß, wenn die Epoche begriffen werden soll, die in der Weltgeschichte unvermeidlich seinen Namen tragen wird.

Die Entwicklung von jenem „Trommler" der ersten Zeit bis zu dem vom greisen Hindenburg väterlich gesegneten Adolf Hitler ist ein Stück unseres eigensten Schicksals geworden. Deshalb reden so manche Deutsche und die Kritiker in der Welt aneinander vorbei: Sie wollen nur den hinter den Stacheldraht seines Hauptquartiers zurückgezogenen, zu manchem furchtbaren Befehl sich entschließenden Machtmenschen kennen — für uns umfaßt der Name Adolf Hitler noch einen ganz anderen Mann, jene leidenschaftliche Persönlichkeit, die jahrelang um die Seele des deutschen Volkes rang und sie durch den Anruf nationaler Empfindungen und sozialistischer Gefühle schließlich im Sturme gewann.

In den Wochen nach dem 30. Januar 1933 wurde es im Münchner Braunen Haus merklich stiller. Wer Namen und Bedeutung besaß, kam bestenfalls noch zu Besuch nach München, das Hauptquartier der Partei war Berlin geworden, wo die politische Weiterentwicklung reifte. Zunächst hielt noch der Wahlkampf zum 5. März eine Atmosphäre der Spannung auch in München aufrecht. Mit ihm verbunden war eine Diskussion mit der alten bayerischen Regierung, die ihre ablehnende Haltung gegenüber der Entwicklung im Reich schon am Abend des 30. Januar demonstriert hatte, als der Münchner Sender sich weigerte, die Übertragung der Rundfunkreportage vom Fackelzug der Berliner SA zu übernehmen. Im Verlauf des Wahlkampfes wurden von bayerischer Seite recht aggressive Reden gehalten, ausgerechnet in München tat man so, als ob die Reichskanzlerschaft Hitler ein norddeutsches Intermezzo wäre, das im Süden keinen Widerhall fände, ja es wurde das herausfordernde Wort gesprochen, daß ein etwa von Berlin entsandter Reichskommissar „an der bayerischen Grenze" verhaftet würde. Als dann aber die Wahl des 5. März vorübergegangen war und die Wahlergebnisse auch in Süddeutschland eine beachtlich andere Sprache redeten, blieb Berlin die Antwort nicht schuldig. Es wurde die Parole ausgegeben, daß nun die politischen Verhältnisse der Länder dem in der Reichstagswahl zum Ausdruck gekommenen Willen der Wählerschaft anzupassen seien. Dies war ein revolutionärer Akt, der einzige dieser Art, der 1933 in die staatsrechtlichen Verhältnisse eingriff. Doch auch hier wurde das Prinzip der Legalität insoferne gewahrt, als nun — nach dem Vorbild des Papenschen Vorgehens gegen die preußische Regierung im Juli 1932 — durch den Reichsinnenminister tatsächlich ein Reichskommissar für Bayern ernannt wurde. Die bayerische Polizei hätte freilich vergeblich an der Grenze auf ihn gewartet, wenn noch von „Verhaften" die Rede gewesen wäre — der neue Reichskommissar befand sich bereits im Lande, es war General Ritter von Epp, einst im Jahre 1919 der Befreier Münchens von der Rätediktatur, seitdem eine der populärsten Erscheinungen der Münchner Öffentlichkeit.

Trotz dieses geschickten Berliner Gegenzuges gegen die bayerische Opposition verlief der „Revolutionstag", der 9. März 1933, in München nicht ohne Spannung. Röhm, der die politische Aktion leitete, begab sich zunächst, begleitet vom Münchener Gauleiter Adolf Wagner und von Himmler, vom Braunen Haus im Auto zum bayerischen Ministerpräsidenten Held, um diesen zum freiwilligen Rücktritt zu bewegen. Dieser hielt daraufhin stundenlange Ministerbesprechungen ab, während deren die Lage auf den Münchener Straßen immer gespannter wurde. Die Vorgänge hatten sich wie ein Lauffeuer herumgesprochen, auf allen möglichen öffentlichen Gebäuden wurden Hakenkreuzfahnen gehißt, eine große Menschenmenge versammelte sich vor dem Landtagsgebäude, und im Innenministerium wurde darüber verhandelt, wie sich die Landespolizei gegenüber diesen Demonstrationen verhalten solle. Leidenschaftliche Beamte forderten den Schießbefehl, der aber nicht zur Durchführung kam, weil nationalsozialistisch gesinnte Landespolizeioffiziere die mündliche Annahme so weittragender Befehle verweigerten.

Schließlich führten die Verhandlungen mit Held nach Vorlage eines Berliner Telegrammes (auf dessen Eintreffen im Braunen Haus stundenlang mit großer Spannung gewartet wurde, nachdem der Text schon in den Morgenstunden telefonisch durchgesagt worden war) zur Übergabe der vollziehenden Gewalt an Epp und die von ihm für die einzelnen Ministerien ernannten „Staatskommissare". Die geringste der damaligen Ernennungen ist dennoch die bedeutendste geworden: Der Reischführer SS, Heinrich Himmler, begnügte sich mit der Stellung eines Polizeipräsidenten für die Stadt München — dies war die unterste Stufe seines Aufstieges.

Die bayerische Übergangsregelung wurde wenige Wochen später, nach Erlaß des Reichsstatthaltergesetzes, durch die Neubildung einer bayerischen Regierung abgelöst, an der sich zunächst auch die am 9. März abgetretene, katholisch-orientierte „Bayerische Volkspartei" wieder beteiligte.

*

Dies waren die endgültig letzten politischen Entwicklungen gewesen, die in München zu erleben und journalistisch auszu-

werten waren, die Übersiedlung nach Berlin wurde zur unausweichlichen Notwendigkeit, wenn es mit mir und mit der „Nationalsozialistischen Korrespondenz" (NSK), deren einziger Redakteur ich seit Dezember 1932 war, vorwärtsgehen sollte.

Bei der Verlagsleitung, für die dieser Pressedienst nur ein kleines Objekt war, wurde ich schließlich ein so lästiger Antragsteller, daß man Ende April der Verlegung der NSK nach Berlin wohl vor allem deshalb zustimmte, um mich loszuwerden.

Am Steuer eines „Hanomag" — des in zahllosen heiteren Anekdoten weiterlebenden Kleinstautos jener Zeit — trat ich am 29. April 1933 von Starnberg aus die Fahrt in die Welt an — denn eine solche war es für mich zweiundzwanzigjährigen Studenten, der in der Rolle des Redakteurs debütierte. Die Mutter begleitete mich, um meine private Einrichtung in der uns beiden völlig fremden Weltstadt zu bewerkstelligen. In erfahrener Einschätzung der begrenzten Leistungsfähigkeit des „Hanomag" ward die Reise in drei Tagesstrecken eingeteilt. Den ersten Abend blieben wir in Bamberg und begannen den zweiten Tag mit einem geruhsamen Besuch des Bamberger Domes, abends waren wir über die steilen Höhen des Thüringer Waldes bis Leipzig gekommen. Am dritten Tage schließlich wurde zum Sturm aufs Ziel angesetzt. In gespannter Erwartung ratterten wir die schnurgeraden Chausseen über Bitterfeld und Wittenberg auf Potsdam zu, dessen Name damals nach dem Staatsakt des 21. März vom Nimbus nationaler Einigung umstrahlt war. Stolzen und freudigen Herzens fuhren wir durch den sonnigen Frühsommertag — es war der 1. Mai 1933! In den Dörfern, die wir durchquerten, waren die Bauern am Werke, ihre Häuser mit Blumen und Birkengrün zu schmücken, in den Städten sammelten sich festlich gekleidete Menschen ohne Unterschied ihres Standes, um gemeinschaftlich teilzunehmen am ersten „Tag der nationalen Arbeit". In Potsdam schließlich ein Meer von Fahnen — die Farben des alten Reiches neben denen des Hakenkreuzes. Konnte es für einen jungen Nationalsozialisten eindrucksvollere Symbole dafür geben, daß nun die große Stunde der deutschen Einigung geschlagen, der Weg der deutschen Würde und Freiheit begonnen habe?

Mit einem Gefühl spannungsvoller Ergriffenheit trat ich in den pulsierenden Lebenskreis Berlins ein.

Noch der Nachmittag des Ankunftstages sah mich draußen auf dem Tempelhofer Feld bei jener Kundgebung, die von mir wie wohl von den meisten Deutschen damals als ein echtes Versöhnungsfest zwischen Bürger und Proletarier freudig erlebt und tief empfunden wurde. Am nächsten Morgen ließ ich mich zum ersten Male von dem so imponierenden Strom der Berliner Werktätigen aufnehmen, der sich in den Morgenstunden an die Arbeitsstätten der Millionenstadt ergießt. Im Verlagsgebäude in der Zimmerstraße — mitten im „Zeitungsviertel" — traf ich die ersten Vorkehrungen für die Herausgabe meiner Korrespondenz und stürzte mich dann in die verwirrende Fülle des Berliner Journalisten-Alltags. Völlig unbekannt mit dem rieisgen Verkehrsnetz erlebte ich zunächst beschämende Irrfahrten, wie sie keinem Neuling in der Weltstadt erspart bleiben. Ohne rettendes Taxi wäre ich an jenem ersten Tage vermutlich nicht wieder in mein Büro zurückgekehrt. Wie aber derjenige am schnellsten schwimmen lernt, der rücksichtslos ins Wasser geworfen wird, so habe ich trotz aller Wut und Verzweiflung über die unerwarteten Probleme doch immer den Kopf oben behalten und mein zunächst allzu bescheidenes Unternehmen schnell so weit entwikkelt, daß ich nach einigen Wochen eine umsichtige Sekretärin und tüchtige journalistische Mitarbeiter zu meiner Verfügung hatte, die es mir ermöglichten, nun wieder freier zu arbeiten und ruhiger um mich zu blicken.

Eine gemütliche Junggesellenwohnung im Grünen, ein interessanter Kollegenkreis, vor allem aber die emsige Atmosphäre unerschrockener und unerschreckbarer Lebenstüchtigkeit, die der Berliner um sich zu verbreiten weiß, hat mir die Weltstadt bald vertraut gemacht.

*

Die verwirrende Fülle der Eindrücke und Erlebnisse meines ersten Berliner Jahres, des politisch so ereignisreichen Jahres 1933, vereinigt sich in der Erinnerung zu einer Atmosphäre ganz besonderer Art, die angedeutet zu werden verdient, weil sie auch für die spätere deutsche Entwicklung kennzeichnend ist.

Nach jenem ersten Abend auf dem Tempelhofer Feld war das einprägsamste Erlebnis die Reichstagssitzung vom 17. Mai 1933. Sie war in doppelter Hinsicht bemerkenswert. Zunächst gab Hit-

ler seine erste außenpolitische Erklärung ab und erstreckte damit vor der Weltöffentlichkeit seine persönliche Initiative auf ein Gebiet, das ursprünglich nach den Bedingungen der Kabinettsbildung vom 30. Januar seinem unmittelbaren Einfluß entzogen war. Nun ist davon keine Rede mehr. Hitler wird von jetzt ab durch seine Erklärungen und Handlungen den Kurs der deutschen Außenpolitik entscheidend bestimmen, und ihre Linie zeichnet sich bereits in jener ersten Rede deutlich ab: Die schrittweise Beseitigung des Versailler Diktates, die Wiederherstellung der vollen deutschen Gleichberechtigung wird zur offenen Forderung, zum unverhüllten Ziel. Ich erlebte die Szene von der Pressetribüne der Krolloper aus, in der der Reichstag seit dem Brand des Reichstagsgebäudes tagte, und werde den tiefen Eindruck nicht vergessen, den Hitlers außenpolitisches Debüt damals im ganzen Hause hervorrief. Die Klarheit und Kraft seiner Sprache bei der Behandlung einer Materie, die ihm und uns Nationalsozialisten infolge der jahrelangen innenpolitischen Auseinandersetzungen ziemlich fremd geblieben war, überraschte Freund und Gegner gleichermaßen — es war die letzte Reichstagssitzung, in der noch die alten Parteien mit Ausnahme der Kommunisten in voller Stärke vertreten waren. Das Parterre des Hauses, das bei späteren Gelegenheiten die Signatur einer homogenen Parteikundgebung trug, zeigte noch die lebhafte Bewegung eines Parlamentes, und es waren noch die alten parlamentarischen Ausdrücke des „sehr richtig" und „hört, hört", die neben dem Beifallsklatschen der Braunhemden die Rede unterstrichen. Von Hugenberg bis Löbe gab es eine ganze Galerie bekannter parlamentarischer Größen der Weimarer Zeit zu sehen, die mir von älteren Berliner Kollegen freundlich gezeigt wurden und deren Beobachtung während der Rede nicht minder interessant war, als die des Diplomatischen Korps, das zahlreich vertreten war, wenn auch noch nicht so vollständig und auf Überraschungen lauernd wie bei späteren Gelegenheiten. Die größte Sensation des Tages aber war nicht einmal die Rede Hitlers, sondern die Tatsache, daß alle Parteien ohne Widerspruch und einhellig die Erklärung billigten. Sogar die Sozialdemokraten, die geschworenen Gegner der NSDAP, erhoben sich von ihren Plätzen, als die Zustimmung des Reichstages zu den außenpolitischen Thesen Hitlers ausgesprochen wurde!

Dieses Einzelereignis ist typisch für die damalige Stimmung in den politischen Kreisen Berlins — sie stand ganz im Zeichen eines geistigen Erdrutsches, wie ihn die Wilhelmstraße und alles, was zu ihr gehört, auch 1918/19 nicht erlebt hatte. Damals gab es immerhin noch die Kreise der alten Monarchisten, die nur während der heftigsten Spartakistenzeit schwiegen, aber sich dann sofort wieder zu Worte meldeten. Im Frühsommer 1933 aber mußte es uns Nationalsozialisten scheinen, als ob wir als Sieger ganz allein auf weiter Flur stünden. Sogar die Gruppen, die wir aus alter Tradition als sichere Gegner zu werten gewohnt waren, strichen ostentativ ihre Flagge. Auf die Versöhnungsparole, mit der wir uns an die Massen des Volkes wandten, reagierten nun auf einmal auch die eingeschworensten Kämpfer der gegnerischen Front. Als wir uns gerade rüsteten, um uns nach dem politischen Siege nun geistig mit ihnen zu messen, entdeckten wir, daß sie bereits die Fahne gewechselt und in unseren Reihen Zuflucht gefunden hatten.

Es war ein einzigartiges und großangelegtes Manöver, das unsere politischen Gegner damals exerzierten — die Selbstauflösungen der Parteien, die im Juni und Juli 1933 lawinenartigen Charakter annahmen, waren zu billige Erfolge des Nationalsozialismus, als daß sie nicht auch zu Besorgnissen des Siegers Anlaß geboten hätten. Die geflissentlich von der Bildfläche verschwundenen Gegner rechneten ganz offensichtlich mit einem baldigen inneren Versagen des Hitler-Experiments oder mit einem Einschreiten der europäischen Mächte. Die durch den bewußten Rückzug der Gegenseite ermöglichte plötzliche Alleinherrschaft war als Fallgrube für den Nationalsozialismus gedacht, und wenn sie es — in geschichtlicher Schau — vielleicht auch geworden ist, so doch in anderer Entwicklung, als es die überklugen Politiker der alten Parteien damals erwartet haben. Hitler hat sich durch das blitzartige Untertauchen der Opposition nicht täuschen lassen — sein Gegenzug war der systematische machtpolitische Ausbau seiner eigenen Stellung und schließlich auch die Entwicklung einer Staatspolizei, deren nicht allzu schwierige Aufgabe es war, die verschwundenen Gegner wieder zu finden!

Die Formen, in denen sich jene politische Entwicklung des Sommers 1933 vollzog, waren oft grotesk. Es war die Geburts-

stunde der „150-prozentigen" Nationalsozialisten, die wir damals verblüfft erlebten. Es sind mir manche peinliche Szenen in Erinnerung, in denen ältere, erfahrene, mit allen Wassern Berlins gewaschene Männer mir 22jährigem ein Herz ausschütteten, das so von Phrasen pseudo-nationalsozialistischen Inhalts überlief, daß mir übel wurde. Mir waren unsere Ideen eine erlebte Herzenssache, diese Leute aber machten ein wildes Konjunkturgeschäft daraus. In beängstigendem Tempo warfen sie sich auf unser Programm und unsere Gedanken, um sie in triefendes Kauderwelsch zu verwandeln. Wie in der Kitsch-Industrie eine Hausse in Hakenkreuz entstand, die schließlich gesetzlich gestoppt werden mußte, so galt auch auf dem journalistischen und literarischen Gebiet unsere Hauptsorge in jener Zeit der Eindämmung der wilden und oft trüben Fluten super-nationalsozialistischer Massenproduktion.

Trotzdem — und das habe ich, so jung ich war, damals schon als tragisch empfunden — *brauchten* wir diejenigen, die sich uns so eifrig anboten. Schon in den begrenzten Verhältnissen meiner Redaktion zeigte sich bald die folgende Situation: Die wenigen guten Mitarbeiter, mit deren Beiträgen wir bisher gearbeitet hatten, waren über Nacht in bedeutende Positionen versetzt worden. Als Minister oder hohe Funktionäre sahen sie sich Aufgaben gegenüber, in die sie erst hineinwachsen mußten, und dachten natürlich nicht mehr daran, für nebensächliche Dinge, zu denen sie jetzt, nachdem die Macht errungen war, die Presse zählten, auch nur eine Minute zu opfern. Wie froh mußte ich sein, daß ein Strom eifriger Routiniers sich vor unseren Redaktionstüren sammelte und die entstandenen Lücken wenigstens quantitativ ausfüllen konnte. Meine und meiner unmittelbaren Mitarbeiter Hauptarbeit bestand damals darin, das Übermaß an Nationalsozialismus in den uns angebotenen Arbeiten auf ein genießbares Quantum zu reduzieren. Trotz solcher für alte Nationalsozialisten, zu denen ich mich trotz meiner Jugend zählen durfte, peinlicher Eindrücke habe ich nicht zu denen gehört, die generell gegen die „Märzgefallenen" wetterten, gegen die sog. „jungen Parteigenossen", die nach der Machtergreifung Anschluß an die Partei gesucht und gefunden hatten. Wie immer unter Menschen, so war auch hier Spreu und Weizen gemischt. Die große Überschwemmung hat

auch zahllose Ehrliche und charakterlich Anständige zu unserem Ufer geführt. Ich möchte die Erinnerung an viele treue, tüchtige und tapfere Mitarbeiter nicht missen, die in jenen ersten Berliner Wochen das Büro der NSK betraten, dann aber im Laufe der Jahre *echte* Nationalsozialisten — nach *meinen* Begriffen — geworden sind.

Diese Entwicklungen und Probleme galten nicht nur im Arbeitsbereich einer Schriftleitung, sondern auch auf dem großen Feld der deutschen Öffentlichkeit. Als Hitlers Regime wider Erwarten nicht zusammenbrach, fand es eine immer aufrichtigere Unterstützung auch in vielen früher gegnerischen Kreisen, die damit einen entscheidenden Beitrag zur Befestigung der innenpolitischen Anfangserfolge des Nationalsozialismus leisteten.

Noch der Sommer 1933 stand im Zeichen sehr ernster wirtschaftlicher Probleme, deren Größe die neue Regierung vor beachtliche Aufgaben stellte. Hitler zeigte sich ihnen gewachsen. Die Arbeitslosenziffer, die seit 1930 das öffentliche Interesse kaum geringer in Anspruch genommen hatte als in den Inflationsjahren der Dollarkurs, wurde durch eine großzügige Regierungsinitiative langsam, aber sicher niedergedrückt. Der „Arbeitsschlacht" wurden bis in die Gemeinden herunter alle in der langen Kampfzeit aufgespeicherten nationalsozialistischen Glaubens- und Willenskräfte leidenschaftlich gewidmet. Die allzu offene Spekulation der in- und ausländischen Gegner auf ein Mißlingen der Experimente hat in unseren Reihen wie ein Stimulans gewirkt: Wir wollten zeigen, daß wir die Sieger nicht nur seien, sondern auch bleiben würden. Die Regierungsinitiative, die in jener Zeit noch nicht in einem volkswirtschaftlich bemerkbaren Ausmaß von der Aufrüstung bestimmt war, fand in den Gauen, Kreisen und Gemeinden nicht nur Verständnis und Widerhall, sondern Verstärkung durch eine Unzahl eigener „Arbeitsbeschaffungsprogramme". Sie waren nicht selten grotesk und unwirtschaftlich. So erinnere ich mich schon vom Tage meiner Einfahrt nach Berlin der großen Baustelle, die am sog. „Kilometerberg" zwischen Potsdam und Wannsee entstanden war und die der teilweisen Abtragung dieses Berges diente. Die Arbeiten wurden fast ausschließlich mit Handschaufeln ausgeführt, um möglichst viel Arbeiter beschäftigen zu können und in Lohn zu bringen.

Diese gutgemeinten, aber ziemlich sinnlosen Maßnahmen traten bald in den Hintergrund gegenüber dem großen und volkswirtschaftlich bedeutenden Projekt der Reichsautobahnen, das im Herbst 1933 in Angriff genommen wurde. Die Kühnheit des Gedankens, die Ausmaße der Planung und die Schnelligkeit der Durchführung bilden ein typisches Zeugnis Hitlerscher Willensbildung. Seine alte Hinneigung zum Motorisierungsgedanken hat ihn schon in den ersten Tagen nach der Machtübernahme veranlaßt, die Kraftfahrzeugsteuer zu beseitigen und das schon in den Jahren vorher mit dem Münchner Ingenieur Dr. Todt besprochene Projekt eines Autobahnverkehrsnetzes zum Mittelpunkt einer großangelegten Regierungsinitiative zu machen.

Mit der Ankurbelung der deutschen Motorisierung und mit dem schlagartigen Einsetzen des Autobahnbaues in allen Teilen des Reiches hat Hitler nicht nur an sehr entscheidenden Schlüsselpunkten initiativ eingegriffen, sondern auch, da es sich um sehr sichtbare Maßnahmen handelte, den nicht minder wichtigen psychologischen Erfolg erzielt. Das wiedereinsetzende allgemeine Vertrauen, das sichere Gefühl einer wirtschaftlichen Aufwärtsbewegung setzte wie von selbst die Räder der deutschen Volkswirtschaft wieder in Gang. In der Frist eines Jahres war das Gespenst der Arbeitslosigkeit von der Bühne abgetreten.

Hitler begnügte sich nicht mit diesen wirtschaftlichen Erfolgen. Ihm ging es um die Schaffung einer ausgeprägten nationalen Willensbildung, und er ließ keinen Boden unbeackert, um diesen Samen auszustreuen. Die karitative Aufgabe der Armenfürsorge machte er durch die Schaffung des „Winterhilfswerkes des deutschen Volkes“ zu einer politischen Kundgebung, die bäuerliche Erntedanktradition übertrug er durch eine große Parallelfeierlichkeit zum proletarischen 1. Mai ebenfalls auf das Feld gesamtnationaler Empfindungen. Die abendliche Stunde der ersten Erntedankkundgebung auf dem Bückeberg steht mir als ein Erlebnis echt Hitlerscher Prägung unvergeßlich vor Augen: An jenem Oktobertag 1933 hatte Adolf Hitler die Rolle eines Vermittlers übernommen, der dem deutschen Bauern den Dank des Volkes für die getane Arbeit, dem Herrgott den Dank für seinen Segen feierlich aussprach. Mit solchen großen, das deutsche Volk in seinen breitesten Schichten ergreifenden Gesten weckte Hitler Willens-

regungen und Leistungskräfte, wie sie auf dem nüchtern-materiellen Felde rein volkswirtschaftlicher Vorgänge nicht realisierbar sind. Sein Führungsanspruch schien nicht nur ihm und uns, sondern auch der ganzen Nation ein selbstverständlicher zu sein.

Völlig sicher gemacht durch den großen innenpolitischen Erfolg zögerte Hitler nicht mehr, nun auch nach außen hin noch deutlicher und energischer aufzutreten, als er es im Mai gewagt hatte. Nachdem er die inneren Gegner so schnell und so entscheidend geschlagen hatte, mußte es ihn um so mehr reizen, sich auch mit den äußeren zu messen, als hier ja das Ziel der Anerkennung Deutschlands als Großmacht noch in beträchtlicher Ferne lag.

Ich fühle noch die geballte Atmosphäre der Überraschung und der blitzschnellen Überprüfung einer völlig neuen Lage in dem enggedrängten Kreis der in der Leipziger Straße tagenden Pressekonferenz, als der damalige Pressechef der Reichsregierung, Staatssekretär Funk, zu uns kam und uns die Eröffnung machte, Deutschland sei aus dem Völkerbund ausgetreten, nachdem die monatelangen Verhandlungen über eine allgemeine Abrüstung gescheitert seien und Deutschland die Gleichberechtigung vorenthalten worden sei. Gleichzeitig wurde eine Volksabstimmung über diesen Regierungsakt und eine Neuwahl des Reichstages ausgeschrieben. Es war der erste Akt der später sprichwörtlich gewordenen Hitlerschen „Überraschungspolitik". Die alten, auf dem politischen Parkett erfahrenen Kollegen gerieten in nicht geringere Aufregung als wir jungen. Sie sorgten sich über mögliche Gegenmaßnahmen der europäischen Mächte, wir waren begeistert über die erste selbständige deutsche *Tat* nach Versailles.

Die Anfang November folgende Reichstagswahl trug nicht mehr das Spannungsmoment früherer Wahlkämpfe in sich, es fehlte nun ganz sichtbar der Gegner. Manche alte Abgeordneten der früheren Rechtsparteien von Hugenberg bis zu Martin Spahn vom Zentrum kandidierten als Parteilose und wurden als solche gewählt, bis 1945 blieben die meisten von ihnen als Hospitanten der NSDAP-Fraktion Mitglied des Reichstages. Die Rolle einer Opposition haben sie nicht gespielt, und das habe ich schon damals instinktiv als Nachteil auch für die NSDAP empfunden. Die Wahlkämpfe der späteren Jahre wurden zu Routine-Ereignissen mit nur beschränkt animierender Wirkung auf die Parteigenos-

senschaft, in der Verklärung der „Kampfzeit"-Erinnerungen zeichnete sich die Sehnsucht nach dem dialektischen Prozeß ab, der für das Lebendigbleiben einer politischen Bewegung unentbehrlich ist. Die Partei begann zu bürokratisieren, und diese Erfahrung verbitterte gerade den alten nationalsozialistischen Idealisten, für den die politische Machtergreifung nicht mehr als ein Abschnitt in einer langen geistigen Entwicklung war. Während der politische Erfolg immer umfassender wurde, begann die ideologische Dynamik immer schwächer zu werden. Die Macht verdrängte die Idee. Nirgends war dies deutlicher zu fühlen als auf dem Felde, auf dem der Journalist zu Hause ist. Sicher ist, daß angesichts der persönlichen Kraft und Macht, die sich in der Persönlichkeit Adolf Hitlers vereinigte, eine irgendwie geartete Opposition zu keinem Zeitpunkt nach 1933 (auch nicht im Kriege!) die Chance gehabt hätte, eine ernstzunehmende Position in der deutschen Öffentlichkeit zu erringen — ihr völliges Fehlen aber hat der NSDAP ernstlich geschadet, es hat in manchen Kreisen der Führerschaft egoistische Selbstzufriedenheit und oft auch bedenkenlose Rücksichtslosigkeit gefördert und das geistige Element verkümmern lassen.

Das „Gesetz über die Einheit von Partei und Staat", das am 2. Dezember 1933 die Folgerung aus der ganzen innenpolitischen Entwicklung des Jahres 1933 zog, hat die NSDAP in ihren Grundlagen erschüttert. Sie konnte nun nicht mehr eine weltanschauliche Kampfgemeinschaft ringender Geister sein, sondern sie mußte jetzt eine „Säule" des Staates bilden, ihr Element war nicht mehr die ideologische Bewegung, sondern die machtmäßige Konsistenz.

Ich versuchte damals, die neue Position der Partei dahin zu begreifen, daß es nun ihre Aufgabe sei, gewissermaßen die Volksvertretung gegenüber dem Staatsapparat zu bilden, um die fließende populäre Stimmung gegenüber der notwendigerweise starren staatlichen Apparatur zur Geltung zu bringen. Ich stellte mir eine fruchtbare Polarität zwischen Partei und Staat vor, ein Wechselspiel von politischer Führung und staatlicher Verwaltung. Immer wieder habe ich dieses Thema im Laufe der nächsten Jahre journalistisch angesprochen — die tatsächliche Entwicklung hat freilich meinen Erwartungen nicht recht gegeben. Die ihrer eigentlichen geistigen Aufgaben entfremdete Partei wurde je nach dem

Temperament ihrer einzelnen Repräsentanten zum Handlanger oder zum Vergewaltiger des Staatsapparates, das natürliche Verhältnis lebendiger, aber reservierter Kritik, der Zustand einer echten Volksvertretung auf dem Wege über die NSDAP ist zwar von vielen fähigen Köpfen vor allem auch aus der jüngeren Schicht der Parteiführerschaft ehrlich angestrebt worden, in der Praxis aber blieb dies doch ein schöner Traum.

So umschließt die Berliner Atmosphäre des Jahres 1933 in meiner Erinnerung nicht nur die Elemente des innenpolitischen Erdrutsches, des Emporstieges Adolf Hitlers und des ersten Aktes des internationalen Wiederaufstieges Deutschlands als europäische Großmacht, sondern auch bereits das Einsetzen einer inneren Problematik des nationalsozialistischen Staatssystems, das von uns jungen und doch alten Parteigenossen nicht so „autoritär" gedacht oder erstrebt war, wie es sich von nun ab in schnellen Schritten entwickelte.

Der 30. Juni

Für den 29. Juni 1934 war eine Besichtigung von neuerrichteten Lagern des Reichsarbeitsdienstes im Rheinland angesagt. Ich wollte eine Reportage schreiben, und es war mir in Aussicht gestellt, daß ich mich von einem in der Nähe Essens gelegenen Lager aus der sog. „Führerkolonne" anschließen könne. Hitler wollte von der Hochzeit des Gauleiters Terboven kommend in den Mittagsstunden eintreffen — dies war die Orientierung, auf Grund deren ich am Abend des 28. Juni wieder einmal wie so oft in jenen von zahlreichen innenpolitischen Demonstrationen und Feierlichkeiten angefüllten Jahren die Koffer packte. Kurz vor der Abreise erreichte mich zu Hause noch ein merkwürdiger Telefonanruf. Die Pressestelle der Obersten SA-Führung ist am Apparat. Der Stabschef Röhm wünsche, daß sofort eine dort formulierte scharfe Stellungnahme zu den aus Pommern gemeldeten Auseinandersetzungen zwischen SA und Stahlhelm unter dem Zitat der Parteikorrespondenz über die Nachrichtenbüros verbreitet werde. Die Forderung macht mich stutzig — sie ist überraschend, da die Oberste SA-Führung in den letzten Monaten nur wenig Verbindung mit uns gehalten hat. Schon seit den Monaten der Machtergreifung hat eine merkwürdige Spannung zwischen SA und Partei Platz gegriffen. Das Zurücktreten kämpferischer Aufgaben, Hitlers wiederholte Feststellung: „Die Revolution ist abgeschlossen", die neue staatstragende Funktion der NSDAP hatte in der SA die Stimmung eines „von den Politikern zurückgesetzten Soldatentums" entstehen und wachsen lassen. In der in den Juniwochen da und dort aufflackernden Polemik örtlicher SA-Kreise gegen die Anhänger des alten „Stahlhelm" sah ich nur den Versuch, durch die künstliche Schaffung von Kampfsituationen die SA innenpolitisch wieder nach vorne zu schieben. Von Dr. Dietrich war ich unterrichtet, daß die von der SA betriebene Stahlhelmdiskussion von Hitler mißbilligt werde. Die Zumutung, durch eine von NSK verbreitete Veröffentlichung die Partei in die Sache hereinzuziehen, lehnte ich deshalb ab und erwehrte mich der heftigen Einreden meines Gesprächspartners. Schließlich erreichte ich gerade noch meinen Zug.

Der nächste Morgen findet mich in einem blitzsauberen neuen Lager des RAD, in der heiteren Atmosphäre spannungserfüllter Jugend. Stunde um Stunde verrinnt ohne die angekündigte Ankunft des Führers. Im kleinen Kreise einiger Arbeitsdienstführer verzehren wir an einem für die erwarteten Gäste festlich geschmückten großen Tisch das vorbereitete Feldküchenessen. Am späten Nachmittag nähert sich endlich eine große Autokolonne — aber es sind nicht die wohlbekannten schwarzen Mercedes-Wagen, die Hitler benützt. Hierl, der Organisator und Leiter des deutschen Arbeitsdienstes kommt allein mit seinem Stab. Während des exerziermäßigen Schauspiels, das sich trotz der Enttäuschung mit Musik und Meldungen programmgemäß entfaltet, nimmt mich ein Adjutant am Arm und bestellt mir von Dr. Dietrich, ich solle sofort nach Berlin zurückfahren, für morgen sei eine wichtige Führererklärung zu erwarten, die sich voraussichtlich — mit der Devisenlage beschäftigen werde!

Am nächsten Morgen erwartet mich einiger Ärger in der Redaktion: Mein Vertreter hat sich im Laufe des gestrigen Tages doch noch bereden lassen und die mysteriöse Stellungnahme zum Stahlhelmstreit, wenn auch in kleiner Aufmachung und ohne ausdrückliche Weitergabe an die Nachrichtenbüros in der NSK veröffentlicht. In den Vormittagsstunden versuche ich Dr. Dietrich zu erreichen — er ist nicht in Berlin. Niemand weiß etwas von einer Führererklärung. Ich bedauere schon, die schöne Rheinfahrt abgebrochen zu haben.

Eine Verkehrsstockung am Großen Stern ist das erste außergewöhnliche Ereignis des Tages. Mit meinem kleinen Hanomag liege ich mitten im Strom von Hunderten von Wagen fest, als ich nach Hause fahren will, um den Samstagnachmittag im Grünen zu verbringen. Schließlich spricht es sich zwischen den schimpfenden und hupenden Autofahrern herum: Das Gebäude der SA-Gruppe Berlin in der Tiergartenstraße ist polizeilich besetzt worden — kaum der Verkehrsstockung entronnen, kehre ich über Nebenstraßen schnell zu meinem Büro in der Zimmerstraße zurück.

Hier ist es inzwischen lebendig geworden: Dr. Dietrich hat sich aus München telefonisch gemeldet und die Durchgabe wichtiger Nachrichten angekündigt. Noch immer ist unklar, was eigentlich

geschicht. Es erfolgt eine telefonische Aufforderung zu einer Pressekonferenz im Pompejanischen Saal des Propagandaministeriums. Göring spricht dort, erregt, aber fest und überzeugend. Er enthüllt endlich das Geschehene. Der Stabschef Röhm sei abgesetzt, eine Verschwörung der SA aufgedeckt und niedergeschlagen worden. Während der Führer sich in München befinde, um Ordnung zu schaffen, führe er, Göring, die nötigen Maßnahmen in Berlin und Norddeutschland durch.

Im Büro läuft unterdes der „Augenzeugenbericht" über die Alarmierung der Münchner SA und die Verhaftung Röhms ein, der am nächsten Tage die deutsche und die Weltpresse beherrschen wird. Dr. Dietrich ist, wie meist am Telefon, kurz angebunden und gibt auf meine dringenden Fragen nur knappe, nervöse Antworten. Seit 2 Uhr nachts ist er mit Hitler unterwegs. Sie hatten den Abend in Godesberg verbracht, im Rheinhotel Dreesen, in dem Hitler gerne abstieg. Vom Flugplatz Bonn aus sind sie dann in nächtlicher Stunde nach München gestartet, bei ihrem Eintreffen auf dem Oberwiesenfeld sahen sie schon alarmierte SA-Einheiten marschieren. In Wiessee, in der Villa Röhms, hatten sie ihn und seine Vertrauten noch in den Betten angetroffen. Röhm wurde von Hitler persönlich verhaftet, der sofort sein Zimmer betrat und ihn anrief: „Röhm, Sie sind verhaftet!". Röhm, so erzählte mir Dr. Dietrich später, habe das Ereignis mit erstaunlicher Ruhe hingenommen und eine Zigarre geraucht, während sein Haus durchsucht wurde.

Auf der Rückfahrt nach München begegneten der Führerkolonne eine Reihe von Kraftwagen, in denen sich höhere SA-Führer auf dem Wege nach Wiessee befanden, wo am gleichen Tage eine SA-Führer-Tagung stattfinden sollte. Jeder dieser SA-Führer wurde von Hitler persönlich angehalten, zur Umkehr und Mitfahrt nach München veranlaßt, wo inzwischen ein Partei-Standgericht zusammengetreten war, um über das Schicksal der einzelnen zu entscheiden*.

---

* Anm. des Herausgebers: In zahlreichen späteren Gesprächen hat der Verfasser die Meinung vertreten, die standrechtliche Liquidierung der SA-Führer und anderer Persönlichkeiten habe zu einem ersten und nachhaltigen Riß der Vertrauensbasis in der Bevölkerung geführt. Siehe auch Helmut Sündermann „Das Dritte Reich — Eine Richtigstellung in Umrissen" Leoni 1964, S. 185 ff.

Ebenso wie das schnelle, persönliche Zugreifen Hitlers, so überzeugten damals auch alle sonst verfügbaren Informationen von der Notwendigkeit der harten Maßnahmen, mit denen die scheinbar eindeutig hochverräterischen Pläne Röhms durchkreuzt wurden. Nicht wenig trug zu diesem ersten Urteil die Stellungnahme Hindenburgs bei, der nicht nur Hitler bei seinem darauffolgenden Besuch in Neudeck seine volle Zustimmung ausdrückte, sondern auch noch in betonter Geste jedem der begleitenden Herren die Hand reichte und ihnen für ihre Haltung dankte. Es gebe Augenblicke, in denen „man hart sein muß" — das waren Hindenburgs Worte.

Erst nach dem Zusammenbruch, elf Jahre später, wurden mir gewichtige Argumente bekannt, die die Angelegenheit problematischer zeigten, als sie sich damals darstellte. Ich kann nicht an einem Bekenntnis vorübergehen, das ich im Internierungslager aus dem Munde eines hohen SA-Führers vernahm, der am 30. Juni 1934 nur durch Zufall der Erschießung entging. Er war bereits verhaftet und verbrachte in dieser Lage mehrere Stunden mit dem engsten Mitarbeiter Röhms, dem Obergruppenführer von Krausser. Dieser hat ihm angesichts des Todes feierlich versichert, daß er keine Putschabsichten Röhms kenne und daß er selbst jedenfalls unschuldig sterben werde.

So furchtbar eine solche Enthüllung ist und so tief sie menschlich ergreift, so wird man in der geschichtlichen Wertung doch unterscheiden müssen zwischen unmittelbaren Putschplänen und allgemeineren politischen Absichten, die Hitlers damalige Auffassungen stützen. Alle diese Fragen: Hat Röhm geputscht, wollte er zu diesem oder einem anderen Zeitpunkt putschen, wer hat die Münchner SA alarmiert, wenn es nicht Röhm gewesen ist (angeblich hat sich der Münchner Gauleiter Wagner später einmal dem Stabschef Lutze gegenüber dazu bekannt, jenen Alarm ausgelöst zu haben), was bedeuteten die Alarmnachrichten über das Thema SA und Stahlhelm, war ihre Quelle wirklich der Stabschef Röhm, waren sie zufälliger Art oder sollten sie eine Krisenstimmung schaffen? — All dies tritt, so wichtig es für das Ausmaß der Exekutionen des 30. Juni und 1. Juli 1934 sein mag, bei der Beurteilung der politischen Bedeutung und geschichtlichen Wirkung des Vorganges zurück. Dieser greift, wie mir scheinen will, nicht nur

tief in das Problem Nationalsozialismus und Wehrmacht ein, er spielt auch eine bedeutende Rolle für das Verhältnis Adolf Hitlers zur Partei: Seit dem 30. Juni 1934 hat es in der Partei keine „Strömungen" mehr gegeben, die sich in irgendeinem bedeutenden Punkte vom kundgetanen Willen des Führers entfernt hätten. Daß das Röhms Absicht gewesen war — *dieser* Tatbestand hat sich mir nach 1945 womöglich noch deutlicher abgezeichnet als vordem.

Röhms Pläne nach dem 30. Januar 1933 zielten auf die Schaffung einer auf der SA aufgebauten Volksmiliz ab, die neben dem langdienenden Berufsheer der Reichswehr die kurzdienende militärische Massenorganisation sein sollte. Die hemmungslose Öffnung der Tore für jeden Zustrom zur SA im Frühjahr 1933, die damals innerhalb weniger Wochen Millionen von Mitgliedern neu aufnahm, entsprach diesem Gedankengang ebenso wie das Streben Röhms nach einer Aufnahme in das Reichskabinett, die im Dezember 1933 zugleich mit der Heß' erfolgte. Die Bewaffnung der SA blieb freilich vorerst auf die bei jeder der etwa dreißig Gruppen gebildeten sog. „Stabswachen" beschränkt, die Ausbildung der übrigen SA-Angehörigen blieb von geringem militärischen Wert. Röhm ließ trotzdem keine Gelegenheit vorübergehen, ohne den soldatischen Kader-Charakter seiner SA zu betonen, und sie von der politischen Organisation der Partei zu distanzieren. Die latente Spannung, jenes gefahrvolle Ungewisse, das sich in der politischen Atmosphäre des Winters 1933/34 von dieser Seite her abzuzeichnen begann, hat mich damals instinktiv erregt. In einem Artikel „Partei und SA" versuchte ich darzulegen, daß es schließlich nur *einen* Nationalsozialismus geben könne, der uns alle auch im innenpolitischen Sieg umschließen müsse. Was sind freilich die Stoßseufzer eines Journalisten dort, wo überlegte Pläne und feste Ziele den Ereignissen eine unentrinnbare Tendenz geben?

Noch ernster als die innere Spannung, in die er zur Partei geriet, war die offene Ablehnung, die Röhm von seiten der Reichswehr erfuhr:

Schon im März 1933 hat der damalige Oberst Reichenau einem hohen SA-Führer, der ihn als Beauftragter des (im März 1935 ausdrücklich aufgelösten) „Wehrpolitischen Amtes der NSDAP"

interpellierte, in aller Offenheit erklärt: „Wir denken nicht daran, uns von irgend jemand in irgend etwas in irgendeiner Form dreinreden zu lassen." Röhms vom Wehrpolitischen Amt unterstützter Plan ging noch weit über das „Dreinreden" hinaus, das sich Reichenau so energisch verbeten hatte. Dieser ließ, um jeden Zweifel auszuschalten, im gleichen Frühjahr 1933 vor allen höheren SA-Führern einen Vortrag über die Aufbaupläne des Reichswehrministeriums halten, in dem ganz klar zum Ausdruck kam, daß keine Trennung des Heeres in verschiedene Teile vorgesehen war. Über die SA wurde nur bemerkt, daß sie zeitgerecht Weisungen des Reichswehrministeriums über ihr allenfalls zufallende Aufgaben erhalten würde.

Die Situation wurde für die SA tragisch, als sich Hitler bald grundsätzlich auf den Standpunkt der Reichswehr stellte, in ihr den einzigen Waffenträger des Reiches erblickte und der SA nur unpräzisierte innenpolitische Aufgaben zusprach. Diese Stellungnahme entsprach nicht nur den Zusicherungen, die Hitler bei seinem Regierungsantritt Hindenburg gegenüber abgegeben hatte, wonach er sich des Eingriffs in die Reichswehr enthalten werde, sie basierte auch auf Hitlers persönlicher Überzeugung. Als alter Soldat war es sein Ziel, das feldgraue Heer wieder aufzurichten — ein General war ihm damals eine andere und größere Autorität als ein noch so bewährter SA-Führer. Von unmittelbarer Bedeutung scheint auch ein mehrtägiges Zusammensein Hitlers mit den führenden Köpfen der Reichswehr gewesen zu sein, das im Frühjahr 1934 auf der Marine-Yacht „Grille" stattfand. Dort sind wohl die entscheidenden Gespräche für den Ausbau des 100 000-Mann-Heeres zur großen deutschen Wehrmacht geführt worden.

Hitler hat nie einen Zweifel über seine grundsätzliche Einstellung zu dieser Frage aufkommen lassen — so hat er im Februar 1934 zu den SA-Führern, die er nach einer in Friedrichsroda abgehaltenen Tagung nach Berlin befohlen hatte, ernst und eindringlich gesprochen und ihnen in aller Deutlichkeit wiederholt, daß für ihn die Reichswehr der einzige Waffenträger der Nation sei und daß er dem in Zukunft Rechnung getragen wissen wolle.

Das Gefühl, daß Röhm trotz allem an seinen alten Plänen fest-

halte und ihn weiterhin zu einer Änderung seiner grundsätzlichen Einstellung drängen werde, hat Hitler wohl veranlaßt, in den kommenden Monaten einen Empfang Röhms wiederholt abzulehnen. Dieser wiederum hat sich in seinem Kreis mitunter unverhohlen über die „Umgebung" Hitlers und den „schlechten Einfluß" geäußert, den sie ausübe. Aus Röhms Bemerkungen scheint auch deutlich geworden zu sein, daß er auf Hitler größeren und unmittelbaren Einfluß gewinnen, ja daß er ihn von Goebbels und Ley, wahrscheinlich auch von Blomberg und Reichenau „absperren" wollte. Sogar der Ausdruck vom „goldenen Käfig", in den Hitler gesetzt werden solle, ist im Kreise Röhms damals gefallen. Angesichts solcher Erörterungen, die nicht geheim geblieben sind, war es nicht schwierig, die These von einem bevorstehenden SA-Putsch aufzustellen und sie Hitler überzeugend vorzutragen — auch dann, wenn die Röhmsche Gedankenkette sich noch nicht zu einem solchen Punkt fortentwickelt haben sollte. Schon in den Jahren vorher war Hitlers Mißtrauen gegen Röhm von verschiedenen Seiten geweckt und genährt worden. So hatte Heß schon im Jahre 1932 zusammen mit anderen führenden Männern des Braunen Hauses gegen Röhms weiteres Verbleiben in der Reichsleitung Protest erhoben, weil sich angeblich herausgestellt hatte, daß Röhm die im Haus geführten Telefongespräche überwachen ließ. Auch die nicht mehr bestreitbare homosexuelle Neigung Röhms und mancher von ihm berufener höherer SA-Führer hat entscheidend zum Bruch beigetragen, vor allem, da Röhm im Jahre 1932 Hitler gegenüber unter Ehrenwort jede homosexuelle Betätigung abgestritten hatte. Schließlich war Hitler von dem Bestehen unkontrollierbarer Beziehungen Röhms zum Ausland überzeugt. Noch in späteren Jahren hat er das Phänomen der französischen Untätigkeit beim Austritt Deutschlands aus dem Völkerbund damit erklärt, daß die französische Politik damals schon mit seinem, Hitlers Sturz durch Röhm gerechnet habe. Er selbst habe damals die ihm von Heß und Himmler zukommenden Warnungen zunächst dilatorisch behandelt und den Röhmschen Verrat ganz ausreifen lassen; die wirklich Getäuschten — so meinte Hitler — seien die Franzosen gewesen.

Auch im großen Nürnberger Prozeß ist die Frage des 30. Juni erörtert, wenn auch nicht geklärt worden. Unter den dazu dem

Gericht vorgelegten Dokumenten ist am interessantesten eine eidesstattliche Erklärung, die der damalige Breslauer Divisionskommandeur, der nachmalige Feldmarschall Kleist über eine seinerzeitige Auseinandersetzung mit dem dortigen, am 30. Juni erschossenen SA-Obergruppenführer Heines gehabt hatte. Kleist schildert, daß in Schlesien bereits mehrere Tage vor dem 30. Juni sowohl die SA wie die Reichswehr alarmbereit gelegen hätten. Er, Kleist, habe angesichts dieser Lage die Initiative ergriffen und Heines am 28. Juni um einen Besuch gebeten. Er habe dem SA-Führer dessen Vorbereitungen auf den Kopf zugesagt und von diesem die Antwort erhalten, daß die der SA vorliegenden Nachrichten auf einen geplanten Überfall der Truppen auf die SA schließen ließen, diese habe sich daraufhin nur abwehrbereit gemacht. In der Nacht vom 28. zum 29. Juni wurde Kleist von Heines angerufen, das Bild habe sich insofern geändert, als nach seinen Kenntnissen die Reichswehr im ganzen Reich seit dem 28. Juni gegen einen bevorstehenden SA-Putsch alarmiert worden sei. Er, Heines, werde am nächsten Morgen sofort nach Wiessee zu Röhm fliegen, um eine Klärung herbeizuführen. General Kleist verließ daraufhin ebenfalls am Morgen des 29. Juni Breslau und begab sich mit dem Flugzeug nach Berlin, wo er dem Oberbefehlshaber des Heeres, Generaloberst Fritsch, und dem Generalstabschef Beck seine Gespräche mit Heines meldete. Kleist habe, so erklärt er in seinem Nürnberger Affidavit, hinzugefügt: „Ich habe den Eindruck, daß wir — Reichswehr und SA — von drittter Seite, ich dachte an Himmler, gegeneinander gehetzt werden und daß viele Nachrichten von ihm ausgehen." Generaloberst Fritsch ließ daraufhin den General von Reichenau kommen und bat den General von Kleist, das Ausgeführte zu wiederholen. Reichenaus Antwort sei gewesen: „Das mag stimmen, jetzt aber ist es zu spät!"

Die Ereignisse des nächsten Tages sollten freilich zeigen, daß auch die Reichswehr nur indirekter Sieger wurde — Hitler nahm die offenbar bereitstehende militärische Hilfe nicht in Anspruch, der 30. Juni erhielt neben den anderen Bedeutungen, die ihm zukommen, auch noch den Sinn, daß er Himmlers Stellung im Reich begründete.

*

Im geschichtlichen Urteil wird der Punkt nicht übersehen werden dürfen, in dem Röhms Ideengang eine Rechtfertigung, Hitler dagegen die entscheidende Enttäuschung seiner Innenpolitik erfahren hat. Der 30. Juni 1934 hat den deutschen Heeresaufbau endgültig einer revolutionären Entwicklung entzogen. Bei einem Aufbau der Wehrmacht aus der SA heraus wäre zwar gewiß und notwendigerweise das Tempo der deutschen Aufrüstung verlangsamt, doch gewiß auch der weltanschauliche, innere Bruch vermieden worden, der später die deutsche Wehrmachtsführung in zwei Lager gespalten und am 20. Juli 1944 seinen dramatischen Ausdruck gefunden hat.

Olympia-Atmosphäre

Die Olympischen Spiele 1936 bezeichnen nicht nur zeitlich das Mittel in den sechs Jahren der nationalsozialistischen Revolution 1933—39, sie bilden auch in der allgemeinen politischen Atmosphäre, im Verhältnis Deutschlands zur Welt einen Abschnitt von beachtlicher Bedeutung.

Nicht nur durch die umfassende Anlage der Olympiade 1936, die fast ein Jahr hindurch das deutsche und internationale Interesse auf sich gezogen hatte, sondern auch durch mannigfaltige vorhergehende Diskussionen war dem Ergebnis ein betont politischer Charakter verliehen worden. So wurde in den Vereinigten Staaten bereits während des ganzen Jahres 1935 ein erbitterter Streit über die Frage der Beteiligung der USA an den Berliner Wettkämpfen ausgetragen. Einflußreiche Kreise und wichtige Zeitungen riefen bei dieser Gelegenheit zu einer internationalen Demonstration gegen das nationalsozialistische Deutschland auf, erst nach monatelangem Meinungsstreit fiel die Entscheidung zugunsten der Beteiligung an der Berliner Olympiade.

Sowohl diese Auseinandersetzung als ihr Ergebnis sind symptomatisch für die Meinungskrise, in der sich die Welt damals im Hinblick auf Deutschland befand. Nachdem die Spannungen des Sommers 1934 von Hitler äußerlich erfolgreich überwunden waren und er, nach dem Tode Hindenburgs auf Lebenszeit zum Staatsoberhaupt gewählt, mächtiger war als irgendein deutscher Staatsmann vor ihm, begann sich bei den Siegermächten des ersten Weltkrieges eine Atmosphäre durchzusetzen, in der sich eine gewisse Einsicht in die Fehler des Versailler Verfahrens mit einem Schuß Bewunderung für das deutsche Phänomen und vielleicht sogar mit einem Quentchen nicht eingestandener Befriedigung über die schnelle Lösung mancher unleidlich gewordener Probleme verband.

Ich habe gerade in jenen Jahren jede sich bietende Gelegenheit wahrgenommen, um den Blick in die Welt zu richten und das deutsche Verhältnis zu ihr zu begreifen. Der Umgang mit manchem aufgeschlossenen Kollegen aus dem Kreise der Berliner Auslandspresse hat mir dabei ebenso genützt wie zahlreiche Reisen,

die mich fast durch ganz Europa führten. Das Baltikum, Polen, Rumänien, Italien, die Schweiz, Frankreich und schließlich auch England habe ich damals in zwar kurzen, aber doch instruktiven Reisen besucht. Gewiß reicht das journalistische Verfahren, das einen raschen Überblick über aktuelle Probleme erstrebt, nicht aus, um etwa ein Land gründlich kennen zu lernen — aber die politische Atmosphäre bietet sich dem Zeitungsmann doch prägnanter dar als anderen Reisenden: Ihn erwartet nicht nur in jeder Hauptstadt ein Kreis unterrichteter journalistischer Berufsgenossen, die die Probleme des Landes ebenso wie die neuralgischen Punkte der Politik sachkundig beobachten und mit ihren Kenntnissen nicht hinter dem Berge halten — es öffnen sich dem reisenden Journalisten auch viele Türen wichtiger Persönlichkeiten und einflußreicher Institutionen, die anderen Reisenden verschlossen bleiben.

Abgesehen von den verbissenen Gesichtern der Emigranten, die sich in Prager, Züricher und Pariser Cafés versammelten und antideutsche Kriegspläne schmiedeten, sind mir von den vielen damaligen Reisen übereinstimmende Eindrücke allgemeiner populärer Interessiertheit und neugieriger Freundlichkeit gegenüber uns Deutschen in Erinnerung. Man sah uns zwar scheu an, als ob wir aus einer anderen Welt kämen, aber es war trotzdem unverkennbar: Der Durchschnittseuropäer, vom Mann auf der Straße bis zu den Ministern für auswärtige Angelegenheiten, nahm nicht ungerne die Tatsache zur Kenntnis, daß Deutschland wieder am Tische saß. Die Völker verspürten die deutsche Wirtschaftsgesundung ebenso unmittelbar, wie sie in den Jahren der deutschen Inflation und Wirtschaftskrise mit Leidtragende gewesen waren. Und die Politiker atmeten auf, befreit von dem schlechten Gewissen über die unsinnige Behandlung, die man anderthalb Jahrzehnte lang Deutschland hatte zuteil werden lassen. Das in Versailles festgelegte Prinzip eines latenten deutschen Schwächezustandes hatte auch in weltpolitischer Hinsicht infolge des Anwachsens der russischen Macht, die noch in den zwanziger Jahren außer Betracht bleiben konnte, eine neue, nicht unbedenkliche Situation geschaffen — ich bin damals nie den Eindruck losgeworden, als ob man insbesondere in England im tiefsten Grunde des Herzens mit Hitlers „Überraschungspolitik", in deren Verfolg er 1935

die allgemeine Wehrpflicht wieder einführte, im März 1936 die Entmilitarisierung des Rheinlandes aufhob, nicht allzu unzufrieden gewesen sei. Man war bereit, Hitler zu geben, was er sich nahm, seine Taktik aber enthob den Spender der peinlichen Aufgabe, frühere Fehler offen einzugestehen. Im Gegenteil: Man konnte sich in die Brust werfen und protestieren, wo man im stillen ganz befriedigt war. Der mitteleuropäische Raum eignet sich nun einmal nicht als machtpolitisches Vakuum zwischen Ost und West.

Am sichtbarsten zeigte sich die angedeutete Situation im März 1936. Hitler hat später noch oft von dem Wagnis gesprochen, das er mit dem Einmarsch ins Rheinland eingegangen sei, und es war dies tatsächlich der politische Akt, der das *Prinzip* des Versailler Vertrages endgültig zu Fall brachte. Wenn dieses verteidigt werden sollte, so mußte es damals geschehen. Die französische Regierung hat dies erkannt und sie scheint — wenn die seither erschienenen Mitteilungen richtig sind — mehrere Tage hindurch zum Kriege entschlossen gewesen zu sein. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Deutschland damals zu einer Auseinandersetzung mit dem Westen nicht gerüstet war. Neben der französischen bildete damals auch die ausgezeichnet gerüstete tschechoslowakische Armee eine ernste Gefahr. Der damalige tschechische Generalstabsoberst und spätere Protektoratsminister Moravec erzählte mir später, daß bereits ein voll ausgearbeiteter französisch-tschechischer Feldzugsplan vorlag. Die Tschechen wollten, gestützt auf ihre starken Grenzbefestigungen, hinhaltend kämpfen und sich schlimmstenfalls geordnet in den Karpatenraum zurückziehen, während die Franzosen eine große Offensiv-Operation planten und in der badischen Ebene die entscheidende Schlacht schlagen wollten. Daß diese Pläne auf dem Papier stehen blieben, geht nach der heutigen historischen Lesart auf den damaligen französischen Generalstabschef Gamelin zurück, dem trotz allem das Risiko zu groß erschien. Meine auf die lebendige Erinnerung an die in der damaligen europäischen Politik wirksame Gesamttendenz gegründete Vermutung ist, daß die englische Politik sich 1936 keinen Vorteil von einer neuerlichen Niederwerfung Deutschlands versprach, die in ihrer Auswirkung das europäische Gleichgewicht zugunsten Rußlands entscheidend stören mußte.

Wenige Wochen nach der dramatischen Episode der Rheinlandbesetzung unterzeichnete London jedenfalls das deutsch-englische Flottenabkommen und gab damit sogar seine Unterschrift zur Beendigung der Versailler Vertragsverhältnisse.

Knapp fünf Monate nach der Krise marschierten auch die französischen und tschechischen Sportler neben den englischen und amerikanischen, umbrandet vom Jubel der Berliner, in das weite Oval des Olympia-Stadions ein. Die große Glocke ließ ihr feierliches Geläute schwingen: „Ich rufe die Jugend der Welt!"

Die ersten Projekte für die Durchführung der Berliner Olympiade waren bei Hitlers Machtergreifung schon entworfen, da Berlin bereits 1932 als Austragungsort der nächsten Oympischen Spiele festgelegt worden war. Beim ersten Vortrag, der ihm über die vorgesehenen Maßnahmen gehalten wurde, warf Hitler die Dispositionen um, gab bedeutende Mittel frei und ließ insbesondere die Pläne für den Bau des Olympiastadions ins Große projizieren — später hatte er die Absicht, es bis zu einem Fassungsraum von über 200 000 Zuschauern erhöhen und erweitern zu lassen. Mit dem Bau des Stadions wurde die Anlage eines großen „Reichssportfeldes" verbunden, in Garmisch, dem Ort der Winterolympiade, ein Eisstadion und ein Ski-Stadion errichtet. Hitlers persönliches Interesse mobilisierte alle Kräfte und eröffnete alle Möglichkeiten — die Olympiade wurde zu einer nationalen Ehrensache, an der wir alle leidenschaftlichen Anteil nahmen: Wir spürten, daß wir bei dieser Gelegenheit unsere gefühlsmäßige Rechnung mit der Welt wieder in Ordnung bringen könnten — seit den Tagen des kaiserlichen Deutschland waren wir erstmals wieder Mittelpunkt eines erdballumfassenden friedlichen Ereignisses!

So jedenfalls begriff ich das Erlebnis jener einzigartigen Augusttage des Sommers 1936, als ich zum ersten Male auf der Pressetribüne des großen Stadions saß, links neben mir die breite Regierungsestrade, auf der Adolf Hitler das Eröffnungswort sprach. Die Berichte von den Wettkämpfen, die nun in spannender Folge vor immer neuen Zuschauermassen abrollten, haben damals auf den Berliner Straßen und in den Überschriften der Zeitungen kaum geringere Anteilnahme gefunden als später die Meldungen von den Schlachten in Ost und West. Es ist bezeichnend für das Olympiafieber, das uns alle ergriff, daß auch Hitler selbst

nicht frei davon blieb. Seine Absicht war es gewesen, nach der Eröffnung des Olympia und den offiziellen Festlichkeiten, die er als Staatsoberhaupt zu geben hatte, Berlin zu verlassen und nach Berchtesgaden, „auf den Berg" zu gehen, wie es in unserer Sprache hieß. Statt dessen verging nun kaum ein Tag, an dem Hitler nicht stundenlang mit gespanntem Interesse den verschiedensten internationalen Kämpfen beiwohnte. Die Reichskanzlei war während der Olympiatage nicht nur für viele Deutsche aus allen Gauen ein Anziehungspunkt, auch zahlreiche illustre Gäste aus aller Herren Ländern ließen die Gelegenheit nicht vorübergehen, Hitler zu sehen. Als Anekdote besonderer Art ist zu verzeichnen, daß auch der schärfste und grundsätzlichste Gegner eines starken Deutschland, der damalige Sir und spätere Lord Vansittart in diesen Tagen als Gast an Hitlers Tisch Platz nahm.

Görings Empfang in der Staatsoper und das von Goebbels auf der Pfaueninsel veranstaltete märchenhafte Sommernachtsfest sind mir als Höhepunkte sorgengelöster, unbeschwerter internationaler Geselligkeit in Erinnerung. Nicht einmal nach der Machtergreifung 1933 habe ich ein solches Gefühl des Sieges empfunden wie in jenen Tagen, in denen sich die ganze zivilisierte Menschheit in unserem zu neuer Macht erstandenen Deutschland ein glanzvolles Stelldichein gab.

Nur *eine* Großmacht war in Berlin nicht vertreten und *das* gab der Olympiade für Hitler ein besonderes politisches Gewicht: Die Sowjetunion. Die festlichen Sommertage mögen für ihn eine Art Symbol seiner internationalen Zielsetzung gewesen sein — eine Kundgebung der nichtbolschewistischen Welt, vom nationalsozialistischen Deutschland angeführt.

Schärfer und unmittelbarer als bei früheren Gelegenheiten stellte Hitler den wenige Wochen nach Schluß der Olympischen Spiele in Nürnberg beginnenden Reichsparteitag unter das Zeichen der Auseinandersetzung mit Moskau, des polemischen Angriffes auf die Sowjets, der Proklamierung einer aus Rußland drohenden Weltgefahr. Hitler versammelte die traditionellen Redner des Nürnberger Kongresses zu einer besonderen Besprechung und machte ihnen die planmäßige Abrechnung mit der kommunistischen Ideologie und Praxis zur Pflicht. Die Redetexte mußten schriftlich ausgearbeitet und ihm noch vor Beginn des Parteitages

vorgelegt werden. Er forderte auch manche Umarbeitung, wenn ihm der eingereichte Entwurf nicht scharf und überzeugend genug erschien.

Hitlers Bemühung blieb vergeblich — eine antibolschewistische Weltphalanx ließ sich aus der friedlichen Atmosphäre der Olympiade nicht entwickeln. Sie blieb ein Zwischenspiel und wurde kein Startsignal.

Neue tiefe Gräben zerrissen bald wieder das Feld der Weltpolitik. Die Hoffnung auf eine grundlegende und bleibende deutsch-englische Verständigung, die durch den Regierungsantritt des Prinzen von Wales, Eduards VIII., neue Nahrung gefunden hatte, sank mit seiner Abdankung, die nicht zuletzt durch seine Ambition, ein *politischer* König zu sein, herbeigeführt worden war. Der spanische Bürgerkrieg, der gerade in jenem Sommer 1936 ausgebrochen war, spaltete auch die europäischen Regierungen wieder in zwei Lager. Die immer sichtbarere deutsche Aufrüstung verstärkte das Mißtrauen der Westmächte, die seit Mussolinis Angriff auf Abessinien die Möglichkeit weiterer Ansprüche der „Habenichtse" in ihre Rechnung einbezogen und sich in dem Entschluß festigten, einer solchen Entwicklung entgegenzuwirken.

Als ich im Mai 1937 nach London fuhr, um über die Königskrönung zu berichten, war der Stimmung fast freundschaftlichen Interesses, das die Engländer noch in den Olympiawochen an den Tag legten, eine vorsichtige Reserviertheit gefolgt. Beim großen Empfang, den Ribbentrop als damaliger Londoner Botschafter in den neuausgebauten Räumen der Botschaft gab, war zwar alles vertreten, was in der Londoner Politik Rang und Namen hatte, und er war ein Ereignis, das dem journalistischen Interesse einzigartige Befriedigung bot, aber sogar hier zeichnete sich schon das Gefühl zweier Fronten ab an Stelle der *einen*, die Hitler zu begründen hoffte.

Ein letztes europäisches Ereignis jener Jahre war dann noch die Pariser Weltausstellung 1937. Ich glaube, daß Hitler damals brennend gerne persönlich nach Paris gefahren wäre, wenn sich das mit seiner Stellung hätte vereinbaren lassen. So mußte er sich damit begnügen, den Herren seiner persönlichen Umgebung, ja selbst seinen Sekretärinnen Reisebillets nach Paris zu schenken und sich von ihnen ausführlich das Gesehene berichten zu las-

sen. Der architektonische Mittelpunkt der Ausstellung war gleichzeitig eine politische Demonstration: Die Ausstellungsleitung hatte sich den Scherz erlaubt, das deutsche und das sowjetische Ausstellungsgebäude gegenüberliegend zu plazieren. Die Russen ließen ihren Bau von einer lebhaften plastischen Gruppe vorwärtsstürmender Gestalten beherrschen. Hitler setzte ihnen die von Albert Speer entworfene und von ihm selbst in vielen Partien mit durchgebildete hohe Halle wie ein Bollwerk entgegen, um zu zeigen, daß sich an Deutschland die rote Welle brechen werde . . .

Die Welt übersah auch diese Geste nicht, aber ihr Mißtrauen war bereits erwacht. Man sah zuerst Hitler und Mussolini, den japanischen Angriff auf China, die italienische Eroberung Abessiniens, dann erst Stalin und den Bolschewismus, zuerst die neuverkündete „Achse Berlin—Rom" und ihre Verlängerung nach Tokio, dann erst Moskau. Am 5. Oktober 1937 kam ein entscheidendes Wort aus den Vereinigten Staaten. Präsident Roosevelt wandte sich von Chikago aus an die Welt und forderte sie zum entschlossenen Widerstand gegen die „autoritären Systeme" auf und propagierte den Gedanken einer internationalen „Quarantäne" gegen Deutschland, Italien und Japan. Gegen Rußland wandte Roosevelt sich nicht, und er zeigte damit Fronten auf, die wenige Jahre später Weltgeschichte wurden.

Das war im Oktober 1937. Aus den Novembertagen des gleichen Jahres stammt jenes „Hossbach-Protokoll", das im großen Nürnberger Prozeß vorgelegt wurde und das von einer Berliner Besprechung der Oberbefehlshaber der drei Wehrmachtteile berichtet, in der Hitler erstmals die Möglichkeit eines innereuropäischen Konflikts und angesichts der deutschen Lage angriffsweise Lösungen erörtert . . .

Nur als ein Traum geht die Atmosphäre der Olympiade in die Geschichte jener Jahre ein — in die Welt der Realitäten ließ er sich nicht übertragen.

Blick nach draußen

Angefangen von einem Flug nach Wien im Mai 1933 bis zu einer letzten schon abenteuerlichen Auslandsreise im April 1944 nach Sofia und Bukarest habe ich in den zwölf Jahren viele Gelegenheiten benutzt, um in Europa herumzukommen. Dieses Buch wäre sicher unvollständig, wenn es nicht auch die Eindrücke verzeichnete, die sich dem jungen deutschen Journalisten damals außerhalb der Grenzen seiner Heimat boten. Sie werden am besten deutlich, wenn sie so berichtet werden, wie sie damals niedergeschrieben und veröffentlicht wurden. Es ist zwar noch der nicht gereifte Stil der Jugend, der aus diesen Aufsätzen spricht, und es ist die flüchtige Schau des Zeitungsmannes, die sie zum Ausdruck bringen — aber nicht ganz so bedeutungslos scheint der *Standpunkt* zu sein, der aus jenen vergilbten Zeitungsartikeln sichtbar wird:

Zweimal Polen 1934/1937

Wilna, 19. September 1934

Es war ein glücklicher Gedanke unserer Gastgeber, den deutschen Pressemännern aus allen Teilen Polens Eindrücke zu vermitteln.

So haben uns drei Tage lang unsere beiden Flugzeuge in stundenlangen Flügen kreuz und quer durch Polen getragen.

Der Flug selbst vermittelte uns den Eindruck des polnischen Bauernlandes: die dichtbesiedelten endlosen Ebenen um Warschau, auf denen sich von oben die Bauern bei der Feldarbeit abzeichneten, und dann die riesigen Waldflächen im Osten, Wälder, deren Anfang und Ende auch von uns oben im Flugzeug nicht abgesehen werden kann.

In sicherem und ruhigem Flug ziehen im hellsten Sonnenschein unsere Maschinen ihren Weg, treu begleitet von dem Schatten der Flugzeugrümpfe, der sich unten auf der Erde im grellen Licht abzeichnet. Fast 2000 Kilometer haben wir insgesamt in diesen Tagen im Flugzeug zurückzulegen.

Der erste Tag brachte uns nach dem neugeschaffenen polni-

schen Hafen Gdingen, der zweite führte uns weit in den Osten, nach Wilna, und der dritte wird uns schließlich südwärts nach Lemberg bringen — Städte und Eindrücke, die das Bild Polens mannigfaltig vertiefen.

Als wir nach Gdingen und eine lange Strecke über Ostpreußen flogen, über Neudeck, die Marienburg hinweg und über Danzig, sandten wir im Geiste Grüße an unsere deutsche Heimat, als deren Pressevertreter wir hier unterwegs sind, um dem deutschen Volke seinen Nachbarn aus dem Osten zeigen und beschreiben zu können.

Dann kreist die Maschine über Gdingen und zeigt uns das Bild der in wenigen Jahren hier buchstäblich aus dem Boden gestampften großen Hafenanlagen.

Gdingen als Stadt, durch die wir vom Flugplatz hereinfahren, ist eine Stadt im Rohbau. Nicht allzu viele Gebäude sind schon fertig und liegen bereits an fertigen Straßen. Gerüste und Dachstühle, Straßenwalzen und Bauarbeiten zeigen an, daß Gdingen heute noch nicht das ist, was es nach dem Wunsche der polnischen Regierung einmal werden soll.

Das spricht aus allem, was wir hier sehen.

Wir werden durch ein riesiges Gebäude geführt, das dem Passagierverkehr dienen soll, und auch heute schon dient. Aber es ist an diesem Tage kein Betrieb, weil kein Passagierdampfer eintrifft. Die Dimensionen dieses Gebäudes sind auf einen Passagierverkehr berechnet, wie er heute noch nicht über Gdingen geht.

Ein anderes Bild: Wir fahren im Motorboot durch den Hafen. Er ist völlig künstlich und überaus großzügig angelegt. Bis heute ist er erst zum Teil voll mit allen Hafenanlagen ausgerüstet. Aber es wird fieberhaft daran gearbeitet, auch die bis jetzt nur ausgebaggerten Teile voll auszubauen. Auch hier wieder eine Spekulation auf die Zukunft Gdingens. Denn die bereits in Betrieb befindlichen Teile des Hafens reichen zur Befriedigung des Bedarfs offensichtlich völlig aus.

Aber die Steigerung des Umschlags in Gdingen, seine Ausdehnung, seine weitere Einbeziehung in weltwirtschaftliche Beziehungen — das ist der Mittelpunkt des polnischen Interesses an Gdingen.

Mit besonderem Stolz berichtet man uns vom Steigen der Zahl der einlaufenden Schiffe, nennt bei den im Hafen die Fracht löschenden Dampfern, um wieviel der Umschlag gerade in diesen oder jenen Gütern seit einem, zwei oder drei Jahren gestiegen ist. Und man weist uns auf die Kürze der Zeit hin, in der das alles geschaffen wurde.

Es ist in der Tat äußerst eindrucksvoll, hier eine Stunde lang durch großzügige Hafenanlagen hindurchzufahren und eine Stadt, die heute schon 50 000 Einwohner hat, zu sehen, die vor wenigen Jahren nur aus einigen Fischerhäusern bestand.

Man muß sich dabei bewußt sein, daß der polnische Staat hier mit allen Kräften angesetzt hat und nach allem Anschein mit Kosten nicht sparte, um sich diese Anlage zu leisten, die zweifellos heute noch einen Luxusgegenstand des polnischen Staatshaushaltes darstellt und deren Wirtschaftlichkeit zweifelsohne im wesentlichen nur in der Hoffnung auf die Zukunft besteht.

So nehmen wir aus Gdingen insbesondere den Eindruck der optimistischen Kraft mit, mit der Polen hier sich seine Visitenkarte am Weltmeer schafft.

Ein Kontrast, wie er stärker nicht denkbar ist, eröffnet sich uns zwischen Gdingen und Wilna.

Hier ist die Stätte, die in amerikanischem Tempo in die Höhe getrieben wird — dort die Stadt, die den rein äußerlichen Typ der früheren russischen Landstadt repräsentiert. Wo uns in Gdingen Lasteilwagen auf Asphalt-Straßen begegneten, müssen wir uns hier zwischen den kleinen Pferdekarren der Bauern durchwinden. Vom Wilnaer Pflaster sagen wir in boshafter Anlehnung an manche historischen Hinweise, die uns in diesen Tagen an anderen Stätten gegeben wurden: „historisches Pflaster aus dem 12. Jahrhundert".

Wilna ist eine Stadt alter Kultur, die „Stadt der vierzig Kirchen", eine Stadt, in die man gehen mußte, um den schlichten, einfachen Mann kennenzulernen.

Alle die Kirchen, die wir besuchen, die Kathedrale mit den Gebeinen alter Polen-Könige, die St.-Peter-Pauls-Kirche mit ihrer prachtvollen Barock-Architektur, die einst ein italienischer Künstler schuf, die Theresien-Kirche mit dem heiligen Muttergottesbild, der Ostra Brama, legen ein Zeugnis von der tiefen Religiosi-

tät ab, die das Kennzeichen des einfachen polnischen Mannes ist.

Wilna ist auch in seiner bevölkerungsmäßigen Zusammensetzung interessant. Es wurden uns dafür folgende Zahlen gegeben: Die Gesamtzahl der Einwohner beträgt 200 000. Davon haben sich bei einer Volkszählung vor wenigen Jahren 120 000 als Polen, 60 000 als Juden, 5000 als Russen, 4000 als Weißrussen und 1400 als Litauer bekannt.

Wir steigen am späten Nachmittag hinauf auf die Anhöhe, die sich über Wilna erhebt, und von der aus wir die Stadt im Sonnenschein zu unseren Füßen ausgebreitet sehen.

Wilna ist das Tor Polens nach dem Osten, hier treten die Kennzeichen des Ostens am plastischsten hervor, hier schärft sich das Auge für den Wettkampf zwischen dem Westen und dem Osten, der das Kennzeichen des ganzen Polen ist.

Warschau, 2. Oktober 1937

Draußen im Belvedere ist eine Änderung vor sich gegangen: Der Hausherr, der „Marschall", hat vor nun schon anderthalb Jahren die große Reise zu den Ahnen des polnischen Volkes angetreten.

Sein kleines Schloß ist Museum geworden, in Warschau aber regen sich schon wieder die verschiedensten Kräfte und Strömungen, die innenpolitische Lage — über die wir vor drei Jahren gar nicht sprachen — ist täglicher Debattegegenstand geworden. Von Bomben, Streiks, marxistischen Aufmärschen hört der überraschte Besucher.

Nicht nur in dieser Frage des innenpolitischen Friedens vernimmt der Besucher neue und eben überraschende Töne: auch in der *Minderheitenfrage* verspürt man das Fehlen der politisch klugen und die Gegensätze ausgleichende Hand des alten Marschalls. Kurz: Die Meinungen, die dem journalistischen Besucher in Warschau 1937 mitgeteilt werden, sind nicht mehr so klar, als es die Gespräche 1934 gewesen sind.

Thorn, 4. Oktober 1937

Zurück nach Thorn, nach einer wunderbaren Fahrt durch das in der Spätsommersonne glänzende Weichseltal. Die Polen haben eine gründliche Polonisierungsarbeit geleistet. Alle Inschriften sind polnisch, alle Plakate sind polnisch, die Schulkinder tragen

bei einem großen Marsch durch die Stadt die polnische Fahne voraus. Auch in der deutschen Schule muß der Unterricht der meisten Fächer in polnischer Sprache erteilt werden. Es ist einer siebzehnjährigen Energie zu verdanken, daß tatsächlich jeder Mensch in Thorn polnisch versteht, wenn er es auch zu Hause nicht spricht.

Man fragt sich, was angesichts solcher Polonisierungserfolge noch das fast hysterische Geschrei mancher polnischer Vereine bedeuten soll. Man kann ja doch schließlich auch durch die stärkste Propaganda die Tatsachen, daß es sich um ehemals deutsche Gebiete handelt, nicht ungeschehen machen. Die Menschen, die sich innerlich dem Deutschtum verbunden fühlen und trotzdem ihre Pflichten als polnische Staatsbürger erfüllen oder sich als deutsche Reichsangehörige den Gesetzen entsprechend verhalten, kann man schließlich nicht umbringen. Alles andere aber hat die Polonisierungsarbeit der Jahre seit 1920 bereits durchgeführt! Man hat den Eindruck, als ob es bei dem Geschrei mancher polnischer Vereine gar nicht um die Deutschen ginge, sondern daß diese Frage nur ein Vorwand zur Opposition gegen die Regierung ist und daß innenpolitische Streitigkeiten, die um ganz andere Dinge gehen, auf dem Rücken der Deutschen ausgetragen werden.

So sind es wenig freudige Gedanken, die wir diesmal mit nach Hause nehmen, aber doch begleiten uns auch diesmal Überlegungen, die besagen, daß die Pilsudskische Politik der Überbrückung der Gegensätze so überzeugend ist und so wertvolle Früchte bereits getragen hat, daß sie sich stärker zeigen wird als alle kleinlichen Torpedierungsversuche, die von engstirnigen Parteifanatikern unternommen werden in der Hoffnung, einmal das Erbe Pilsudskis zerstören und ihr besonderes Süppchen kochen zu können.

Französische Eindrücke Oktober 1936

Hier im soldatischen Treiben Belforts wird uns die militärische Kraft Frankreichs neu bewußt, eine Kraft, hinter der eine Leidenschaft steht, die wir Deutsche vielleicht niemals ganz begreifen. Es besteht ein krasser Gegensatz zwischen der bekannten und oft zitierten individualistischen Einstellung des Franzosen und seiner bedingungslosen positiven Haltung in allen militärischen Din-

gen. Auch die gewaltigen Summen, die die französische Rüstung und nicht zuletzt die Festungen verschlingen, spielen in der öffentlichen Diskussion, die sich hier ja bekanntlich sonst über alles und jedes unterhält, keine Rolle.

Uns Deutsche interessiert dieses Thema deshalb besonders, weil das Hauptargument, mit dem diese militärische Stimmung in der ganzen Bevölkerung entgegen ihrer eigenen Veranlagung erzeugt wurde und wachgehalten wird, nach wie vor die Angst vor einem deutschen Überfall ist. Von dieser Psychose ergriffen, gehen manche Franzosen so weit, es für einen unverzeihlichen Fehler ihrer Regierung zu halten, daß sie nicht rechtzeitig vor der Wiederherstellung der deutschen Armee und der Souveränität im Rheinland einen Präventivkrieg gegen Deutschland vom Zaune gebrochen habe! Heute ist man allerdings auch in diesen Kreisen von der nunmehrigen Unzweckmäßigkeit eines solchen Verfahrens überzeugt.

In militärischen Dingen ist der Franzose beispiellos empfindlich. Sein Pazifismus war nur in der Zeit des Novemberdeutschlands befriedigt: Französische Truppen am Rhein, die deutsche Armee nicht über 100 000, die französische dafür mit Reserven mehrere Millionen stark — das ist die richtige Kräfteverteilung, das ist Pazifismus, denn, so sagt er, unter diesen Umständen kann es keinen deutsch-französischen Krieg mehr geben. Das Argument, daß es auch andere Wege gegenseitiger Verständigung geben könne, gewinnt nur langsam an Boden.

Der Ausblick auf die Ordnung und Zufriedenheit im nationalsozialistischen Deutschland ist dem Durchschnittsfranzosen eine Qual — denn er leidet an der fixen Idee, daß alles das in Deutschland nur deshalb geschieht, um Frankreich und damit ihn, den Monsieur Soundso, zu überfallen und niederzuschlagen.

Deshalb ist die Armee sein alles. Sie ist das ewig Bleibende in der Erscheinungen Flucht, sie ist das Verbindende, das über allen Parteien steht und das allen gleich heilig ist.

Diese Stellung der Armee entspricht ihrer tatsächlichen Stärke. Die Befestigungen der französischen Ostgrenze gelten als ein Wunderwerk und als unüberwindlich. Frankreich stellt seiner Armee alles zur Verfügung, was sie zur Ausbildung und militärischen Stärke braucht. In einer langen Dienstzeit ist es möglich,

eine hervorragende Reservearmee zu schaffen. Dies und ein ausgezeichnetes Offizierskorps sollten doch eigentlich dem Franzosen genügend Garantie für seine Sicherheit sein und sollten ihn davon überzeugen, daß die deutschen Verständigungsangebote doch wirklich keine „Irreführungsmanöver" sind. Denn als solche und als besonderer Beweis für die deutsche Verschlagenheit werden sie den breiten Massen immer wieder dargestellt. Wann wird die Zeit kommen, in der der Franzose einmal begreift, daß wir Deutsche wichtigere Sorgen haben, als darüber zu sinnen, wie wir trotz der Stärke aller französischen Festungen und trotz der Stärke der französischen Armee doch wieder einen Kampf beginnen könnten, der tausend Jahre lang Hekatomben von Blut gekostet und doch keinem der beiden Völker irgendeinen Erfolg gebracht hat? Ja, wann wird Frankreich erkennen, wie stark es ist und wie wenig Anlaß zu seiner Furcht besteht?

*

Man muß französische Provinzstädte kennengelernt haben, um wirklich zu begreifen, was Paris ist.

Ob Straßburg, Lyon, Marseille oder Bordeaux — ihr Wesen ist bestimmt durch politische Bedeutungslosigkeit. Ihr Wesen ist einzig bestimmt vom Fleiß ihrer Bewohner, ihr Stempel der einer Industrie- oder einer Hafenstadt. Ihr Leben ist abends um 10 Uhr beendet, und auch in der Mittagspause von 12 bis 2 Uhr werden die Straßen fast menschenleer. Ihre Architektur ist nahezu ausschließlich kirchlich oder privat beeinflußt.

Wie anders Paris. Hier fühlt man nicht nur, daß der Reichtum des ganzen Landes seit Jahrhunderten in diese eine Stadt an der Seine hineingetragen worden ist, in Paris wird uns auch begreiflich, daß französische Politik hier und nur hier gemacht wird.

Noch ein weiteres: Wer Paris kennt, erlebt praktisch die Bedeutung der Auffassung des Führers von dem Zusammenhang zwischen baulicher Leistung und politischer wie kultureller Bedeutung.

Bauten, wie der Louvre oder das Palais Luxembourg, wie der Triumphbogen, oder vor den Toren von Paris das Versailler Schloß, haben ebenso wie die Champs Elysées oder später das kühne technische Bauwerk des Eiffelturms Paris zur Weltstadt ge-

macht. Man kann es begreifen, daß diese Stadt zu einem Anziehungspunkt für die ganze Welt wurde. Und diese Tatsache hat einen entscheidenden Einfluß auf die politischen Beziehungen Frankreichs ausgeübt — und sie übt ihn heute noch aus.

Wir Deutsche fühlen in einer solchen Stadt, in der alle großen Zeiten ihrer Vergangenheit in steinernen Dokumenten heute wie ehedem lebendig sind, wie groß die Bedeutung der Tatsache ist, daß auch wir in Deutschland heute dem Geist unserer Zeit in monumentalen Bauten ewig lebenden Ausdruck verleihen. Wir bauen nicht den Prunk von Versailles, sondern den Ernst des Königsplatzes in München, wir bauen nicht die leichte Kunst der Tuilerien, sondern die gewaltigen Massenarenen des Nürnberger Reichsparteitagsfeldes, nicht die Champs Elysées, auf denen die Eleganz einer Großstadt ihre Pracht entfaltet, aber wir bauen die großartigen Straßen Adolf Hitlers, die deutsches Land erschließen und die deutschen Menschen miteinander verbinden!

Hinter dieser immer eindrucksvollen Fassade der Weltstadt Paris aber spielen entscheidende Entwicklungen sich ab.

Es ist schwer, Prophet in Fragen französischer Politik zu sein. Paris ist eine Stadt der Überraschungen. Und heute ist die Frage der französischen Politik: Wird es Überraschungen geben, oder wird das innenpolitische Leben nach den Erschütterungen der letzten Wochen wieder in das alte Gleis zurückkehren?

Was wird mit den Kommunisten?

Was wird mit dem Franc?

Diese Fragen stehen im Vordergrund der Debatten des kleinen Mannes in Paris.

Er sieht dabei die kommunistischen Provokationen sich häufen, er sieht die Preise langsam und sicher sich nach oben entwickeln, mit einer etwas skeptischen Ruhe blickt er in die Zukunft.

*

Während der Zug dem alten Kriegsgebiet sich nähert, rollen in der Erinnerung die Eindrücke der Reise nochmals an uns vorbei. Über den Landstrichen, in denen in furchtbarem Ringen Deutschland und Frankreich sich gegenüberstanden, steht die Frage: wird dieses Ereignis einmal wiederkommen?

Die Natur hat den Völkern einen Wink gegeben: Sie hat die

aufgewühlte Erde wieder zugedeckt. Nur der aufmerksame Beobachter findet auf der Fahrt in der Gegend von St. Quentin oder bei der belgischen Grenze noch einige seltene Spuren. Neue Dörfer sind entstanden, und ein junges Geschlecht pflügt auf den Feldern, auf denen eine frühere Generation verblutete.

Und was ist heute: Deutschland hat sich von dem Schlage des Jahres 1918 wieder erhoben, und das von inneren Problemen erfüllte Frankreich beginnt zu erkennen, daß es als Sieger nicht die glücklichste Hand gehabt hat.

Das nationalsozialistische Deutschland hat die Lehre der Geschichte bereits verstanden, und es hat dem westlichen Nachbarn die Hand hingestreckt, um einem tausendjährigen vergeblichen, aber beispiellos opfervollem Ringen zweier starker Völker ein Ende zu bereiten.

Wann aber wird die Stunde kommen, in der wir Deutsche den Eindruck gewinnen, daß drüben im Westen die Kanonen nicht mehr gegen uns gerichtet stehen?

Die Königskrönung: London, Mai 1937

Wer als Deutscher die Londoner Tage miterlebte, hat einen besonderen Blick in die Seele dieses englischen Volkes tun können und ist selbst um manche Wahrheit reicher geworden. Wir alle erwarteten zwar eine höchst würdevolle, von mannigfaltigen Bräuchen begleitete Zeremonie, aber wir fanden außerdem auch noch manches völlig andere: Ein politisches Ereignis einerseits von weitgehender Bedeutung, andererseits aber auch ein Volksfest von einem Umfang, den wir uns in London, das wir als steife und freudlose Stadt einzuschätzen pflegen, niemals hätten träumen lassen.

▪

Es begann am Vorabend. Zuerst bemerkten wir mit Überraschung, daß eine große Anzahl von gut gekleideten Engländern sich anschickte, mit Kind und Kegel an einer Bordschwelle Nachtquartier zu beziehen. Der nötige Proviant ward mitgebracht, mit Wolldecken umsichtige Vorsorge für die Nacht getroffen.

Das war das Bild, als wir gegen acht Uhr ins Theater fuhren.

Auch dorthin hat das Ereignis seine Wellen getragen. Den Schluß der Revue, die mit zahlreichen Pistolenschüssen manche ausgezeichnete schauspielerische Leistung brachte und mit ebenso viel guter als aber auch oft kitschiger Aufmachung ein wechselvolles Liebesabenteuer behandelte, bildete unvermittelt der gemeinsame Gesang eines „Coronation-Song". Auf der Bühne sangen die etwa 100 mitwirkenden Schauspieler, Sänger und Statisten in gemeinsamem Chor mit allen Theaterbesuchern das zu diesem Zweck gedichtete Lied „We are a big family" (Wir sind eine große Familie . . .) mit wachsender Begeisterung in mehrfacher Wiederholung.

Draußen vor dem Theater hatte sich inzwischen die Sachlage entscheidend geändert. Es war elf Uhr geworden. Tausende durchzogen singend die Straßen. Farbige Mützen und Papierschlangen gewannen das Feld. Der Trafalgar Square, den wir querten, war bereits von Zehntausenden von Menschen voll besetzt. Der Sokkel der Nelsonsäule hatte keinen freien Platz mehr. Nur mühsam konnte sich die Taxe den Weg durch die Massen bahnen, die in froher Stimmung sich selbst immer wieder ermunterten.

*

Als wir nach einigen Stunden bei Botschafter von Ribbentrop gegen 1 Uhr die Deutsche Botschaft verlassen und in Richtung des Piccadilly Circus vorzudringen uns bemühen, ist es, als ob London außer Rand und Band gekommen sei. Ein Riesenspektakel erfüllt die Luft, der herrührt von Zehntausenden von singenden und kreischenden Menschen, von Musikwerkzeugen aller Art, von Sprechchören und Trompeten. Wir drängen uns durch die Regent Street. Auf den Bürgersteigen liegen und sitzen Tausende von wartenden Menschen, auf der Straße wird mit fahrbaren Klavieren, mit Trompeten Musik und mit Hunderten von kleinen Fahnen Stimmung gemacht.

Die „Coronation" ist der Anlaß einer allgemeinen Verbrüderung. Der Gentleman mit Frack und Zylinder schunkelt Arm in Arm mit streikenden Autobusschaffnern, während alle paar Meter ein dicker und gutmütiger Bobby dem Treiben mit einer Seelenruhe sondergleichen zusieht. Inzwischen haben ein paar tausend Menschen sich vor einem großen Geschäftshaus angesam-

melt und rufen in anhaltenden Sprechchören Forderungen zu einigen auf den Balkons gestikulierenden Gentlemen hinauf.

Bald erfahren wir den Grund der Aufregung: Unter allgemeinem Beifall erscheint ein wohlangezogener Herr mit einer großen Trompete und beginnt mit Inbrunst das Lied „It is a long way to Tipperary" zu spielen, das mehr laut als schön mitgesungen wird. Wir entrinnen dem Hexenkessel.

Was ist geschehen: Ist das Old England, ist das das ernste, machtgebietende London? Ist das eine Königskrönung? Es scheint uns, als ob hier London in diesen Nächten all seinen Ernst mit einem Übermaß von Heiterkeit abreagieren wolle.

*

Im Morgengrauen des nächsten Tages ein anderes Bild: In endlosen Kolonnen rücken die Wagen mit den eleganten Zuschauern und Teilnehmern an. Es mögen unter den jungen Herren der Gesellschaft, die jetzt hier im Zylinder vorbeifahren, manche gewesen sein, die noch vor wenigen Stunden mit lauter Begeisterung die Straßen erfüllten. Jetzt haben sie sich aber umgezogen, kaltes Wasser über die Schläfen laufen lassen und begeben sich mit ernster Würde zu ihren Tribünenplätzen; denn der zweite Akt der Königskrönung hat begonnen: die große repräsentative Demonstration vor der ganzen Welt.

Jetzt sind die Londoner nicht mehr unter sich, sondern sie fühlen den Blick der anderen Völker auf sich ruhen. Zwar sind die Straßen immer noch bunt bewegt und während der Vorbeifahrt der Wagen des Krönungszuges von herzlichen Kundgebungen erfüllt, aber das Weltreich hat sich wiedergefunden, es ist von seinem Ausflug in den nächtlichen Überschwang zurückgekehrt — freilich nur tagsüber. Dann folgt die zweite Krönungsnacht, in der alle Straßen der City von Fahrzeugen frei gehalten werden, um den Massen ihr Feld frei zu machen.

Der Krönungszug selbst: Ein Bild der Größe des Empires, dessen gekrönter König Georg VI. nunmehr ist. Die Absperrungen sind gestellt von Soldaten aus allen Erdteilen, eine sinnfällige Demonstration des Weltreichs, bestimmt, auf die ganze Welt zu wirken.

*

Ziehen wir ein Fazit der Erlebnisse, so sind wir von einem voll überzeugt worden: Die englische Königskrönung war kein Ereignis einer königlichen Familie, sie war vor allem anderen ein Ereignis, das der Welt den Bestand und die Bedeutung des britischen Weltreiches eindeutig beweisen wollte und das dem englischen Volk die Gelegenheit gab, sich am Stolz über dieses sein Reich zu begeistern — ein Luxus, den der Engländer sich selten erlaubt und dafür aber offensichtlich um so gründlicher genießt.

Uns deutschen Besuchern verband sich dieses doppelte Gesicht der Königskrönung: der machtpolitischen Schaustellung und der ausgelassenen Familienfeier der „big family", zu dem umfassenden Eindruck von einer Lebensfreude und auch Lebenskraft der englischen Nation, die nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in der Gegenwart eine weltpolitische Rolle spielt.

Die Londoner Demonstration ist nicht der Abschluß einer politischen Entwicklung, sondern sie steht am Anfang neuer und, wie die Welt weiß, umfassender Bemühungen der britischen Staatsmänner, die machtpolitische Untermauerung des Weltreiches noch stärker vorzutreiben.

Es wird viel davon abhängen, wie dieses England seine Rolle zu spielen gedenkt, wie es das Gewicht, das sein politisches Handeln besitzt, in die Waagschalen der Weltgeschichte fernerhin verteilen wird.

Der Gedanke, zwischen einem Österreicher und einem Deutschen ernstlich zu unterscheiden, jenseits von Salzach und Inn oder in Tirol das „Ausland" zu suchen, ist mir immer fremd gewesen. Der Lech, der im Westen meiner Heimat den bajuwarischen vom schwäbisch-alemannischen Stamm trennt, bildet eine viel erkennbarere Scheidelinie als es im Osten und Süden die österreichische Grenze jemals sein kann*.

Schon als kleiner Schulbub verbrachte ich manche Ferienwochen bei einem guten alten Onkel, der als Arzt in Simbach tätig war — dem später als Geburtsort Adolf Hitlers so berühmt gewordenen Braunau am Inn gegenüber gelegen. Nur die den Onkel an der großen Innbrücke hüben und drüben zuvorkommend begrüßenden uniformierten Beamten machten die Grenze bemerkbar, das Simbacher Leben spielte sich großteils in Braunau ab. Dorthin ging man ins Café, ins Weinhaus, später ins Kino und Theater, dort hatte man seine Freunde und Bekannten. Galt es, das kleinstädtische Leben durch eine Reise zu unterbrechen, so fuhr man nach Salzburg oder Wien, zum Sommeraufenthalt war das Salzkammergut, Kärnten oder die Steiermark das übliche Ziel. Nirgends fühlte sich der „Reichsdeutsche" und besonders der Bayer so zu Hause wie in den Alpengebieten, die zum großen Teil staatsrechtlich zu Österreich gehören, aber vom bajuwarischen Stamme besiedelt sind.

Unterschiede zwischen der reichsdeutschen und österreichischen Entwicklung zeichneten sich nach dem Weltkrieg fast nur auf wirtschaftlichem Gebiet ab. Zunächst setzte die österreichische Inflation bereits früher ein als die deutsche, der Verfall der „Krone" vollzog sich rascher als der der Mark, aber er führte nicht zu solchen Billionen-Zahlen wie in Deutschland. Die Entwicklung der Wirtschaftskurve stand nicht so im Zeichen der Extreme wie bei uns, aber sie war deshalb nicht weniger bedenklich. Nach 1924 wurde Österreich für die deutschen Touristen auch deshalb ein

---

* Anmerkung des Herausgebers: Zum Österreich-Thema vgl. die weiterführende Studie des Verfassers: „Wie deutsch bleibt Österreich? — Antwort an Schuschnigg", Leoni 1970.

beliebtes Reiseziel, weil es sich dort billig leben ließ — und weil es überall Platz gab. Die österreichische Fremdenindustrie war auf eine große Gästeschar aus der früheren österreichisch-ungarischen Gesamtmonarchie eingerichtet und wartete nun auf den Ersatz aus Deutschland, dem man sich zugehörig fühlte und von dem man nur auf Grund des strikten Anschluß-Verbotes der Versailler Siegermächte getrennt blieb.

Das österreichische innenpolitische Leben zeigte allgemein eine radikalere Tendenz als im Reich, wie ja überhaupt der Österreicher eine durch die Jahrhunderte alte Tradition des Habsburgerreiches ausgeprägtere politische Neigung und Begabung besitzt als irgendein anderer deutscher Typus. Wie die sog. „Austromarxisten" nach reichsdeutschen Begriffen mehr zur KPD als zur SPD zu rechnen waren, so tendierten auch die österreichischen Rechtsparteien — unter ihnen vor allem die „Großdeutschen" — zu schärferen Programmen als ihre Parallel-Parteien im Reich. Nach dem Putschversuch der Austromarxisten im Jahre 1927, wobei es zum Brand des Wiener Justizpalastes kam, begründeten diese Rechtsgruppen in der „Heimwehr" eine militante Gegenorganisation zum sog. „Republikanischen Schutzbund" der Marxisten. Die NSDAP, die sich in Österreich zur Unterscheidung von anderen ebenfalls als nationalsozialistisch bezeichneten Gruppen durch die Zusatzbezeichnung „Hitlerbewegung" identifizierte, hatte zunächst gegenüber dieser machtvoll auftretenden Rechtsbewegung keine große Entwicklungschance. Sie gewann hier erst Bedeutung nach dem Einsetzen der großen Wirtschaftskrise, der auch die rechtsgerichteten Regierungen hilflos gegenüberstanden. Man versuchte im Sommer 1931 durch eine Zollunion mit Deutschland den Ausweg aus der unerträglich gewordenen Lage zu finden — das Projekt scheiterte am Einspruch der Versailler Mächte.

In die nun folgende Zeit innenpolitischer Gärung fällt meine erste berufliche Fahrt nach Österreich. Zur Berichterstattung über den ersten größeren Parteitag der österreichischen Nationalsozialisten fuhr ich im Frühsommer 1932 nach Linz. Es bezeichnet die damalige Situation, daß ich mein Braunhemd erst nach dem Grenzübertritt in Schärding anlegen konnte — im Reich war die Zeit des SA-Verbotes, während in Österreich die NSDAP von den Behörden freundlich geduldet war. Der Linzer Parteitag er-

reichte freilich weder die Größe noch erzielte er die mitreißende Wirkung, wie ich sie etwa in den Wochen vorher beim ersten Deutschlandflug Hitlers erlebt hatte. Nur ein politisches Detail war zu verzeichnen: Erstmals trat als Mitarbeiter des alten Landesleiters Proksch die gedrungene, in Sprache und Haltung typisch „preußische" Gestalt des damals von München aus nach Österreich entsandten „Landesinspekteurs" Habicht in Erscheinung, der dann zwei Jahre später eine ebenso wichtige wie wenig erfolgreiche Rolle in der österreichischen Politik spielte.

Die katastrophale wirtschaftliche Entwicklung in Österreich, die bei der geringen Krisenfestigkeit des kleinen Landes noch ernstere Folgen zeitigte als im Reich, führte schließlich zu einer nach italienischem Vorbild autoritär ausgerichteten Koalition der Christlich-Sozialen mit den Starhembergschen Heimwehren. Repräsentant dieser Krisenregierung war der körperlich unscheinbare, aber doch energische und einfallsreiche Bundeskanzler Dollfuß. Mit dem Beginn dieses Kurses, der zeitlich fast mit der Machtübernahme Hitlers im Reich zusammenfällt, änderte sich die Situation für die österreichischen Nationalsozialisten grundlegend. Während sie selbst, angespornt durch das deutsche Beispiel und durch eine wachsende Anhängerschaft, einer eigenen „Machtergreifung" zustrebten, war die Regierung entschlossen, auch unter Anwendung verfassungsfremder Mittel die nun einmal geschaffene politische Konzeption sowohl gegen links als gegen rechts durchzusetzen.

In diese Situation fällt ein Erlebnis, das zu meinen seltsamsten politischen Erinnerungen gehört: Wenige Tage nach meinem Eintreffen in Berlin und mitten im ersten Umherhasten in der fremden Weltstadt traf ich den mir aus München her bekannten damaligen bayerischen Justizminister Frank, der mich in seiner impulsiven Art einlud, ihn auf einem Fluge zu begleiten, den er am nächsten Tage — es war Mitte Mai 1933 — zusammen mit dem preußischen Justizminister Kerrl und dem Ministerialdirektor dieses Ministeriums, Dr. Freisler, nach Wien unternehmen wollte. Als Zweck der Reise wurde mir ein Besuch beim österreichischen Justizminister bezeichnet, außerdem sei eine große Kundgebung vorgesehen, auf der die genannten Herren sprechen sollten.

Als wir am nächsten Tage nach fünfstündigem, etwas mühseli-

gem Fluge endlich auf dem Flugplatz Aspern landeten, zeigte sich, daß zwar viele Zuschauer und zahlreiche Parteiführer sich zu unserer Begrüßung versammelt hatten, daß aber außer einem Polizeioffizier kein Vertreter der österreichischen Regierung anwesend war. Der Polizeioffizier — es war der nicht zuletzt durch diese Szene bekanntgewordene Polizeirat Skubl — trat, als unsere Reisegesellschaft das Flugzeug verlassen hatte, auf Frank zu und erklärte ihm folgendes — seine Worte klingen mir noch im Ohr: „Herr Minister! Ihr Besuch ist der österreichischen Regierung zwar unerwünscht, sie wird aber trotzdem für Ihre Sicherheit Sorge tragen" ... Frank erwies sich als erfahrener, auch durch überraschende Einwürfe eines Kontrahenten nicht aus der Fassung zu bringender Advokat. Ohne eine Sekunde der Überlegung erwiderte er mit höflicher Verbeugung: „Ich darf Sie bitten, der österreichischen Regierung meinen aufrichtigen Dank für den so überaus liebenswürdigen Empfang übermitteln zu wollen." Sprach's und wandte sich den Heilrufen der wartenden Menschenmenge zu.

Die „Sicherheitsmaßnahmen" der österreichischen Regierung zeigten sich zunächst in der Anordnung, daß unsere Wagenkolonne nicht über die Ringstraße fahren durfte — denn dort wartete halb Wien auf die Gelegenheit, durch Ovationen für Frank gegen die eigene Regierung zu demonstrieren. Erst nach Stunden verlief sich die verärgerte Menge, nachdem wir längst unter Vorantritt von Polizeifahrzeugen in umständlicher Fahrt durch Nebenstraßen zu einem Hotel in der Nähe des Westbahnhofes gebracht worden waren.

Dort wurde uns die nächste amtliche Sicherheitsmaßnahme zur Kenntnis gebracht: Bei der vorgesehenen Kundgebung, die als Erinnerungsfeier an die vor 250 Jahren erfolgte Befreiung Wiens von den Türken angekündigt war, würden andere als rein historische, streng auf das angekündigte Thema beschränkte Ausführungen keinesfalls zugelassen werden.

Da auch noch Wiener Sprecher auftraten, so ergab sich das merkwürdige Erlebnis, daß in einer überfüllten Massenversammlung in der sog. Englmann-Arena, Wiens größter Versammlungsstätte, nicht weniger als sieben Redner sich über die Befreiung Wiens von den Türken verbreiteten; ein Polizeiinspektor kon-

trollierte aufmerksam die Ausführungen und hatte Veranlassung, sich alle paar Minuten zum schreienden Vergnügen der für solche Szenen besonders empfänglichen Wiener feierlich zu erheben, um durch Wort oder Geste Einspruch gegen Abweichungen vom Thema einzulegen.

Das war schon nicht mehr nur eine „Hetz", wie man sie an der Donau immer schätzt, das war schon ein „Wirbel", der ganz Wien vergnügte. Als ich am nächsten Morgen durch die Stadt wanderte, erlebte ich als unbeteiligter Zuschauer einen Aufmarsch der regierungstreuen „Heimwehr", der sich von Schönbrunn aus in die Stadt bewegte und von einer bedeutenden Menschenmenge nicht nur mit Geschimpfe und Gejohle empfangen, sondern auch mit faulen Orangen und anderen Wurfgeschossen beworfen wurde. Da von der Polizei gleichzeitig lastwagenweise Verhaftungen unter den Zuschauern vorgenommen wurden, suchte ich schleunigst friedlichere Straßen auf.

Die österreichische Regierung reagierte schließlich anders als erwartet: Wenige Wochen nach der Episode des Frankschen Besuches verbot sie die NSDAP, später löste sie alle Parteien auf und führte eine nach faschistischem Muster gebildete autoritär-ständische Verfassung ein. Deutschland antwortete mit einer Grenzsperre, der sog. „Tausend-Mark"-Grenze.

Es hat in den Jahren 1933/34 nicht an Versuchen gefehlt, zwischen der Dollfuß-Regierung und der illegal gewordenen österreichischen NSDAP tragfähige Brücken zu schlagen. Es erscheint nicht ausgeschlossen, daß Dollfuß seinen radikalen Kurs zunächst nur in der Absicht eingeschlagen hat, einen besseren Standpunkt gegenüber den durch die deutschen Ereignisse allzu animierten österreichischen Nationalsozialisten zu gewinnen. Wie dem auch gewesen sein mag: Im November 1933 befand sich jedenfalls Habicht, der mit der Landesleitung der NSDAP Österreich im „Exil" in München saß, bereits im Flugzeug, um zu Dollfuß zu fliegen und über einen Regierungsantritt der österreichischen Nationalsozialisten zu verhandeln. In letzter Minute wurde das Treffen wieder abgesagt — wahrscheinlich auf ein Einwirken Mussolinis hin, der damals alles daran setzte, um Österreich im italienischen Fahrwasser zu halten und seinen Einfluß in Wien zu verstärken. Im Juli 1934 — nach dem Venediger Treffen Hitlers mit

Mussolini — nahm Dollfuß erneut Verhandlungen auf, die zu einer Verständigung führen sollten. Ein Unterhändler mit einem sehr weitgehenden und für die Nationalsozialisten vorteilhaften Angebot saß am 25. Juli im Zug nach München — als er durch die Nachricht vom sog. „Juliputsch" zur Unterbrechung seiner Reise veranlaßt wurde. Habicht war es, der dieses unglücklich angelegte und unbesonnen durchgeführte Unternehmen, man muß wohl sagen: auf dem Gewissen hat. Der Versuch, den Dollfuß-Staat auf dem Wege des militanten Umsturzes zu erobern, scheiterte völlig. Als besonders tragisches Verhängnis erwies sich zudem, daß die zur Besetzung des Bundeskanzleramtes eingeteilten Männer ohne die vorgesehenen Führer losfuhren und dann in planlosem Vorgehen den durch einen Gang flüchtenden Bundeskanzler Dollfuß erschossen. Der Putsch brach innerhalb weniger Stunden zusammen, er endete mit der Hinrichtung von drei, an der Tötung Dollfuß' unmittelbar beteiligten ehemaligen Bundesheer-Soldaten. (Eine englische Zeitung brachte später über die Hinrichtung und das fanatisch-tapfere Sterben der drei einen Bericht, der auf Hitler einen tiefen Eindruck machte.)

Es ist nicht erwiesen, daß Hitler von der Habichtschen Unternehmung wirklich ausreichend unterrichtet war — er hat sich über Plan und Durchführung und über Habicht selbst später nur mit Ausdrücken schärfster Kritik geäußert, wobei allerdings nicht ganz klar zutage trat, ob diese dem Unternehmen an sich oder nur dem Mißerfolg galt. Da Hitler aber bereits vor diesem Ereignis auf Drängen der in Österreich verbliebenen Nationalsozialisten die Auflösung der von München aus nicht glücklich operierenden „Landesleitung Österreich" vorgesehen hatte, kann auch die Möglichkeit nicht von der Hand gewiesen werden, daß Habicht mehr eigene Initiative entwickelte als ihm zustand und daß er hoffte, durch die Einsetzung seines Bundeskanzlerkandidaten Rintelen eine neue Lage nicht nur für Österreich, sondern auch für seine „Landesleitung" zu schaffen.

*

Die weitere Entwicklung des deutsch-österreichischen Verhältnisses war stets beeinflußt von der Gestaltung der politischen Beziehungen zwischen Berlin und Rom. Erst mit der Festlegung der

italienischen Politik durch den Abessinienkrieg ergab sich die Situation, daß Schuschnigg, Dollfuß' Nachfolger, seinen scharf antideutschen Kurs, den er unter Starhembergs Einfluß seit August 1934 verfolgt hatte, im Sinne einer Wiederannäherung an Deutschland änderte. Im Juli 1936 kam es zu einem Abkommen mit Deutschland, dessen innerösterreichische Folge eine praktische Anerkennung der österreichischen Nationalsozialisten war.

Der Rechtsanwalt Dr. Seyß-Inquart wurde zum Staatsrat ernannt und mit der Leitung des sog. „Volkspolitischen Referates" in der von Dollfuß anstelle der politischen Parteien gegründeten „Vaterländischen Front" betraut. Auch eine zweite, radikaler eingestellte nationalsozialistische Gruppe unter der Führung des Hauptmanns a. D. Leopold erhielt durch stillschweigende Duldung der Behörden eine gewisse Bewegungsfreiheit. Andererseits waren aber immer noch Tausende von Nationalsozialisten in sog. „Anhaltelagern" inhaftiert. Die aus diesen Widersprüchen entstehende Situation erwies sich bald als unbefriedigend und unhaltbar. Die sich wieder freier bewegenden Nationalsozialisten erhielten durch den Vergleich zwischen der sprunghaften Aufwärtsentwicklung im Reich und der andauernden wirtschaftlichen Notlage des isolierten Österreichs überzeugende Argumente, die immer stärker auf die österreichische Öffentlichkeit einwirkten. Schuschniggs Thesen und sein autoritärer Staat sanken zur Bedeutungslosigkeit einer politischen Marotte herab. Diese schon im Jahre 1937 gegebene Situation mußte für Hitler einen starken Anreiz zu einem Eingreifen in die Entwicklung bieten. Man wird es seiner Rücksicht auf Italien zuzuschreiben haben, daß er bis zum Februar 1938 zuwartete, bis er in dem Berchtesgadener Abkommen Schuschnigg auf einen Kurs festlegte, der in längerer Sicht unzweifelhaft zum Anschluß führen mußte. Seyß-Inquart wurde Innenminister, die Konzentrationslager wurden geöffnet, ein wirtschaftliches Ineinandergreifen der beiden Staaten vorbereitet. Fast einen ganzen Monat war der neue Weg bereits beschritten, als Schuschnigg — möglicherweise unter dem Eindruck, daß der Strom doch schneller fließe als von ihm erwartet — sich entschloß, mit einem Schlage das Steuer wieder zum Gegenkurs herumzuwerfen.

*

Es war am Mittwoch, den 9. März 1938, als Dr. Goebbels die führenden Berliner Journalisten zu einem Abendessen in die schönen, noch nach Schinkelschen Entwürfen gestalteten Empfangsräume im ersten Stock des Propagandaministeriums eingeladen hatte.

Man war gerade beim Nachtisch angelangt, als ein Beamter des Ministeriums den langgestreckten Speisesaal betrat, ihn unter allgemeiner Aufmerksamkeit durchschritt und dem Minister eine kurze Information zuflüsterte. Der Minister verständigte sich sofort mit dem Reichspressechef. Das Geheimnis blieb in diesem Kreis nicht verborgen. Als die Tafel gleich danach aufgehoben wurde und die Gesellschaft in den anstoßenden sog. „Thronsaal" wanderte, um dort den Kaffee zu nehmen, wußten wir es alle: Schuschnigg hatte in Innsbruck zu einer Volksabstimmung aufgerufen, in der bereits am 13. März, also nach drei Tagen mit Ja oder Nein die Unabhängigkeit Österreichs festgelegt werden sollte.

Es müßten nicht fünfzig Journalisten gewesen sein, in die diese Nachricht platzte, wenn nicht sofort alle denkbaren Kombinationen erörtert worden wären. Die Hauptfrage: wer steht hinter Schuschnigg, wer hat ihn ermutigt, diesen gegenüber Deutschland wie gegenüber den österreichischen Nationalsozialisten gleichermaßen herausfordernden Schritt zu unternehmen, ist weder damals noch später beantwortet worden. Manche in unserem Kreis vermuteten ein italienisches, andere ein englisch-französisches Manöver, alle aber wußten wir, daß ein hochpolitisches Problem vorliege und daß wir überraschend in einer kontinentalen Krise ständen, in der sich zeigen würde, welchen internationalen Kurswert das deutsche Prestige besitze. Schuschniggs Schachzug würde — das war an jenem Abend unsere Meinung — wohl alle Partner des europäischen Spiels zwingen, ihre Karten aufzudecken — die Italiener, die Westmächte und das Deutschland Adolf Hitlers.

Dr. Goebbels hatte sich sofort von seinen aufgeregten Gästen verabschiedet, und auch diese eilten bald auseinander, um in ihren Redaktionen das Ereignis zu besprechen und für die Morgenblätter zu kommentieren. Das letztere erübrigte sich freilich, denn schon nach kurzer Zeit wurde die Behandlung des Themas für die deutsche Presse gesperrt. Nur wenige DNB-Meldungen, in denen

der Tatbestand knapp verzeichnet war, wurden freigegeben — und von den Journalisten als Zeichen dafür gewertet, daß Schuschniggs Wort zwar das erste, aber wohl nicht das letzte in dieser Sache gewesen sei.

Es gibt heute keinen Zweifel mehr darüber, daß Hitler sofort, als er die Nachricht von Schuschniggs Aktion erhielt, den Entschluß gefaßt hat, in Österreich einzugreifen.

Hitler war — vermutlich am Spätnachmittag des 9. März — von einem eilig nach Berlin gereisten österreichischen Nationalsozialisten über die Schuschniggsche Absicht unterrichtet worden. Der Sendbote wurde mit der Order zurückgesandt, daß die der österreichischen Partei bisher auferlegten Zurückhaltungsvorschriften aufgehoben seien. Damit erhielten die österreichischen Nationalsozialisten innenpolitische Handlungsfreiheit gegenüber Schuschnigg. Weiter scheint Hitler im Eingriff in die österreichische Innenpolitik zu diesem Zeitpunkt nicht gegangen zu sein — gleichzeitig aber ordnete er eine Zusammenziehung deutscher Truppenteile längs der österreichischen Grenze an. Er hatte also zwei Eisen im Feuer, um die Aktion Schuschniggs zu parieren.

Bald überstürzten sich die Ereignisse. Zunächst waren es die österreichischen Nationalsozialisten, die sich zu Wort meldeten. Ihre Forderungen, die wir in Berlin natürlich mit gespanntem Interesse verfolgten, zielten zunächst auf eine Verschiebung der Volksabstimmung bis zu einem Zeitpunkt, der einen Wahlkampf ermöglicht hätte. Außerdem verlangten sie eine anderslautende Formulierung der zur Abstimmung gelangenden Frage.

Gewisse politische Bedeutung erlangte ein Artikel, den der spätere Gauleiter von Niederdonau, Dr. Jury, am Morgen des 10. März in den „Wiener Neuesten Nachrichten" veröffentlichte und der die Forderungen der österreichischen Nationalsozialisten präzisierte. Die Absicht war klar: Aus der Schuschniggschen Separationsabstimmung sollte eine nationalsozialistische Revolution werden. Die Antwort der Regierung war die Beschlagnahme der Zeitung, in der dieser Artikel erschienen war, und die volle Aufnahme der amtlichen Propaganda für die unveränderte Volksabstimmung am 13. März.

Hitler berief unterdes den Gesandten von Papen nach Berlin — aber wie es den Anschein hat, weniger um mit ihm die entstandene

Lage zu besprechen als zu dem Zweck, ihn aus Wien zu entfernen um Schuschnigg keinen anderen Verhandlungspartner zu belassen als die österreichischen Nationalsozialisten. Als Nächstes begannen diese der Schuschniggschen Wahlpropaganda auch auf der Straße zu begegnen — eine Ereigniswelle, die dann vor allem den Freitag, den 11. März, in Österreich kennzeichnete. Es kam zu einer Serie von revolutionären Akten, im ganzen Lande wurden Hakenkreuzfahnen auf öffentlichen Gebäuden gehißt, bis zum Abend in allen Bundesländern die vollziehende Gewalt durch Nationalsozialisten übernommen. Überall fanden Massendemonstrationen statt, die nun schon nicht mehr nur die Verschiebung der Volksabstimmung, sondern den Rücktritt Schuschniggs forderten. Dem am Donnerstag erfolglos gebliebenen Versuch einer politischen Bereinigung war nun die revolutionäre Aktion gefolgt, die vom ersten Augenblick an im Zeichen des sicheren Erfolges, ja, eines völligen populären Sieges stand. Von seiten der österreichischen staatlichen Macht ist so gut wie überhaupt kein Widerstand geleistet worden — im Spiegel der Pressenachrichten bot sich in Berlin schon ab Freitag mittag das Bild eines nationalsozialistischen Österreichs dar, in dem nur die Lage in Wien noch unklar war. Schuschniggs Sturz konnte, so schien es, nur die Frage von Stunden sein, wenn er nicht schon erfolgt war, was aus der verworrenen, echt „revolutionären" Nachrichtengebung am Nachmittag des 11. März nicht mit Sicherheit entnommen werden konnte.

Angesichts der Ereignisse der nächsten Tage ist es nicht unwichtig hier einzuschalten, daß damals weder die österreichischen Nationalsozialisten noch wir in Berlin und wahrscheinlich auch Hitler selbst nicht an die unmittelbare Durchführung des staatsrechtlichen Anschlusses Österreichs an das Reich dachten, so selbstverständlich dieser natürlich als ferneres Ziel der Entwicklung galt.

Die revolutionären Ereignisse im ganzen Lande bildeten den Hintergrund zu einem neuen, nun dramatischen politischen Ringen, das sich am Freitag nachmittag und abend im Wiener Bundeskanzleramt vollzieht. Hitler entsendet am Freitag nachmittag einen Sondergesandten, den Staatssekretär Keppler, nach Wien, der mit Seyß-Inquart zusammen die Entscheidung am Ballhaus-

platz herbeiführt. Hohe Beamte des Bundeskanzleramtes telefonieren während der entscheidenden Stunden verzweifelt mit den Gesandten Englands und Frankreichs, die Drähte des Außenministeriums in alle großen Hauptstädte werden in Bewegung gesetzt — auf die Bitten um Hilfe erhalten sie nichts als Absagen. Dies, Kepplers Demarche und die immer eindeutigeren Nachrichten aus dem ganzen Lande bringen den zähen Schuschnigg schließlich zum Nachgeben, um das stundenlang gerungen wird. Die Regierung Seyß-Inquart wird gebildet, spät nachts verläßt Schuschnigg das Bundeskanzleramt — bereits unter polizeilicher Bewachung. Es folgte nun noch die Episode des Telegramms, mit dem sich Seyß-Inquart auf Görings Veranlassung einverstanden erklärte und das die staatsrechtliche Grundlage für den Einmarsch deutscher Truppen bildete. Es mag die Sorge vor einem internationalen Eingreifen gewesen sein, die Hitler veranlaßte, die sofortige militärische Besitzergreifung durchzuführen, die politisch unwichtig war, denn die ganze staatliche Macht Österreichs befand sich am Abend des 11. März 1938 in nationalsozialistischer Hand.

Die Besetzung und die hastige Durchführung des Anschlusses, die Hitler erst in der Nacht vom 12. zum 13. März in Linz bei einer Besprechung mit dem neuen Bundeskanzler Seyß-Inquart beschloß, haben den österreichischen Geschehnissen den Anstrich eines Gewaltaktes gegeben. Die Frage, ob Hitlers Befürchtung begründet war, es seien außenpolitische Komplikationen möglich, denen es durch rasches Handeln vorzubeugen gelte, kann nachträglich kaum entschieden werden. Ich weiß nur, daß auch wir Berliner Journalisten — in Unkenntnis der Antworten, die Schuschnigg auf seine Hilferufe erhielt — die entscheidenden Tage in ernster Besorgnis durchlebten und von der so schnellen und eindeutigen Lösung der Krise ebenso überrascht wie beglückt waren.

*

Für den Morgen des 12. März war ich um 7.30 Uhr mit leichtem Gepäck auf den Flugplatz Tempelhof bestellt worden. Ich kam gerade zurecht, die Führerkolonne bog auf den Platz ein, und wenige Minuten später hingen wir bereits mit unseren großen Maschinen in der Luft und nahmen Kurs nach Süden. Als Besonderheit

ward bemerkt, daß eine Staffel Jagdflugzeuge unsere Ju 52 in vielfältigen Kurven umkreiste.

Es war ein strahlender Frühlingstag, der Flug ein unvergeßliches Erlebnis. Noch in der heutigen Erinnerung erschienen jene Tage als der Höhepunkt der Friedensperiode des Dritten Reiches.

Als die Maschinen auf dem Münchner Flugplatz Oberwiesenfeld landeten, schien es noch zweifelhaft, welche weiteren Fahrtziele erreicht werden sollten. Erst nach längerem Aufenthalt im Flughafengebäude wurde die wartende — nun graue! — Wagenkolonne bestiegen, ohne daß uns Genaueres über die bevorstehende Fahrt mitgeteilt worden wäre. Erst nach der Durchfahrt durch München erkannten wir an den Straßenschildern die Richtung: Mühldorf am Inn.

Vor einem etwas abgelegenen Schulgebäude am Rande dieser kleinen Stadt hielten unsere Wagen überraschend. Hitler betrat mit dem Stab der ihn begleitenden Offiziere das nüchterne Gebäude, in dem — wie sich herausstellte — das Hauptquartier für die Einmarschbewegung der deutschen Truppen aufgeschlagen war. Es war also gewissermaßen das erste „Führerhauptquartier", das wir wartend umstanden, ungewiß über das weitere Programm des Tages, die Rückkehr nach München vermutend.

In einer kleinen Gaststätte am Mühldorfer Marktplatz wurde indes eine Mahlzeit für die nicht unbeträchtliche Fahrtgesellschaft bestellt, zu der u. a. der pfälzische Gauleiter Bürckel zählte. Von ihm flüsterte man sich zu, daß er für den Posten eines deutschen Gesandten bei der neuen österreichischen Regierung vorgesehen sei — mit der erkennbaren Aufgabe, den Anschluß ebenso umsichtig vorzubereiten, wie er drei Jahre vorher den Wahlkampf an der Saar erfolgreich geleitet hatte.

Erst im Laufe der Mühldorfer Besprechungen und angesichts der aus ganz Österreich vorliegenden Meldungen über den fast völlig reibungslosen Verlauf der Einmarschbewegung (nur aus einer Bregenzer Kaserne wurde ein — unblutiger — Zwischenfall gemeldet) hat sich Hitler entschlossen, noch am gleichen Tage über Braunau nach Linz zu fahren. Während der kurzen Essenspause in dem kleinen Lokal am Stadtplatz ließ er sich telefonisch mit Göring verbinden und beauftragte ihn mit seiner Stellvertretung.

Gegen 14 Uhr mittag wurde dann die Fahrt fortgesetzt. Trotz des zwar sonnigen, aber doch kalten Tages wurden die Verdecke der Wagen zurückgeschlagen, wie es immer geschah, wenn Hitler zu Kundgebungen fuhr. In rascher Fahrt war gegen 15 Uhr Simbach am Inn und die Innbrücke erreicht, an der Tausende von Menschen die erst kurz vorher angekündigte Ankunft Hitlers erwarteten. Ich fühle heute noch das bedenkliche Schwanken der schweren Eisenbrücke, die ich in meiner Kindheit so oft überschritten hatte. Diesmal war Braunau nicht das stille, gemütliche Städtchen wie einst, sondern ein aufgewühlter Kessel begeisterter Menschen. Nur schrittweise konnten sich die Wagen den Weg durch die Massen bahnen. In der Erregtheit der Situation geschah das Merkwürdige, daß unsere Kolonne die Einfahrt zur Linzer Straße verfehlte und sich nach der Durchfahrt durch Braunau überraschend auf einem schmalen Weg befand, der in Richtung Salzburg führte. In umständlichen Wendemanövern mußten die langen und schweren Wagen kehrtmachen, um die Straße nach Lambach—Linz wieder zu gewinnen.

Den unfreiwilligen Halt benutzte ich, um mit einem kleinen Sonderfahrzeug nach Simbach zurückzukehren und von dem dortigen Postamt aus eine Nachricht nach Berlin zu geben, die in der Welt kaum geringeres Aufsehen hervorgerufen hat als die Wiener Meldungen der Vortage: „Adolf Hitler hat die österreichische Grenze überschritten."

Als ich in später Nachtstunde Linz erreichte, war dort gerade erst die Führerkolonne eingetroffen. Auch diese Stadt befand sich außer Rand und Band. Das Hotel „Weinzinger", in dem wir alle untergebracht wurden, war die ganze Nacht hindurch von einer tausendköpfigen Menschenmenge umlagert, deren frenetisches Rufen auch uns in einen Taumel der Freude und Begeisterung versetzte.

In der Nacht traf noch Seyß-Inquart ein, der eine mehrstündige Unterredung mit Hitler hatte. Als in unser notdürftig eingerichtetes Pressebüro, das immerhin über meine Reiseschreibmaschine verfügte, am nächsten Morgen einige handbeschriebene Bogen mit der Bitte um saubere Abschrift hereingereicht wurden, da schien es uns ein fast selbstverständlicher Abschluß, ja eine notwendige Folgerung aus dem Erlebten zu sein, daß die Überschrift

lautete: „Gesetz über den Anschluß Österreichs an das Deutsche Reich."

Als ich im darauffolgenden Herbst über dieses Erlebnis und über die Fahrt Adolf Hitlers in das Sudetenland ein Reportagebuch schrieb, setzte ich darüber die Titelworte: „Die Grenzen fallen" — es war wirklich ein überfälliges Ereignis, daß zwischen den Deutschen dieses Raumes die willkürlich gezogenen und nie voll wirksamen Grenzen gestrichen wurden.

Wenn ich rückblickend alle die späteren tragischen Geschehnisse beurteile, so scheint mir das am wenigsten Begreifliche und niemals Tragbare zu sein: Daß zwischen Simbach und Braunau, zwischen den Deutschen hier und denen drüben eine Grenze bestehen soll, die weder die Natur noch das Schicksal gesetzt hat. Die Tage des Jubels von 1938 werden niemals wieder kommen. Sie waren einmalig, und die Geschichte der europäischen Völker verzeichnet wenig Vergleichbares.

Die Alte und die Neue Reichskanzlei

Während der politisch so spannungs- und historisch so entscheidungsreichen Wintermonate 1932/33 hatte Reichspräsident von Hindenburg vorübergehend in der Bismarckschen Reichskanzlei Wohnung genommen, weil das nahegelegene sog. „Reichspräsidentenpalais" (vor 1918 war in ihm das Ministerium des königlichen Hauses untergebracht) einer Renovierung unterzogen wurde. So kam es, daß Adolf Hitler am 30. Januar 1933 seine Ernennung zum Deutschen Reichskanzler im gleichen Hause entgegennahm, das ihm später — als übliche Dienstwohnung des Regierungschefs — als Berliner Unterkunft diente und in dem er schließlich zwölf Jahre später in den Tod ging.

Die Wohnung bildet im Leben des Menschen nur einen äußeren Hintergrund — und doch ist die Atmosphäre, die von ihr ausgeht, nicht nur ein Spiegelbild ihres Gestalters, sondern auch ein Teil seines Daseins. Es scheint mir der Mühe wohl wert zu sein, in erinnernder Schilderung jene vertrauten Räume wieder aufzusuchen, auf die sich zwischen 1933 und 1945 so oft die Blicke der Welt gerichtet haben.

*

Als Hitler am 30. 1. 1933 vom Hotel Kaiserhof in die gegenüberliegende Reichskanzlei übersiedelte, bezog er zunächst die im dritten Stock des erst 1930 fertiggestellten sog. „Brüning-Baues" gelegene Staatssekretärs-Dienstwohnung. Dieses Provisorium dehnte sich bis zum Herbst 1933 aus, als Hindenburg nach Fertigstellung seines Palais die eigentliche Reichskanzlerwohnung räumte, die nun ebenfalls einer Renovierung unterzogen wurde. Ihr folgten im Laufe der nächsten Jahre mehrere weitere Veränderungen. Erst ab 1938 hatte die sog. „Führerwohnung" (so meldete sich der Telefonanschluß 11 00 50) die Einteilung und Ausstattung, die sie beibehalten sollte, bis die Sprengwirkung amerikanischer Bomben und russischer Granaten, bis Rauch und Feuer das historische Gebäude vernichteten, in dem über zwei Jahrhunderte hindurch preußische, deutsche und schließlich Weltgeschichte gemacht wurde.

Das Gebäude der „Alten Reichskanzlei" war einer der wenigen

Repräsentativbauten, die während der Regierungszeit des kunstfremden „Soldatenkönigs", des Vaters Friedrichs des Großen, in Berlin errichtet wurden. Es wird berichtet, daß Friedrich Wilhelm I. sich in dem großen Saal, der später dem Berliner Kongreß diente, damals aber noch das Erdgeschoß mit umfaßte, also die ganze Höhe des Hauses ausmaß, jene schwere Erkältung zugezogen habe, die ihn zur Todeskrankheit niederwarf. Später erwarben die polnischen Fürsten Radziwill das Palais, und der junge Prinz Wilhelm, der spätere Kaiser Wilhelm I., ging hier ein und aus, um seiner unglücklichen Jugendliebe, einer Prinzessin Radziwill, den Hof zu machen — er durfte sie nicht heiraten, weil die Kronjuristen die Ebenbürtigkeit bestritten. Noch bis 1875 soll im Giebelfeld des Mittelbaues die Inschrift „Hotel Radziwill" zu lesen gewesen sein. Als Fürst Bismarck das neben dem Auswärtigen Amt, seinem bisherigen Wohn- und Dienstsitz, gelegene repräsentative Gebäude aus Reichsmitteln erworben hatte, wurde diese ominöse Inschrift durch ein Relief ersetzt, das einen Adler mit ausgebreiteten Flügeln darstellte. Zur Bismarckschen Zeit beherbergte das Gebäude nicht nur die Wohnung des Reichskanzlers, sondern auch noch seine unmittelbaren Büros: Die Reichskanzlei. Schon bald nach dem Einzug dieser neuen Behörde stand das Haus im Mittelpunkt europäischer Ereignisse, als sich 1877 die Staatsmänner des Kontinents zum Berliner Kongreß versammelten, um die bulgarische Streitfrage zu lösen. Dies ist zwar gelungen, die getroffene Lösung hat aber dem „ehrlichen Makler" Bismarck bekanntlich kein Glück gebracht — es läßt sich sagen, daß damals jene politische Spannung zwischen Deutschland und Rußland begann, die schließlich in zwei Weltkriegen durchgefochten wurde und den russischen Soldaten kämpfend an jene Stelle führte, an der einst ein für ein halbes Jahrhundert entscheidendes diplomatisches Gefecht über die russische Balkanstellung ausgetragen worden war.

Mit wenigen Strichen sei das Schicksal des Gebäudes in den knapp 70 Jahren umrissen, die zwischen jenen beiden Ereignissen — zwischen 1877 und 1945 — liegen: Bismarcks Nachfolger, der General Caprivi, ist in die deutsche Geschichte weniger durch die Ereignisse seiner kurzen Amtszeit eingegangen als durch die Tatsache, daß er in dem rückwärts der Reichskanzlei gelegenen Park

mehrere alte Bäume fällen ließ, was ihm Bismarck in seinen „Gedanken und Erinnerungen" als Roheit ankreidet. Als Fürst Bülow Reichskanzler wurde, ließ er das Haus gründlich renovieren und die Inneneinrichtung dem umstrittenen Geschmack der Jahrhundertwende anpassen. Als politischer Mittelpunkt hatte die Reichskanzlei in jener Zeit geringere Bedeutung als vorher und nachher: unter Wilhelm II. hatte sich der Schwerpunkt der Entscheidungen räumlich in das Berliner Schloß und in das Potsdamer Neue Palais verlagert. Freilich — der altmodische Telefonapparat, von dem aus am 9. November 1918 in endlosen Gesprächen mit dem großen Hauptquartier in Spa immer drängender die Abdankung des Kaisers gefordert und schließlich ihre in Berlin bereits erfolgte Bekanntgabe nach dort mitgeteilt wurde: dieses Telefon stand wieder im Hause Wilhelmstraße 76! In der Weimarer Zeit folgten die Reichskanzler zu rasch aufeinander, als daß einer von ihnen diesem alten Hause einen besonderen Stempel aufgedrückt hätte. Es wurde, wozu es wenig geeignet war, ein vielbesuchtes Büro und parlamentarisches Konferenzgebäude. Schließlich entschloß man sich, modernere Arbeitsräume zu schaffen — ein sachlicher Zweckbau wurde zwischen den linken Flügel der alten Reichskanzlei und das Borsig-Haus eingeschoben, das heute noch die Ecke Wilhelmplatz-Voßstraße bildet. Hitler lehnte den ihm mehrmals gemachten Vorschlag ab, diese gemäßigt kubistische Architektur des Neubaues zu beseitigen — er wollte das Gebäude als ein Baudenkmal der Weimarer Republik ebenso stehen lassen, wie er bekanntlich auch die Siegesallee, obwohl er sie als ein Museum der Geschmacklosigkeit beurteilte, an einer einsamen Stelle des Tiergartens wieder aufbauen ließ, als sie an ihrem ursprünglichen Standort abgebrochen werden mußte. Auch einem Abbruch des alten, teilweise ausgebrannten Reichstagsgebäudes, des sog. „Wallot"-Baues, widersetzte er sich. Baudenkmäler der Vergangenheit wollte er ohne Rücksicht auf ihren Stil als Dokumente ihrer Zeit grundsätzlich erhalten wissen.

*

Zu Hitlers Zeit bedurfte man zum ungehinderten Betreten der Reichskanzlei eines mit Lichtbild versehenen von der „Führer-Adjutantur" ausgestellten Ausweises. Wer ihn nicht vorzeigen

konnte, wurde an den eisernen Gittertoren, die den Vorhof von der Straße trennten, von einem Polizisten in das Haus geleitet. In einem — von vorne gesehen — linker Hand gelegenen kleinen Eingangsraum wurden die Besucher von einem Offizier des „Führerbegleitkommandos" empfangen.

Wer hier als dienstlicher Gast bekannt oder bei Hitler angemeldet war, betrat dann durch eine hohe Türe die sog. „Vorhalle" — einen langgestreckten, mit Marmorfußboden ausgestattteten Raum zu ebener Erde, an den Garderoben, Toiletten usw. angeschlossen waren. Rechter Hand öffnete sich eine weitere hohe weiße Türe in die „Halle". Sie nahm im Erdgeschoß fast die ganze von der Straße her sichtbare Front des Gebäudes ein. Die von zwei Säulen flankierte Bronzetüre des Mitteltraktes (die einzige Änderung Hitlers am äußeren Bild der alten Reichskanzlei) wurde nie benutzt — in der „Halle" war sie durch einen Gobelin, während des Krieges durch einen weniger wertvollen Vorhang verdeckt. Zwei große Sitzecken an den beiden Stirnseiten des Raumes gaben ihm einen wohnlichen Charakter, schwere Teppiche dämpften die Schritte, der Stil der Möbel war in den ruhigen Formen der von Hitler so sehr geschätzten Prof.-Troostschen Innenarchitektur gehalten. Hier pflegten die Begleiter und Mitarbeiter der Minister und sonstigen Besucher Hitlers auf ihre Chefs zu warten, dabei Kaffee zu trinken und — zu rauchen, denn es war der einzige Raum des Hauses, in dem diesem „Laster" gehuldigt werden durfte.

Wer diese Halle durchschritten hatte, fand sich nach einem türlosen offenen Durchgang am Fuße einer altmodischen schmalen Marmortreppe, die in das erste Stockwerk zum rechten Flügel des Hauses und zu Hitlers zwei privaten Wohnräumen führte. Nur in seltensten Fällen geschah es, daß dienstliche Besucher diese Treppe hinaufgeführt wurden, sie war persönlichen Gästen vorbehalten, die etwa zum Tee geladen waren. Allen anderen öffnete sich im Erdgeschoß, am Fuße der Treppe eine Spiegeltüre, die zum sog. „Damenzimmer" führte. Schon beim Eintritt fiel der Blick durch die hohen Fenster in den großen Park, der sich von der Rückseite des Hauses bis zur Hermann-Göring-Straße erstreckte. Das Damenzimmer war der einzige Raum, in dem nicht die gedämpfte rotbraune Tönung, die schon das innere des „Braunen

Hauses" in München beherrschte, sondern eine helle, ins gelbliche gehende Farbgebung dominierte. Obwohl ebenfalls von Troost entworfen, wurde der Charakter dieses Raumes durch zierliche Linien, Glasvitrinen und elegante Wandtische bestimmt. Das Damenzimmer war vor allem Durchgangsraum, von hier öffneten sich wieder Spiegeltüren zum „Musikzimmer", dem Parallelraum der „Halle", durch hohe Fenster dem Garten verbunden. Im Hintergrund eine mehrstufige Estrade, auf der man bei abendlichen Filmvorführungen Platz nahm. Trat man nicht ins Musikzimmer, in dem Hitler meist seine Besprechungen abhielt (dann war an der Tür ein grünes Schild ausgehängt: „Bitte nicht stören"), so konnte man sich vom Damenzimmer aus rechter Hand in das „Rauchzimmer" begeben, das freilich seinem Namen keine Ehre machte, denn: geraucht durfte hier nicht werden. (Ein Witzbold erläuterte diesen Tatbestand einmal mit dem Hinweis, daß es ja auch im Damenzimmer keine Damen gebe und im Musikzimmer keine Konzerte gehalten, sondern Schlachten geschlagen würden.) Bemerkenswert am „Rauchzimmer" war aber, daß es einst Bismarcks Arbeitszimmer gewesen ist. Eine getäfelte Holzdecke stammte noch aus jener Zeit, während der offene Kamin, an dem sich Hitler manchmal abends niederließ, als eine Einrichtung des Fürsten Bülow galt. Der Raum wurde beherrscht von einem langen Tisch mit Marmoreinlage, auf dem in Friedenszeiten stets heißer Kaffee, Kuchen, Liköre zur Selbstbedienung bereitstanden. Vor und nach den Mahlzeiten versammelten sich hier die Tischgäste, da das große, von Hitler an Stelle des früheren Wintergartens angebaute Speisezimmer von hier aus betreten wurde. In dessen Mitte: Die große runde Tafel für 12 Personen, in den vier Ecken kleinere runde Tische für je 6 Personen. Der Raum indirekt beleuchtet, die Stirnwand von einer dunklen Mahagonianrichte und einem großen Kaulbach-Gemälde aus Hitlers persönlichem Besitz beherrscht, die Stühle mit weinrotem Leder bezogen — ein Speisezimmer von vornehmer, ruhiger Wirkung, gewiß eine der besten Leistungen von Professor Troost. Am 4. Februar 1945 stürzte bei einem Luftangriff die Decke des Saales auf den bereits zum Mittagessen vorbereiteten Tisch und begrub alle Möbel unter sich.

Außer dem Speisesaal errichtete Hitlers Baulust noch einen

weiteren, in den Park vorgetriebenen Anbau — einen langen, lichten Saal, der „Wintergarten" genannt wurde, ebenfalls ohne eine wortgetreue Verwendung zu finden. Hier wurden nicht etwa Pflanzen gezüchtet, es war ein durchwegs massiver Bau, dessen außergewöhnliche Länge Hitler im Anschluß an die Mahlzeiten zu Spaziergängen benutzte, wozu meist einer der Gäste mitgenommen wurde. Während die eine Längsseite des Wintergartens ins Freie führte und einen Blick auf die Gartenfront der neuen Reichskanzlei gewährte, war die andere gleichzeitig die Stirn- und Eingangsseite eines großen Festsaales, den ebenfalls Hitler erbauen ließ — er ist freilich nur einige wenige Male benutzt worden, während des ganzen Krieges blieben seine Türen verschlossen. Im Frühjahr 45 wurde er gar noch zur Baustelle, der Fußboden wurde aufgerissen und eine Verstärkung der Betondecke des darunter liegenden Luftschutzbunkers vorgenommen.

Bei den großen jährlichen Empfängen — für die Künstlerschaft, für die Generalität, für die Reichsregierung und die Diplomatie, ein weiterer für die Wirtschaft (bei dem Spenden für das Winter-Hilfswerk zu zeichnen waren) — wurde die Schar der Gäste im Damenzimmer von Hitler empfangen, dann führte der Weg durch das umgestaltete und mit reichem Blumenschmuck versehene Rauchzimmer, das ebenso geschmückte Speisezimmer und den Wintergarten in den riesigen Festsaal, der von Musik beherrscht wurde und auf dessen Bühne während des Abends bekannte Künstler auftraten. Hitler zeigte sich als aufmerksamer Gastgeber, er unterließ es nicht, im Laufe des Abends zwanglos an jedem der großen Tische, um die die Gäste in bequemen Sesseln versammelt waren, einige Zeit zu verbringen. Solche Feste, deren Dauer die Mitternachtstunde kaum überschritten und die von den Gästen meist anderswo noch fortgesetzt wurden, waren seltene Ereignisse in der Reichskanzlei. Normalerweise erschien es schon auffallend, wenn einmal mittags oder gar abends alle Plätze des Speisesaales besetzt waren. Dies geschah eigentlich nur, wenn bei Reichstagssitzungen oder Gauleitertagungen sich viele Gäste aus dem Reich versammelten, was zwanglos, d. h. ohne besondere Einladung, geschah. Ja, es ging so formlos zu, daß manchmal hochgestellte Gäste sich nach einem Blick auf die im Rauchzimmer

aufgelegte Speisekarte wieder unauffällig entfernten — um anderswo besser zu essen. (Kritischen Adjutanten gaben solche Begebenheiten Anlaß zu der boshaften Feststellung, daß manche Gäste die Führerwohnung als ein „Gasthaus zum Reichskanzler" betrachteten.) Eine Tischordnung für die Mahlzeiten wurde nicht vorbereitet. Hitler pflegte kurz vor dem Essen, mittags gegen 13.30 Uhr, abends gegen 19.30 Uhr das Rauchzimmer zu betreten, die anwesenden Gäste zu begrüßen und sich einige Minuten mit ihnen zu unterhalten, bis ihm sein Diener meldete, daß „alles zum Essen bereit" sei. Hitler bat dann zwei bis drei der Anwesenden, an seiner Seite bzw. ihm gegenüber Platz zu nehmen, alle übrigen konnten sich selbst zwanglos plazieren. Für die Tischgespräche, die nach dem schnell servierten Essen oft noch lange andauerten, galt es als ungeschriebenes Gesetz, daß dienstliche oder sonst aktuell politische Fragen möglichst nicht erörtert wurden, es sei denn, es standen ganz beherrschende Ereignisse im Vordergrund des Tages. Nur beim Studium der Pressemeldungen, die Hitler manchmal zur Tischzeit mitnahm, um daraus vorzulesen, konnte es geschehen, daß er tagespolitische Argumente äußerte, die er dann in der Presse behandelt zu sehen wünschte. Öfter verweilte er bei Themen aus dem Bereich von Architektur oder Malerei (zu den Berliner Tischgästen zählten fast ständig einige Künstler) oder er äußerte sich über historische Fragen, gab wohl auch Geschichten aus der Frühzeit der Partei zum Besten. Beliebt war die ironische Behandlung besonderer „Lieblingsthemen", wie etwa die Jagd, der Fleischverzehr, das Rauchen und andere menschliche Gewohnheiten, über die sich Hitler lustig machte.

Als jemand den Vorschlag machte, diese Tischgespräche aufzeichnen zu lassen, lehnte Hitler dies ab — er wollte sich bei Tisch nur ablenken und erholen, nicht aber verpflichtende und „gültige" Erklärungen abgeben. Dies änderte freilich nichts daran, daß manche übereifrige und vielleicht sogar auch böswillige Tischgäste den und jenen Gedankensplitter Hitlers aufgriffen, ihn halb oder ganz offiziell weiterverbreiteten, und mit diesen „Führeräußerungen" Unruhe und Schaden stifteten.

*

Es ist an anderer Stelle schon angedeutet worden, wie peinlich berührt, wenn nicht empört Hitler über den allzu bescheidenen Raum gewesen ist, der im „Brüning-Bau" als Arbeitszimmer des Reichskanzlers vorgesehen war. Er benutzte ihn nur in den ersten Wochen nach dem 30. Januar 1933. Bald wurde ein großer, dem Garten zu gelegener Raum im ersten Stock der alten Reichskanzlei als Büro- und Empfangsraum eingerichtet, der über die große, zum Kongreß-Saal führende Treppe zu erreichen war.

In den Jahren 1937/38 ließ Hitler dann in einer außerordentlich kurzen Bauzeit die von Albert Speer entworfene „Neue Reichskanzlei" aufführen, in der nun Räume von jenen Dimensionen geschaffen wurden, die Hitler für die Repräsentation des Reiches als angemessen erachtete.

Auch diese neue Reichskanzlei war noch nicht als endgültige Lösung gedacht. Im Zuge der „Neugestaltung Berlins" sollte die Reichskanzlei etwa an der Stelle der Krolloper am großen Platz vor der geplanten „Halle des Volkes" erbaut werden. Der Führer des Großdeutschen Reiches sollte einen Dienst- und Wohnsitz erhalten, der als Sehenswürdigkeit einen Vergleich mit den Pariser Repräsentativbauten bestehen konnte. Hitlers Grundgedanke bei der Planung der Berliner Großbauten ist es überhaupt gewesen, Paris zu erreichen oder zu überflügeln, ebenso wie er in Hamburg Bauten errichten wollte, die die Konkurrenz mit der weltberühmten Silhouette von New York aufnehmen und bestehen sollten.

Gegenüber solchen Projekten und im Vergleich zu den in Nürnberg bereits in Angriff genommenen Monumentalbauten war die Neue Reichskanzlei in der Voßstraße trotz aller Pracht ein fast bescheidenes Objekt. Da der Bau an den Zug der Voßstraße gebunden war, mußte seine Längsachse gebrochen werden. Dieser Nachteil wurde freilich dem nichtorientierten Besucher kaum bemerkbar, da als Verbindungsstück zwischen dem „Mosaiksaal" (durch den man vom Wilhelmplatz kommend das Gebäude betrat) und der berühmten langen Marmorgalerie ein runder Saal eingeschoben wurde, der gewissermaßen als Gelenkstück diente — in ihm bog die Führungslinie nach links ab, die Rundung des Saales aber täuschte darüber hinweg.

Es erübrigt sich, die Neue Reichskanzlei in ihrer baulichen Glie-

derung zu schildern. Im Gegensatz zur Bismarckschen Alten Reichskanzlei, die dem Erdboden fast gleichgemacht ist, haben dem modernen, schon nach Luftschutzgesichtspunkten errichteten Bau Bombenkrieg und direkter Beschuß zwar manchen Schaden zugefügt, im wesentlichen ist er aber erhalten geblieben. Zu meinen letzten Berliner Erinnerungen zählt mancher Gang durch die lange Marmorgalerie, die gleichzeitig die Verbindung zum sog. „Lammers"-Flügel darstellte, jenem an der Ecke Voß-Hermann-Göring-Straße gelegenen Trakt, in dem die Arbeitsräume der eigentlichen Reichskanzlei untergebracht waren. Vielfache Bombentreffer in unmittelbarer Nähe hatten bis April 45 zwar immer wieder die hohen zur Voßstraße gehenden Fenster zerstört, die lange Halle selbst aber hatte wenig von ihrer repräsentativen Wirkung eingebüßt, obwohl natürlich längst die an den Seiten aufgestellten Möbelgruppen und die wertvollen Gobelins von den Wänden entfernt worden waren. Auch Hitlers überdimensionaler Arbeitsraum ist damals noch völlig unzerstört gewesen und bis in die letzten Märztage von ihm benutzt worden.

Es muß freilich bemerkt werden, daß Hitler dieses, sein „Büro" nur bei besonderen Gelegenheiten betrat. Er hat dort nicht in bürokratischem Sinn „gearbeitet" — sein tägliches Leben spielte sich auch nach der Fertigstellung der Neuen Reichskanzlei in den Wohnräumen des Altbaues ab. Mitarbeiter und Minister wurden nach wie vor im „Musikzimmer" oder im „Wintergarten" empfangen. Nur für ausländische Staatsmänner wurden die hohen Bronzetore am Wilhelmplatz geöffnet, durch die ihre Wagen in den „Ehrenhof" einfuhren, wo sie am Eingang zur Mosaikhalle meist von Staatsminister Meißner empfangen wurden, um in seiner Begleitung den Marsch zur runden Halle, durch die Marmorgalerie zum Führer-Raum zu absolvieren. Die politisch wichtigsten dieser Besucher waren der tschechische Staatspräsident Hacha in der berühmten nächtlichen Stunde des 15. März 1939, dann der russische Außenminister Molotow im November 40 (dessen zerknitterter Filzhut in merkwürdigem Kontrast zum glanzvoll-förmlichen Empfang stand) und schließlich im März 1941 der kleine japanische Außenminister Matsuoka. Als letzter in der Reihe der offiziellen Staatsbesucher durchschritt der Ungar Szalasy im Frühjahr 45 die bereits teilweise beschädigten Räume.

Im Februar/März 1945 kam Hitler öfter in die Neue Reichskanzlei, als er es früher getan hatte — sein großer Arbeitsraum eignete sich gut für die Abhaltung der militärischen Lagebesprechungen. Seit sich freilich die Luftalarme tagsüber häuften, wurden auch diese Besprechungen in jenen Trakt verlegt, der seit dem Luftangriff vom 4. Februar 45 Hitlers letzte Wohnstätte geworden war: In den sog. „Führerbunker".

*

Es gab zwei sog. „Führerbunker" im Bereich der alten Reichskanzlei: Beim Bau des Festsaales war gleichzeitig eine große unterirdische Bunkeranlage errichtet worden, die zum Teil dem Auswärtigen Amt diente, aber auch — vom Speisezimmer über eine Treppe erreichbar — Räume für Hitler und seinen unmittelbaren Haushalt vorsah. Dieser Bunkerteil war nicht allzu geräumig. Für Hitler war ein kleines Zimmer eingerichtet, das durch eine Schiebetür separiert werden konnte, aber nicht eigentlich zum Wohnen geeignet war. Dieser Raum wurde im Herbst und Winter 1940/41 mehrmals benutzt — bekanntlich flogen die Engländer seit August 1940 zahlreiche Angriffe auf Berlin, die freilich recht wirkungslos blieben und weniger eine Gefahr als eine Belästigung waren. Ganze Nächte hindurch überflogen mit halbstündigen Pausen immer neue „Wellen" von 2 bis 3 feindlichen Maschinen die Stadt. Während Hitler noch den ersten Berliner Luftalarm des Krieges — am Nachmittag des 1. September 1939 von polnischen Maschinen ausgelöst, die aber die Stadtgrenze nicht erreichten — im Garten der Reichskanzlei spazierengehend verbracht hatte, wurde schon im Herbst 1940 die Luftwarnung genau beachtet. Der Luftwaffenadjutant meldete jeden Einflug in das Reichsgebiet und in gewissen Abständen den Kurs der Feindmaschinen. Sobald die Alarmsirenen der Stadt ertönten, begab sich Hitler zwar ohne Hast, aber doch ohne Zögern in den Bunker. Eine Karawane von Gästen und Ordonnanzen folgte, Zimmermädchen und Köchinnen waren meist schon vorausgeeilt. Das Begleitkommando bezog die eingeteilten Feuerlösch- und Beobachtungsposten im Haus und in der neuen Reichskanzlei. Eine besondere Luftschutzbeobachtungsstelle war im Turm der „Brüning"-Kanzlei eingerichtet, von wo aus ein Teil des Stadtgebietes überblickt werden konnte.

Besonders bemerkte Ereignisse, wie Einschläge und Feuerbrände, wurden von hier aus telefonisch in den Bunker mitgeteilt und laufend Hitler gemeldet.

Hitlers Beschäftigung während dieser im Vergleich zu den späteren völlig belanglosen aber ungleich länger dauernden Luftangriffen bestand meist in der Durchsicht architektonischer Fachliteratur, die zu diesem Zweck in großen Stößen in jenem Bunkerraum gelagert war. Sein besonderes Interesse galt dabei neben städtebaulichen Projekten der Architektur von Theater- und Bühnenbauten. (Als er im Juni 1940 Paris besuchte, versäumte er nicht, die Pariser Oper aufzusuchen und seiner erstaunten Begleitung genaue Erläuterungen der dort angewandten konstruktiven Methode zu geben.)

Im Zuge der späteren Entwicklung des Krieges, der Verschärfung des Luftkrieges und der Erhöhung der Bombengewichte erschien die Betonstärke dieses ersten Bunkers nicht mehr ausreichend. Da Hitler hier wie auch in seinem Hauptquartier stets mit der Möglichkeit eines mit Spezialbomben ausgeführten Sonderangriffes rechnete, ließ er einen weiteren, mit bedeutend stärkerer Betondecke versehenen Bunker errichten. Es ist dies jener „Führerbunker", der durch die letzten Szenen vor dem deutschen Zusammenbruch in die Geschichte eingegangen ist. Man gelangte zu ihm, indem man den ersten Bunker durchschritt, dann über eine breite Treppe noch mehrere Meter hinabstieg. Ein eigenes Belüftungs- und Beleuchtungssystem machte den Bunker von der Außenwelt unabhängig. Die Innenausmaße waren nicht sehr bedeutend. Um einen breiten, mehrfach durch Stahltüren unterbrochenen Mittelgang gruppierten sich einige enge Räume, in denen eine Kleinküche, Telefonzentrale, Arbeitszimmer, schließlich ein Wohn- und ein Schlafraum für Hitler untergebracht waren. Am Ende des Ganges befand sich ein Ausstieg zum Garten, der in der letzten Phase durch zwei hohe betonierte Wehrtürme auch zur Nahverteidigung eingerichtet werden sollte. Von diesen Türmen, deren Bau im März 45 begonnen wurde, ist nur einer noch fertiggestellt worden.

Nach dem bereits erwähnten Luftangriff vom 4. Februar 45, der in den Mittagsstunden dieses Tages erstmals beträchtliche Teile der alten Reichskanzlei in Mitleidenschaft zog, ist Hitler

zusammen mit Eva Braun in die Bunker-Wohnräume übergesiedelt. Von da ab hat er sie nur noch stundenweise verlassen — mittags, um mit seiner Schäferhündin „Blondie“ im Garten der Reichskanzlei spazierenzugehen, nachmittags, um in der Neuen Reichskanzlei die Lagebesprechung abzuhalten, bis auch diese in den kleinen Arbeitsraum des Bunkers verlegt wurde, wo bis dahin schon in den Mitternachtsstunden die sog. „Nacht-Lage“ abgehalten worden war, bei der ein junger Offizier des Oberkommandos des Heeres die Abendmeldungen der Armeen vorzutragen hatte.

Die Einrichtung des Führerbunkers bestand aus einfachen Holzbänken und Tischen, dazwischen waren einige Möbelstücke aus der Wohnung gestellt. Kleinformatige Bilder, meist Maler des 19. Jahrhunderts, machten die Bunker-Atmosphäre nicht wohnlicher. Die Düsterkeit der Ereignisse jener Wochen, die quälende Spannung der letzten Entscheidung überschattet die Erinnerung an diesen Führerbunker, der schließlich Hitlers und des Reiches Todesstätte wurde.

*

In fast symbolischen Stationen zeigt sich Hitlers Weg mit der Alten und Neuen Reichskanzlei verbunden: Zunächt die moderne Zweckmäßigkeitswohnung im dritten Stock des Bürogebäudes, dann die Atmosphäre der modernisierten Bismarckschen Räume, und die überdimensionale Pracht des neuen Baues, schließlich der enge Raum tief unter der Erde, in dem dunkle Blutbahnen auf hellen Polstern den eindringenden Siegern die letzten Spuren des Mannes zeigten, der vom Berliner Wilhelmplatz aus der Welt die Stirn geboten hatte.

‚Nie wieder München'*

Nur drei von den zahlreichen internationalen Konferenzen unseres Jahrhunderts haben das europäische Schicksal entscheidend beeinflußt: Versailles, München und Jalta.

Über Versailles gibt es eine ganze Literatur, über Jalta sind inzwischen aufschlußreiche Dokumente veröffentlicht worden — was aber wissen wir von der Szene von München anderes als die üblich gewordene Formel, sie sei der Inbegriff von Drohung und Kapitulation gewesen?!

*

Deutlich entsinne ich mich der nächtlichen Stunde im Münchner „Führerbau" — einen langen Nachmittag und Abend hatten hinter verschlossener Tür die „großen Vier" von damals: Hitler, Mussolini, Daladier und Chamberlain, die Frage der Eingliederung der deutschbesiedelten Sudetengebiete in das Reichsgebiet besprochen. Zunächst hatte nicht einmal Göring Zutritt in den Beratungsraum gehabt, sondern stapfte mit uns kleineren Randfiguren des großen Ereignisses stundenlang die lange Marmorgalerie auf und ab; schließlich waren die letzten Entscheidungen getroffen, eine Pause wurde eingelegt, die Protokolle wurden vorbereitet und man traf sich wieder zu den Schlußarbeiten. Der Posten an der Tür zu Hitlers Arbeitszimmer wurde zurückgezogen, und wir Wartenden bekamen Gelegenheit, der Unterzeichnung beizuwohnen.

Während in den Büros die Schreibmaschinen klapperten und von eilenden Beamten dieses und jenes Blatt zur Prüfung hereingereicht wurde, unterhielten sich die Hauptakteure des großen Schauspiels mit ihren hinzugekommenen Mitarbeitern: der französische Ministerpräsident temperamentvoll und offenbar überzeugt, einen wohlgelungenen Arbeitstag hinter sich gebracht zu haben, Mussolini — als der an der tschechoslowakischen Frage am wenigsten, am Zustandekommen der Konferenz aber am stärksten Beteiligte — mit verschränkten Armen, stolz zurückgeworfenem Kopf und überlegenem Lächeln; Hitler etwas nervös und um die Fertigstellung der Abschriften und Ausfertigungen be-

* Aus „Alter Feind — was nun?" — Wiederbegegnung mit England und Engländern, Leoni 1955, S. 73—78.

sorgt — dazwischen die lange Gestalt des britischen Premierministers: als einziger spricht er mit niemand, er blickt nachdenklich in die Ferne, als wäre der stimmenerfüllte Raum um ihn eine menschenleere Landschaft; wortlos prüft und unterzeichnet er, wenn ihm ein Blatt gereicht wird. Aus seinem Gesicht läßt sich nicht enträtseln, welche Gedanken ihn bewegen, aber ernster Art sind sie gewiß.

Dieser Zug der nachdenklichen Überlegung, der die Lippen des britischen Premierministers umspielt und der sich nur kurz löst, wenn eine Frage eine knappe Antwort erheischt, erschien mir damals das eindringlichste Erlebnis jener frühen Morgenstunde des 29. September 1938.

Gegen Mittag des gleichen Tages fährt Chamberlain jenseits der Isar am Prinzregentenplatz vor, steigt die zwei Treppen eines Mietshauses zu Hitlers Privatwohnung empor und läßt sich dort die seltsame, berühmt gewordene Erklärung „Peace in our time" unterschreiben, von der sich bis heute noch nicht herausgestellt hat, welche Art von Staatspapier sie eigentlich darstellt. Es han-*

---

* In sein Tagebuch notierte Chamberlain über dieses Gespräch (zitiert nach Feiling: The Life of Neville Chamberlain, London 1946, Seite 376): „Ich hatte eine sehr freundschaftliche und angenehme Unterhaltung: über Spanien (wo er niemals territoriale Ambitionen gehabt habe, wie er u. a. sagte), über wirtschaftliche Beziehungen zu Südosteuropa und über Abrüstung. Kolonien erwähnten weder er noch ich. Zum Schluß zog ich die Erklärung heraus, die ich vorher vorbereitet hatte, und fragte ihn, ob er sie unterzeichnen würde. Während der Dolmetscher den Text ins Deutsche übersetzte, rief Hitler wiederholt aus: ‚Ja, ja' und schließlich sagte er: ‚Ja, das will ich sicherlich unterschreiben; wann sollen wir es tun?' Ich sagte: ‚Jetzt' und wir gingen sofort zum Schreibtisch und setzten unsere Unterschriften unter die zwei Kopien, die ich mitgebracht hatte."

Der Text der Erklärung lautete (abgedruckt bei Berber: Deutschland — England 1933—1939, Die Dokumente des deutschen Friedenswillens, Essen 1940, Seite 157):

„Wir haben heute eine weitere Besprechung gehabt und sind uns in der Erkenntnis einig, daß die Frage der deutsch-englischen Beziehungen von allererster Bedeutung für beide Länder und für Europa ist. Wir sehen das gestern abend unterzeichnete Abkommen und das deutsch-englische Flottenabkommen als symbolisch für den Wunsch unserer beiden Völker an, niemals wieder gegeneinander Krieg zu führen. Wir sind entschlossen, auch andere Fragen, die unsere beiden Länder angehen, nach der Methode der Konsultation zu behandeln und uns weiter zu bemühen, etwaige Ursachen von Meinungsverschiedenheiten aus dem Wege zu räumen, um auf diese Weise zur Sicherung des Friedens Europas beizutragen."

delt sich gewiß nicht nur um einen Austausch von Höflichkeiten, aber ein Vertrag ist es auch nicht, jedenfalls fühlt sich das britische Kabinett in den kommenden Monaten keineswegs verpflichtet, in „anderen Fragen" die deutsche Regierung zu konsultieren oder gar „Ursachen" von Meinungsverschiedenheiten (wie sie jedenfalls hinsichtlich der immer noch von England verwalteten deutschen Kolonien gegeben waren) „aus dem Wege zu räumen".

*

Durch alle Nebel, die gerade über dieses Ereignis ausgebreitet worden sind, kommt die Frage auf uns zu: was eigentlich ist in München wirklich geschehen?

Neben der Reparations- und Abrüstungsfrage hatte sich die Pariser Siegerkonferenz im Frühjahr 1919 mit mehreren wichtigen Gebietsfragen zu beschäftigen. Wären die 14 Punkte Wilsons wirklich maßgebend gewesen, so wären hierfür kaum politische Erwägungen, sondern vor allem bevölkerungsstatistische Erhebungen, in Zweifelsfällen einige Volksbefragungen nötig gewesen. Hinsichtlich des Elsaß waren allerdings auch schon die 14 Punkte von dem Grundsatz der „Selbstbestimmung" abgewichen. Als Wilson sein Programm verkündete, war Deutschland nahe daran, den Krieg zu verlieren, und Frankreich, ihn zu gewinnen, und so war es für den amerikanischen Präsidenten klar, daß keine noch so wohltätige Formel die Einverleibung des Elsaß in das französische Staatsgebiet beeinträchtigen dürfe.

Befragung der Bevölkerung und Autonomie war aber nur in diesem Fall ausgeschlossen, für alle anderen Gebiete, deren künftige staatliche Zugehörigkeit strittig war, konnte die sog. Friedenskonferenz rechtens nicht umhin, die zwingenden Vorschriften der als Grundlage des Waffenstillstandes anerkannten 14 Punkte zu beachten.

Abgesehen von dieser rechtlichen Lage war zu bemerken, daß nur die italienischen Gebietsforderungen — soweit sie über Wilsons Grundsätze hinausgingen — eine politische Problematik in sich trugen, weil Italien alliierte Siegermacht war. (Ein Verlangen, einer der „großen Vier" von Versailles sollte aus sittlichen Gründen auf einen Vorteil verzichten, konnte nicht dem Bereich der nüchternen Wirklichkeit angehören, nachdem sich dort jeder gierig nahm, was immer er erlangen konnte.)

Eine etwas andere Lage bestand in Versailles hinsichtlich der neugebildeten Staaten, insbesondere Polens und der Tschechoslowakei. Beide konnten nicht als mitbestimmende Alliierte, sondern nur als Bittsteller, die am Kriege gar nicht teilgenommen hatten, ihre Forderungen vorbringen, und es ist schwer einzusehen, warum nicht wenigstens hier nach dem Wilsonschen Rezept verfahren wurde.

Es kann da nur der Gedanke bestimmend gewesen sein, die deutsche Republik so schwach als möglich zu halten und ihr gleich einige handfeste Konfliktstoffe mit in die Wiege zu legen. Da war die polnische Forderung auf das unzweifelhaft deutsche Danzig und auf einen „Korridor" zum Meer, in den umfangreiche deutschbesiedelte Gebiete einbezogen wurden, und da war das Problem der neuzubildenden „Tschecho-Slowakei", die — wie ihr Name besagte — ein slawischer Staat der Tschechen und Slowaken sein wollte. Hätte es nicht nahegelegen, im Sinne der Wilsonschen Grundsätze die festumrissenen deutschen Siedlungsgebiete im Sudetengebiet, im Egerland und im Böhmerwald von vorneherein von diesem slawischen Staat getrennt zu halten und diesem damit ein festes inneres Gefüge zu geben, was mit einem deutschen Bevölkerungsanteil von mehr als dreieinhalb Millionen Menschen nachgerade unmöglich war?!

Aber — so fragten sich die Versailler Diktatoren — war denn dann noch ein ernster Gegensatz zwischen Berlin und Prag gegeben? Bestand dann nicht die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit, daß zwischen der Weimarer Republik und dem neuen tschechoslowakischen Staat eine enge wirtschaftliche und politische Verbindung zustandekam und daß dadurch das tschechische Bedürfnis nach französischem Schutz beträchtlich vermindert wurde?

Und durfte es denn zugelassen werden, daß die Deutschen in Versailles einen, wenn auch bescheidenen Gebietszuwachs erfuhren — das hätte doch dem Friedensvertrag den Charakter der Strafmaßnahme wenn auch nicht ganz genommen, so ihn doch verwischt?! Nein, das alles konnte den Versailler Leuten nicht wünschenswert erscheinen*, also mußten die dreieinhalb Millio-

---

* Vgl. dazu die Erklärung des bekannten britischen Politikers Lord Lothian (der als Philip Kerr an der Versailler Konferenz teilgenommen hatte) in seiner Rede in Chatham House am 29. Juni 1937: „Wenn nun der Grundsatz der

nen Sudetendeutschen tschechische Staatsbürger werden. Gefragt wurden sie nicht.

*

Die merkwürdigen Regelungen an der deutschen Ostgrenze waren einleuchtend nur vom Standpunkt der traditionellen, auf Zersplitterung und doppelseitige Bedrohung des deutschen Raumes ausgerichteten französischen Politik. Als daher Hitler die Forderung nach einer Revision der Versailler Bestimmungen hinsichtlich des Sudetenlandes mit dem Nachdruck der wiedererlangten deutschen Großmachtstellung erhob, konnte der britische Ministerpräsident Chamberlain sich als Vermittler anbieten in dem beruhigenden Bewußtsein, daß in dieser Angelegenheit keinerlei unmittelbare britische Interessen auf dem Spiele standen. So flog er denn im September 1938 zuerst nach Berchtesgaden und dann nach Godesberg. Seine selbstgewählte Mission erreichte ihren kritischen Punkt, als sich an Hand der Volkstumskarte (die nun — zwanzig Jahre zu spät — zu Rate gezogen wurde) ergab, daß die Tschechen ihre umfangreichen, dem System der Maginotlinie angepaßten Befestigungen vor allem in die von den Deutschen bewohnten Gebiete gebaut hatten. Sie erlaubten sich nun den ironischen Scherz, der Abtretung der deutschbesiedelten Gebiete, nicht aber der Abtretung der Befestigungen zuzustimmen: diese besaßen zwar für Hitler — da sie gegen Deutschland gerichtet waren — nicht den mindesten Wert, aber sie konnten natürlich auch nicht abtransportiert werden. Fast alle diese Bunker lagen unmittelbar an der Grenze, und so gab es keinerlei Raum für einen Kompromiß zwischen der deutschen, von den Tschechen im Prinzip anerkannten Forderung nach einer Eingliederung der deutschen Siedlungsgebiete in das Reich und der Prager Weigerung, auf die teueren Zementblöcke zu verzichten. Das ganze Problem der „Krise", die zur Münchner Konferenz führte, lag darin, die Tatsache anzuerkennen, daß der tschechische Generalstab besser daran getan hätte, seine Verteidigungslinie nicht ausgerechnet im

---

Selbstbestimmung *zugunsten* Deutschlands in der gleichen Weise zur Anwendung käme, wie er *gegen* Deutschland angewandt wurde, so würde das bedeuten: den Wiedereintritt Österreichs in das Deutsche Reich, die Vereinigung der Sudetendeutschen, Danzigs und möglicherweise Memels mit Deutschland, sowie gewisse Bereinigungen mit Polen in Schlesien und im Korridor."

vordersten Grenzbereich einzurichten. Hätten diese Leute weniger an eine zusammen mit der französischen Armee in Süddeutschland zu schlagende Schlacht, sondern an die Geographie ihres Landes gedacht und hauptsächlich die Karpaten befestigt, dann wäre kein „München" nötig gewesen, sondern Chamberlain hätte seine Vermittlerrolle in Godesberg erfolgreich zu Ende führen können.

*

Das tiefere mit der Sudetenfrage aufgerollte Problem lag freilich nicht in den tschechischen Bunkern, sondern in der Frage, ob es in Europa ein Forum gab, vor dem und von dem territoriale Bestimmungen des Versailler Diktates auf dem Verhandlungswege revidiert werden konnten. Das war die Frage von München und sie ist damals bejaht worden. In München wurde festgestellt — und das gibt dem Ereignis seinen dauernden historischen Rang —, daß Deutschland, England, Frankreich und Italien ohne eine andere Macht befragen zu müssen durch gemeinsamen Beschluß Versailles außer Kraft setzen und die europäischen Verhältnisse neu ordnen konnten!

Das Bedeutsame an jenen Stunden im Münchner Führerbau war einerseits, daß Hitler, Mussolini, Daladier und Chamberlain an einem runden Tisch am Kamin beisammensaßen, und andererseits, daß weder Stalin noch der amerikanische Präsident an ihrer Besprechung und an ihren Beschlüssen teilnahmen!

Auch das ist ein Punkt — und vielleicht sogar der wichtigste —, in dem sich die Konferenz von München von den Konferenzen in Versailles und Jalta unterscheidet.

Es war eine der wenigen rein europäischen Entscheidungen, die in diesem Jahrhundert getroffen wurden . . .

Fast auf den Tag ein Jahr nach den festlichen Ereignissen von Linz und Wien wird die Berliner Wilhelmstraße erneut von einer Atmosphäre politischer Hochspannung beherrscht.

Wie bereits vor sechs Monaten, als es um die sudetendeutsche Frage ging, ist Prag in aller Munde. Am 13. März war der Slowakenführer Tiso mit dem Flugzeug aus Preßburg gekommen und in der neuen Reichskanzlei empfangen worden, am Morgen des 14. März folgte darauf die Unabhängigkeitserklärung der Slowakei und der Einmarsch ungarischer Truppen in die sog. „Karpato-Ukraine". Dieser halbautonome Ostzipfel der alten Tschechoslowakei war seit Herbst 1938 vor allem den Polen ein Dorn im Auge. Sie waren den Winter über nicht müde geworden, eine „gemeinsame Grenze mit Ungarn" zu fordern.

Als diese Ereignisse sich vollzogen hatten, erhob sich — am Nachmittag des 14. März — die dringende Frage: Was wird nun aus dem Rest der Tschechoslowakei, aus den Landesteilen Böhmen und Mähren, über die allein die Prager Regierung noch verfügen konnte.

Gegen Abend erfuhr ich von Dr. Dietrich die große Neuigkeit: Der tschechoslowakische Staatspräsident Dr. Hacha befinde sich bereits auf der Fahrt nach Berlin, um mit dem Führer über die Zukunft seines Landes zu sprechen.

Beim Abendessen in der Reichskanzlei sind fast alle Plätze des Speisezimmers besetzt, fieberhafte Besprechungen Hitlers dauern den ganzen Abend hindurch an. Ribbentrop und Göring wandern stundenlang an der Seite des Führers durch die lange Halle des Wintergartens, ein hoher Beamter des Innenministeriums kommt zum Vortrag über staatsrechtliche Probleme — zum ersten Male höre ich im Vorübergehen das Wort fallen: „Protektorat". Es war in jenen Abendstunden aus mehreren Ausdrücken, die zur staatsrechtlichen Bezeichnung eines machtpolitischen Abhängigkeitsverhältnisses zur Verfügung stehen, von Hitler ausgewählt worden, um die künftige Stellung des tschechischen Reststaates gegenüber dem deutschen Reich zu präzisieren.

Später Abend ist es geworden, als ein Bataillon der SS-Leib-

standarte in den Ehrenhof der neuen Reichskanzlei einrückt, um als Ehrenabordnung Hacha mit dem ihm protokollarisch zustehenden Zeremoniell zu empfangen. Dessen Sonderzug ist inzwischen eingetroffen, der politische Gast hat sich in das Hotel Adlon begeben. In hastigen Telefongesprächen wird ein nächtlicher Besuch des Präsidenten in der Reichskanzlei vereinbart. Kurz nach der Festlegung des Zeitpunktes begibt sich Hitler mit großem Gefolge in sein Arbeitszimmer in der neuen Reichskanzlei. Ich selbst trete in den Ehrenhof, der durch Scheinwerfer taghell erleuchtet mit seiner langen Phalanx schwarzer Uniformen ein gespenstisches Bild darbietet. Endlich öffnen sich die Tore zum Wilhelmplatz, in langsamer Fahrt biegt der Wagen des tschechischen Präsidenten in den Hof ein — Kommandorufe — das Bataillon präsentiert — die Musik setzt dröhnend ein — ein kleiner alter Mann steigt aus dem Wagen, geht langsamen Schrittes an der erstarrten Front entlang. Gebeugt, den Zylinder fast ehrerbietig in der Rechten, steigt er, während die grellen Lampen der Photographen aufblitzen, die Stufen zum Hauptportal empor, wo ihn Minister Meißner empfängt, um ihn durch die großen festlich beleuchteten Marmorhallen zu Hitler zu geleiten. Die hohen Türen schließen sich hinter ihm — und hinter einem Staat, der zu sehr künstliche Schöpfung war, um solchen Stürmen zu widerstehen.

Um die Mitternachtsstunde fahre ich nach Hause — eine lange Besprechung hat in der Reichskanzlei begonnen, erst in den frühen Morgenstunden ist sie beendet. Noch in der Nacht werde ich telephonisch verständigt — um 8 Uhr morgens soll ich mich am Anhalter Bahnhof im Sonderzug einfinden.

Alle Vorhänge des Zuges sind herabgelassen, als ich ihn in der Frühe des 15. März 1939 besteige — der Bahnsteig ist leer, im Zuge schläft alles. Die meisten Herren haben sich nach Beendigung der Hacha-Besprechung gleich in den Zug begeben und sich dort zur Ruhe gelegt. Ohne jedes äußere Aufsehen rollen wir kurz nach 8 Uhr aus der Halle.

In den Mittagsstunden treffen wir auf dem sudetendeutschen Bahnhof Böhmisch-Leipa ein. Es ist ein trüber, winterlicher Tag — so recht ein Gegensatz zu den strahlenden Sonnentagen der Österreichfahrt des Vorjahres. Auch in Böhmisch-Leipa bleibt der

Zug fast unbeachtet stehen. Nur wenige Offiziere steigen aus — sie haben den Auftrag, nach Prag vorzustoßen und, so wird im Zug geflüstert, sie sollen erkunden, ob der Führer dorthin weiterfahren könne.

Ein endloser, langweiliger Nachmittag auf dem einsamen Bahnsteig. Der Tag neigt sich bereits zu Ende, als doch noch der nicht mehr erwartete Befehl kommt, die Kraftwagen zu besteigen. Während Sturm und Schneetreiben einsetzen, beginnt die graue Kolonne eine stundenlange, anstrengende Fahrt, vorbei an endlosen Marschkolonnen deutscher Soldaten, die uns nicht erkennen und oft die Straße versperren. Es ist längst stockdunkle Nacht geworden, als wir die Außenbezirke von Prag erreichen — auf breiten Avenuen geht es nun rasch der Burg zu. Als wir die stark geneigte Straße emporfahren, zeigt sich, daß Glatteis sie bedeckt. Die schweren Wagen können es nur mühsam überwinden. Endlich fahren wir in den dunklen Hof des Hradschin ein und halten vor einer Treppe. Hitler, der im ersten Wagen fährt, steigt aus — aber es zeigt sich, daß wir versehentlich vor einem Wachlokal der Burgpolizei haltgemacht haben. Schließlich findet sich ein Ortskundiger und geleitet uns durch einen Verbindungsgang wieder in den Vorhof. An einer Glastüre werden wir von einem Kastellan erwartet, der — vor Aufregung zitternd — Hitler nun mit einem Kerzenlicht voranleuchtet zu den Räumen, die erst eine knappe Stunde vorher für ihn belegt worden waren.

Niemand erwartet Hitler auf der Burg — alle Generale und Honoratioren, Deutsche und Tschechen, sind unten am Bahnhof versammelt, um den Präsidenten Hacha zu empfangen, dessen Sonderzug durch die deutschen Truppenbewegungen behindert worden ist. Als er mit vielstündiger Verspätung endlich eintrifft, hat es sich am Bahnhof gerade herumgesprochen: „Hitler ist in Prag."

Die Unterbringung der vielen Herren der Führerbegleitung ist auf der Burg, in den Verhältnissen längst vergangener Pracht, ein kaum lösbares Problem. Dr. Dietrich erobert sich schließlich eine Matratze, auf der er die Nacht verbringt. Ich kenne Prag von früheren journalistischen Reisen und verzichte auf die Hradschin-Romantik, die mir mehr der Zeit des 30jährigen Krieges als der Gegenwart anzugehören scheint. Ich nehme meinen kleinen Rei-

sekoffer zur Hand und wandere hinunter in die Stadt. Ihre Straßen sind menschenleer und machen einen ausgestorbenen Eindruck — ein Ausgehverbot ist für die Nachtstunden verhängt worden. Das „Esplanade" aber ist in Betrieb, und ich finde bequemes Unterkommen. Als ich am nächsten Morgen, durch Bad und Frühstück gestärkt, wieder auf der Burg erscheine, finde ich an einer dünn träufelnden Wasserleitung ein gutes Dutzend schimpfender Minister und Generale bei der Vornahme kümmerlicher Waschungen. Dann dauert es noch eine ganze Weile, bis ihr Wunsch nach Nahrungsmitteln Erfüllung findet.

Auch sonst begibt sich mancherlei Merkwürdiges: Als Kuriosum, das die verärgerten Gemüter wieder aufheitert, habe ich die Morgenausgabe des „Prager Tagblattes" — einer zu Deutschland bis dahin unfreundlich eingestellten Zeitung — mitgebracht; im Kopf des Blattes ist folgender Text zu lesen: „An Reichspressechef Dr. Dietrich, Hradschin. Schriftleitung und Verlag des Prager Tagblattes unterstellen sich Ihrer Führung. Heil Hitler!" Wir lachen herzlich über die überzeugende Mitteilung. Dr. Dietrich hat angesichts der Schwierigkeiten, für Hitler das gewohnte Nachrichtenmaterial heranzuschaffen, aufregendere Sorgen, als sich um das „Prager Tagblatt" zu kümmern.

Im Laufe des Vormittags sammeln sich die in Prag lebenden Deutschen — einige Hundert, unter ihnen zahlreiche Studenten — im Burghof und grüßen Hitler, der von seinem Fenster herunterwinkt. Sonst vergehen die Stunden mit Besprechungen und einem neuerlichen Besuch Hachas, der sich beeilt, dem überraschenden Gast die Honneurs zu machen. Hoch auf dem Giebel des Hradschin flattert neben der Flagge des tschechischen Staatspräsidenten die Standarte Adolf Hitlers.

Mittags wird in einem Speisesaal Tafel gehalten, vor dessen Fenstern sich die nun im Sonnenlicht liegende „Goldene Stadt" märchenhaft ausbreitet. Die Speisen wurden von einem Hotel geliefert und von Kellnern serviert. Der Andrang zu Tisch war groß und ungeregelt, Dr. Dietrich kam zu spät, und so verzehren wir in einem Vorsaal im Kreise des Begleitkommandos eine frugale Mahlzeit.

Aufatmend verlassen wir anschließend mit Hitler die Burg und fahren — diesmal in offenen Wagen — durch die menschen-

gefüllte Nerudova hinunter zur Karlsbrücke, vor der wir abbiegen und der Moldau entlang einen neuen Standplatz des Sonderzuges erreichen.

Der nächste Morgen sieht uns in Brünn — hier ist das Bild wieder anders und gewohnter als in Prag. Hier sind wieder die Fahnen und die Musik und Tausende von Heil-rufenden Deutschen. Hier ist nicht mehr die schweigende, fast düstere Atmosphäre von Prag, hier sehen wir wieder in strahlende deutsche Augen, nicht mehr in verwundert-interessierte tschechische, die uns dort wortlos anstarrten . . .

*

Zur Beurteilung des Handstreiches auf Prag reicht es nicht aus, als Hitlers Motiv die primitive Formel einer schrankenlosen Eroberungssucht anzuführen. Historisch ist auch die Behauptung nicht haltbar, daß erst die Prager Ereignisse den Kampfentschluß der Westmächte ausgelöst hätten.

Die „Stop-Hitler"-These des amerikanischen Präsidenten Roosevelt und die politische Aktivität Englands, die von deutscher Seite als „Einkreisung" empfunden wurde, hatte unmittelbar nach der Münchner Konferenz im Oktober 1938 eingesetzt und bereits in den ersten beiden Monaten 1939 solche Wirkungen gezeitigt, daß sich Stalin schon Anfang März zu seiner berühmt gewordenen öffentlichen Verwahrung veranlaßt sah, daß Rußland für die Westmächte nicht die Kastanien aus dem Feuer holen werde.

Die britische Werbung zu einer antideutschen Politik, die in Warschau schon im Januar fühlbar geworden war und die Prag gewiß nicht aus seiner Rechnung gestrichen hatte, machte auch die Rest-Tschechoslowakei für Hitler zu einem Problem. Für die militärische Stärke einer möglichen Einkreisungsfront war das tschechische Potential ein wichtiger Faktor — die tschechische Armee war tatsächlich eine der bestgerüsteten jener Zeit. Der Versuchung, diese mindestens 30 modernen Divisionen durch einen politischen Schlag aus der wahrscheinlichen Feindfront herauszubrechen und damit die ganze „Einkreisung" problematisch zu machen, war zu groß, als daß Hitler ihr widerstanden hätte.

Die politisch-strategische Entwicklung hat Hitler zunächst recht gegeben — es gab im Jahre 1939 keinen „Ring" um Deutsch-

land. Was er nicht genügend bewertete, war zunächst die moralische Fundierung, die der antideutschen Front in der Welt durch die Prager Ereignisse gegeben wurde — sie konnte ihre zunächst nur auf dem Felde der Diplomatie gesponnenen Fäden nun offen ausbreiten und eine wirkungsvolle, weil überzeugende Weltpropaganda in Gang setzen.

Ein anderes Moment trat hinzu, das zwar in den anschließenden Ereignissen nicht so stark in Erscheinung trat, aber trotzdem historisch wichtig wurde. Von ideologisch überzeugten Nationalsozialisten wurde es bewußt, von allen Deutschen instinktiv empfunden: Der Handstreich auf Prag und die Einbeziehung der Tschechen in den deutschen Machtbereich widersprach dem national-sozialistischen Grundsatz, der das Reich identisch setzte mit der politischen Vereinigung aller *Deutschen*. Das war ein Ziel, dem Glaube und Opfer gewidmet werden konnten, weil ihm ein natürliches Recht innewohnte. Die Schaffung des „Protektorates" aber lag auf imperialistischer Ebene und verwies uns in die gleiche Linie gerade mit den Mächten, zu denen wir vor allem wegen ihrer internationalen und weltausgedehnten Einfluß- und Herrschaftsansprüche in geistigem Gegensatz standen.

Mit Prag begann im Felde der großen Politik der Weg der Abkehr von den Ausgangsgrundsätzen des Nationalsozialismus, der dann im Zuge des Kriegsgeschehens weiter beschritten wurde und zu immer befremdlicheren Resultaten führte. Diese haben, ebenso wie jene Märztage 1939 gewiß manchen machtpolitischen Vorteil erbracht, aber uns dafür den moralischen Antrieb des echten Weltanschauungskampfes gekostet, der nur dort gefochten werden kann, wo Grundsatz und Handlung, wo Wort und Tat übereinstimmen.

Es ist ein merkwürdiger, aber für die damalige Situation bezeichnender Tatbestand, ja eine Anekdote weltgeschichtlichen Formats, daß die Kampfhandlungen des zweiten Weltkrieges in den gleichen Tagen begannen, für die in Nürnberg ein Reichsparteitag der NSDAP unter der anspruchsvollen Bezeichnung „Parteitag des Friedens" angesagt und vorbereitet war. Diese angesichts der tatsächlichen Geschehnisse des Septembers 1939 groteske Namensgebung erinnert an die spannungsreichen Auseinandersetzungen, die dem Kriegsbeginn vorangingen, an das lange und wechselvolle politische Vorspiel, das sich in verschiedenen Phasen bis in die Tage der berühmten Konferenz von München zurückverfolgen läßt.

Ich erinnere mich deutlich der nächtlichen Szene im Münchener „Führerbau", als in den ersten Morgenstunden des 29. Septembers 1938 die Besprechungen der damaligen „Großen Vier" Hitler, Mussolini, Chamberlain und Daladier, beendet waren und wir Wartenden alle uns in das Arbeitszimmer Hitlers drängten, um der Unterzeichnung der Protokolle beizuwohnen. Unvergeßlich ist mir die ermüdete Gestalt des britischen Ministerpräsidenten, der schweigsam vor sich hinblickte und bereits in die Frage vertieft schien, wie er diese Unterschrift wohl zu Hause werde vertreten können. Am nächsten Morgen fuhr er dann zu Hitler in dessen Privatwohnung am Münchner Prinzregentenplatz und schlug ihm die berühmte Erklärung „Peace in our time" vor, die Chamberlain dann bei seiner Rückkunft am Flugplatz Croydon wie eine Art Schutzbrief für sich selbst verlas. Für die Menge, die ihn erwartete, hatte er dieses Dokument nicht nötig, denn sie empfing ihn mit Beifall, weil die Krise friedlich gelöst war. Anders war die Lage im Unterhaus. Hier wurde er heftig angegriffen, und ich, der ich ihn in der Stunde der Münchner Unterschrift gesehen hatte, wunderte mich nicht, daß er nun der energischen Opposition in seiner eigenen Partei nachgab und das britische Rüstungsprogramm mit Nachdruck und Beschleunigung betrieb. Hitler wurde durch den neuen Ton aus London sofort mißtrauisch und antwortete bereits Mitte Oktober in seiner berühmt gewordenen

Saarbrücker Rede, in der er die britischen Kritiker Chamberlains, vor allem Churchill und Eden, heftig angriff.

Es wird heute, nach dem Tod aller Beteiligten, kaum noch festzustellen sein, inwieweit die heftigen Debatten, die eine neue britische Aktivität auf dem Kontinent ankündigten, Hitlers Entschluß, nun auch die Korridorfrage, die in der Außenpolitik der Weimarer Zeit viel stärker diskutiert war als das inzwischen gelöste Österreich- und Sudetenproblem, ins Rollen zu bringen. Wie dem auch sein möge, es war jedenfalls wenige Tage nach Hitlers Rückkehr von der Saarbrücken-Reise, als Ende Oktober 1938 das erste direkte Gespräch mit den damals noch befreundeten Polen über die Danzig- und Korridorfrage geführt wurde. Ribbentrop hatte den polnischen Botschafter Lipski eigens nach Berchtesgaden gebeten, wo er ihn im Grand-Hotel, dem späteren „Berchtesgadener Hof" zu einem sondierenden Gespräch empfing, das mit mehreren großen Pausen die Wintermonate hindurch fortgesetzt wurde. Es ging genau um das Thema, das im September 1939 dann zum Kriege führte: Rückkehr der „Freien Stadt" Danzig in das Reich, Wiederherstellung einer Landverbindung zwischen Kerndeutschland und Ostpreußen. Hewel, damals vortragender Legationsrat, nachmaliger Botschafter und Verbindungsmann Ribbentrops zu Hitler, erzählte mir später, daß das erste Gespräch mit Lipski „sehr herzlich und freundschaftlich" gewesen sei. Ich selbst weiß nicht, wie Ribbentrop gewirkt haben mag; ich habe ihn häufig betont selbstbewußt erlebt. Hier aber scheint ihm zunächst die diplomatische Geste gelungen zu sein, jedenfalls reagierten die Polen nicht unfreundlich und erklärten sich bereit, in Unterhandlungen einzutreten. Die nächsten Gespräche fanden nicht mehr in der friedlichen Gebirgswelt Berchtesgadens, sondern zuerst in München, dann aber auch in Warschau selbst statt, wohin Ribbentrop Mitte Januar 1939 zu einem offiziellen Besuch reiste. Die Polen gaben dabei ausweichende, aber noch nicht ablehnende Antworten. Sie erklärten, daß es für sie aus Gründen der nationalen Empfindung sehr schwierig sei, eine Veränderung des Danzig-Status auch nur zu erörtern, aber sie zeigten sich zugänglicher in bezug auf das Projekt einer exterritorialen Autobahn-Verbindung durch das Korridor-Gebiet. Wie aus den nach Kriegsbeginn sowohl von der

englischen wie französischen Regierung veröffentlichten Dokumentenbänden deutlich wird, sondierten die Polen eifrig an den anderen Plätzen der europäischen Politik, während sie Ribbentrop mit liebenswürdigen, aber unverbindlichen Worten hinhielten. Sie bemerkten dabei, daß sich die politische Haltung nicht nur in London, sondern seit der Jahreswende auch in Paris gegenüber Deutschland beträchtlich gefestigt hatte und daß auch der amerikanische Präsident es an ermunternden Ratschlägen im Sinne eines aktiven Widerstandes gegen die deutsche Politik nicht fehlen ließ.

Wenige Tage nach der Aktion Hitlers gegen die Rest-Tschechoslowakei fand das deutsch-polnische Gespräch nach fünfmonatiger Dauer einen überraschenden Abschluß: Botschafter Lipski sprach am 26. März 1939 in der Wilhelmstraße vor und erklärte mit dürren, nun keineswegs mehr „herzlichen und freundschaftlichen" Worten, daß jede weitere Erörterung des Danzig-Korridorproblems „den Krieg mit Polen" bedeuten werde. Eine in den Tagen vorher festgewordene Bindung mit England gab den Polen den Mut zu solcher Sprache. Die Wogen der europäischen Politik gingen damals aus anderen Gründen hoch — die Schaffung der selbständigen Slowakei, des „Protektorates" Böhmen-Mähren, der Anschluß Memels an Deutschland, der Karpato-Ukraine an Ungarn und die Besetzung Albaniens durch Italien waren die im Vordergrund stehenden Themen, die brüske, ja herausfordernde Erklärung Lipskis wurde nur im Bereich der Diplomatie und — bei Hitler beachtet.

Es war abzusehen, daß das Ereignis ernstes politisches Gewicht gewinnen würde, sobald sich ergab, daß diese Art der Sprache Berlin gegenüber bleibenden Erfolg zeitigte. Es zeichnete sich der Punkt ab, an dem die Welle des so rasch angestiegenen deutschen Prestiges in Europa sich brechen mußte. Für Hitler, dessen europäische Politik unter der Perspektive der von ihm erwarteten Auseinandersetzung mit der Sowjetunion beurteilt werden muß, trat hinzu, daß durch die Lipski-Erklärung nicht nur die aus nationalen Gründen erwünschte Lösung der Danzig-Korridorfrage sondern auch die 1934 begonnene anti-russisch orientierte deutsch-polnische Freundschaftspolitik abgeschnitten wurde. Wie konnte je eine deutsch-geführte europäische Front gegen Moskau ent-

stehen, wenn gerade Polen sich gegen Berlin orientierte. In solchem Kreise mögen sich die Überlegungen Hitlers bewegt haben – es trat das durch die Erfolge des Jahres 1938 noch weiter gefestigte Selbstbewußtsein hinzu, das durch den von Warschau angeschlagenen Ton schwer verletzt sein mußte. Hatte Hitler doch schon den britischen Protest gegen die Errichtung des Protektorates schroff zurückgewiesen, wieviel heftiger mußten seine Empfindungen gegenüber den Drohungen aus dem Hause Rydz-Smigly sein!

*

Es ist der 20. April 1939. An der Technischen Hochschule, am Rande des Berliner Tiergartens fahren Hunderte von Wagen vor. Die Tribünen sind überfüllt. Auf einer Sonderestrade sind die Staatspräsidenten von Böhmen-Mähren und der Slowakei Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit. Auf der Ost-Westachse sind, soweit das Auge reicht, bis zum Lustgarten hin Regimenter der deutschen Wehrmacht aufmarschiert. Sie erwarten die Vorbeifahrt ihres Obersten Befehlshabers, um dann zur großen Parade anzutreten. Auf dem Höhepunkt des Erfolges begeht Adolf Hitler seinen 50. Geburtstag.

Während draußen die letzten Vorbereitungen beendet werden und eine unübersehbare Menschenmenge den Gefeierten erwartet, steht er selbst noch in der Mitte seines großen Arbeitszimmers in der Neuen Reichskanzlei, empfängt Abordnung nach Abordnung aus allen Teilen des Reiches und der Welt. Die Adjutanten müssen den Strom unterbrechen: als eine der letzten tritt die Abordnung Danzigs, das sich deutsch fühlt und auf den Ruf des Reiches wartet, durch die hohen Türen in den weiten Raum. Hinter ihnen werden die Türen geschlossen, die Danziger sind allein bei Hitler. Mit stolzer, hoffnungsvoller Miene sind sie eingetreten, als wollten sie sagen: „Wir werden die Nächsten sein" – ernst, fast gedrückt kommen sie zurück. Hitler hat ihre Erwartungen gedämpft, hat ihnen gesagt, daß an eine baldige Rückkehr Danzigs ins Reich gegenwärtig nicht gedacht werden könne, sie müßten sich noch gedulden. Es mag Hitler nicht leicht geworden sein, an einem solchen Tage das zu sagen.

Die Kenntnis dieser zurückhaltenden Äußerung Hitlers ist meine letzte Information zur politischen Lage, bevor ich zu einer

mehrtägigen Reise nach England Berlin verlasse. In London zeigt sich das allgemeine Bild gegenüber meinem ersten Besuch im Mai 1937 entscheidend verändert. Damals konnte der aufmerksame Beobachter die Frontenbildung Deutschland—England im Kreise der politischen Gesellschaft bemerken. Jetzt sind Öffentlichkeit und Straße davon beherrscht. Man erörtert nicht mehr nur die Frage: „Wird es Krieg geben?" sondern ist im Omnibus, in der Untergrundbahn, im Restaurant schon mit der Frage beschäftigt: „Wann wird es losgehen? — — Wann werden die deutschen Bomber kommen?" Es sind die Tage, in denen England die allgemeine Wehrpflicht einführt. Die Zeitungen sind voll von Prophezeiungen über die im Gange befindliche „Einkreisung" Deutschlands, von warmen Bekenntnissen zur „entente cordiale" mit Frankreich und mit heftigsten Angriffen gegen Hitler. An der Nelson-Säule am Trafalgar Square ist ein großes Transparent angebracht: „England expects everyman to do his duty" — der Angriffsbefehl, mit dem der große britische Admiral einst seine Vernichtungsschlacht gegen Napoleons Flotte begann.

Tief beeindruckt kehre ich nach Berlin zurück. Dort hat sich die Lage zunächst nicht verändert. Das polnische Thema war öffentlich nur in Hitlers Reichstagsrede angesprochen, sonst aber nicht weiter erörtert worden, wohl aber hatte sich die Weltdiskussion der Angelegenheit bemächtigt. In Warschau glaubte man offenbar, schon gesiegt zu haben, denn hier wurde nun in zahlreichen heftigen Verlautbarungen nicht nur die Integrität Polens, sondern auch die Unveränderlichkeit des Danziger Status betont. Im Kreise Hitlers herrschte dagegen eine fast auffällige Schweigsamkeit über diese Frage.

Im Juni wurde eine demonstrative Besichtigungsreise an den Westwall unternommen, bei der die Presse zu größter Wort- und Bildberichterstattung angehalten wurde. Es war eine ebenso interessante wie beruflich anstrengende Fahrt, die wir von Aachen bis zur Schweizer Grenze zu absolvieren hatten — ihr politischer Zweck war eine eindeutige Mahnung: Der Westwall ist fertig, Deutschland ist hier unangreifbar!

Immer noch stand das Thema Polen nicht ernstlich im Gespräch. Im weiteren Kreis um Hitler, mit dem ich Fühlung hatte, unterhielt man sich nicht über Danzig, wohl aber über England. Meinen

Erzählungen über die Eindrücke der Kriegsbereitschaft und -entschlossenheit Englands, die ich auch in einer Artikelreihe geschildert hatte, wurde die Theorie entgegengehalten: Die Engländer bluffen*! Später, in den letzten Augusttagen, trat zu diesem Argument noch der Vergleich vom „Pokerspiel" hinzu, in dem der gewinnt, der bis zum Letzten zu bluffen versteht. Eine nüchterne politische Rechnung mußte den Verfechtern dieser These sogar recht geben: Was konnte England bei einem kriegerischen Zusammenstoß mit Deutschland gewinnen, wieviel aber mußte es verlieren? Dabei vergaß man, daß die reine Logik nicht immer die entscheidende Triebkraft der Politik ist.

Noch im Juli schien für mein Urteil die Gesamtlage zwar ernst und voller Spannung, aber doch ohne aktuelle Gefahr. Das Thema „Polen" war offenbar „auf Eis gelegt". Als ich in Ostpreußen zu tun hatte, zögerte ich nicht, die Fahrt mit dem Wagen zu unternehmen und zweimal den Korridor zu durchqueren, was zwar wegen der schlechten Straßen und der vielen Kontrollen nicht bequem, aber doch nicht unmöglich war. Mitte Juli fuhr ich nach Kärnten, um am Wörther See einen weltabgeschnittenen und völlig dienstfreien Urlaub zu verbringen — zum ersten und einzigen Male in meinem ganzen bisherigen Berufsleben. Auf der Durchfahrt in München schenkte ich der Mutter ein Billett für die Mittelmeerreise eines Hapagschiffes, das seine Fahrt Mitte September in Genua beginnen sollte. Nach der Rückkehr aus Kärnten begleitete ich Dr. Dietrich nach Venedig, wo er zusammen mit Dr. Goebbels vom italienischen Volkskulturminister Alfieri glanzvoll empfangen wurde. In die rauschenden Feste und sonnigen Stunden am Strande des Lido drangen die ersten Berliner Mitteilungen über eine polnische Pressekampagne, die sich an den Besuch des britischen Generals Ironside in Warschau angeschlossen habe und auf die jetzt von der deutschen Presse energisch erwidert werden sollte.

---

* Anm. d. Herausgebers: Diese These wurde sowohl 1939 als auch nach dem Krieg fälschlich als „Ribbentrop-These" bezeichnet. Durch die Veröffentlichung „Die Kriegsschuld des Widerstandes — Aus britischen Geheimdokumenten 1938/39" (Leoni 2. Auflage 1975) von Annelies von Ribbentrop, in dem erstmals Ribbentrops Hauptbericht A 5522 publiziert wird, ist zweifelsfrei geworden, daß Reichsaußenminister Joachim von Ribbentrop England richtig als kriegsentschlossen einschätzte.

Was war geschehen?

Es scheint mir sicher, daß Hitler auch in der polnischen Frage trotz aller strategischen Vorbereitungen im Grunde einer nichtkriegerischen Lösung zustrebte. Nach den überraschenden Erfolgen seiner Diplomatie im Jahre 1938 brauchte er eine solche nicht für absolut unmöglich zu halten. Wenn es ihm darum ging, Warschau in sein politisches System einzubeziehen und es in seiner Antikomintern-Front zu wissen, so reichte die Lösung der Danzig- und Korridorfrage jetzt um so mehr aus, als nach den scharfen polnischen Erklärungen seit Ende März eine *politische* Regelung vermutlich den Sturz des Rydz-Smigly-Regimes mit sich bringen mußte.

Dieser meiner Auffassung über Hitlers Politik im Sommer 1939 stehen die in den Nürnberger Prozessen offenkundig gewordenen militärischen Besprechungen Hitlers über die Vorbereitung des Polenfeldzuges nur scheinbar entgegen. Es ist gerade in Nürnberg klar geworden, daß Hitler alle seine politischen Akte durch gründliche militärische Vorbereitungen abgedeckt hat. Er ließ sich, wie wir heute wissen, auch schon 1938 nicht in irgendwelche politische Experimente ein, ohne gleichzeitig, sei es für den Fall des Scheiterns, sei es nur aus Gründen des politischen Druckes, den militärischen Apparat gründlich in Bewegung zu setzen.

Daß Hitler seit der Lipski-Erklärung auf eine Gelegenheit sann, den Polen eine wirkungsvolle Antwort zu erteilen, darf als ebenso sicher angenommen werden, wie sein Zögern, trotz der These von Englands „Bluff" das Wagnis einer englisch-französisch-russischen Frontenbildung auf sich zu nehmen. Wäre er zu solchem Risiko und überhaupt zum Kriege bereit gewesen, so ist nicht einzusehen, warum er nicht schon früher eine der seit April sich häufenden polnischen Herausforderungen angenommen hat. Rein militärisch gesehen, verstrichen im Jahre 1939 die zur Kriegführung günstigsten Monate, ohne daß Hitler sich zu einer Handlung entschloß.

Es sind wohl erst die sich seit Litwinows Rücktritt vom Posten des sowjetischen Außenministers mehrenden Nachrichten über auftauchende Schwierigkeiten in den englisch-russischen Verhandlungen gewesen, in denen Hitler eine Chance witterte. Als es

klar wurde, daß die geplante große antideutsche Kontinentalallianz vorerst *nicht* zustande kommen werde, da reagierte nun Hitler offener auf die polnische Sprache, die sich seit Monaten keinerlei Hemmungen mehr auferlegt hatte und im Zeichen des „Marsches auf Berlin" stand.

Als ich Mitte August über Bayreuth, wo Dr. Dietrich seine Rede für den Reichsparteitag vorbereitete, nach Berlin zurückkehrte, war eine heftige Pressepolemik mit Warschau voll im Gange. Die Presse war nicht recht bei der Sache — man fragte sich, wohin diese von Hitler nun immer dringender geforderte Auseinandersetzung führen solle, da sowohl London als Paris der Warschauer Presse sekundierten. In der Nacht zum 23. August fielen uns Schuppen von den Augen und ein Stein vom Herzen — die Ankündigung des deutsch-sowjetischen Vertrages schien die politische Lage von Grund auf zu verändern. Jetzt glaubten wir die Pressepolemik zu verstehen, die man von uns gefordert hatte — nun *mußten* die Polen politisch nachgeben.

Das war sicher auch Hitlers Gedanke, als er am Tag darauf mit dem Flugzeug aus Berchtesgaden nach Berlin kam — in der Reichskanzlei herrschte die Stimmung, als ob es nun nur noch eine Rechnung zu kassieren gebe: Danzig und der Korridor war der Betrag, die polnische Regierung der Schuldner. Der Gedanke, daß England auch jetzt noch festbleiben würde, schien absurd.

Hitler war kaum in Berlin angelangt, als er den britischen und französischen Botschafter zu sich kommen ließ, um sie mit starken Worten auf die an der polnischen Grenze entstandene Lage aufmerksam zu machen. Tatsächlich hatte es eine Reihe von Zwischenfällen gegeben. Ich selbst habe mit dem damaligen Staatssekretär im Reichsinnenministerium gesprochen, der in einem normalen Verkehrsflugzeug auf dem Flug von Danzig nach Stettin über See von polnischer Flak beschossen worden war. Auch die Flüchtlingslager an der Korridorgrenze waren keine Erfindung der Propaganda — die polnischen Gemüter jenseits der Grenze waren tatsächlich erhitzt, und es gab genügend Stoff, um die Zeitungen mit gut fundierten Meldungen zu füllen. Wenige Tage später kam der britische Botschafter Henderson allein zu Hitler. Ich erinnere mich der Stunde genau. Nachdem der Wagen des Botschafters durch die großen Tore in den Ehrenhof der Neuen

Reichskanzlei eingefahren war, ging ich mit Dietrich in der Abenddämmerung des hellen Sommertages auf dem Wilhelmplatz in besorgtem Gespräch auf und ab. Uns, die wir uns des Ernstes der Krise aus dem Bilde des internationalen Nachrichtenstoffes deutlich bewußt geworden waren, schien sich alles auf die Frage zu konzentrieren: „Wollen und werden die Engländer zwischen uns und den Polen vermitteln?" Mit jeder Minute die der Uhrzeiger voranrückte und die eine Verlängerung des Gespräches zwischen Hitler und Henderson anzeigte, schien uns die Chance des Friedens zu steigen. Denn eines war nun sicher: Mit der Aufnahme der öffentlichen Diskussion mit Polen, vor allem aber mit der offiziellen Beschwerde Hitlers bei England und Frankreich war das deutsche Prestige nun unmittelbar eingesetzt. Deutschland konnte in dem nun begonnenen politischen Spiel nur siegen oder in einem erzwungenen Nachgeben seinen Nimbus verlieren. Hitler aber war nicht ein Mann, der zur Kapitulation bereit war.

Man kann Hitler vorwerfen, daß er — durch den russischen Pakt allzu sicher gemacht und von manchen vielleicht falsch beraten — dieses öffentliche Spiel begonnen hat, aber man kann ihm nach meinen damaligen Eindrücken, die mir auch heute noch den Kern der Dinge zu treffen scheinen, nicht anlasten, daß er etwa angriffslüstern von vorneherein die militärische Lösung wollte. Hitler hat in der entscheidenden Zeit, man darf wohl sagen: Tag und Nacht gearbeitet, um einen *politischen* Erfolg zu erringen. Sein langer Brief an den französischen Ministerpräsidenten Daladier, seine Gespräche mit Henderson, die Ausarbeitung eines umfangreichen neuen Vorschlages zur Lösung der Korridorfrage sind dafür feststehende Zeugnisse. Das Problem selbst, um das es ging, war gerade von englischer Seite seit den Tagen von Versailles als ein wunder Punkt der europäischen Landkarte anerkannt, und es konnte erwartet werden, daß das „Sterben für Danzig", von dem in jenen Tagen der französische Journalist Marcel Déat gesprochen hatte, doch noch nicht zu einer endgültigen Londoner Entscheidung geworden war.

Es waren Tage höchster politischer Spannung, die damals die Reichskanzlei erlebte, jede englisch-französische Pressemeldung wurde von Hitler unverzüglich angefordert und sorgfältig studiert. Als ihm die Nachricht gebracht wurde, daß England und

Frankreich die holländische, belgische und luxemburgische Neutralität bestätigt hätten, sagte er beim ersten raschen Durchlesen sofort — und ein Leuchten ging über seine Augen — „das ist ja ausgezeichnet, wo soll denn dann im Westen überhaupt Krieg geführt werden?" Gleich mußte Hewel kommen, auch die deutschen Gesandten sollten sofort die deutsche Bestätigung der Neutralität dieser Staaten offiziell mitteilen.

Daß Hitler auf einen polnischen Unterhändler wartete, ist ebenso Tatsache, wie festzuhalten ist, daß Henderson die deutschen Bedingungen kannte. Was Hitler nicht wußte, stand später im britischen Blaubuch zu lesen: Daß die britische Regierung in Warschau nicht nur nicht vermittelt, sondern von der Entsendung eines Unterhändlers abgeraten hat.

Es geht — in heutiger Sicht — gewiß auf Hitlers Konto, daß die Situation „auf Biegen oder Brechen" gerade Ende August 1939 entstand. Die Entscheidung aber: Nicht biegen, sondern brechen ist in London — und zwar schon viel früher — gefallen.

Glasklar zeichnen sich die Tage der Entscheidungswoche im Gedächtnis ab. Der Dienstag – es ist der 29. August 1939 – steht im Zeichen verschlossener Türen und stundenlanger Besprechungen im Musikzimmer der Führerwohnung. Hitler arbeitet an den Vorschlägen, die den Polen gemacht werden sollen. Wir erfahren nur so viel davon, daß eine Abstimmung im Korridor unter internationaler Kontrolle – wie einst im Saargebiet – vorgesehen sei. Dies schien mir eine gute Botschaft zu sein, es eröffnete sich die Aussicht eines mehrmonatigen europäischen Gesprächs, in dessen Verlauf sich die deutsche Position wieder aus ihrer Isolierung lösen konnte. Aus heutiger Sicht erkenne ich in jener Situation die zweite verlorengegangene Chance, Hitler in den Rahmen einer internationalen Organisation, eines verjüngten Völkerbundes einzufügen, nachdem Chamberlain schon in München versäumt hatte, eine solche Idee ins Gespräch zu bringen.

Der Mittwoch der letzten Friedenswoche steht zwischen der Hoffnung auf das Zustandekommen eines Gespräches und der Gewißheit, daß es nicht stattfinden werde. Der Donnerstag bringt statt des erwarteten Unterhändlers die polnische Generalmobilmachung. Über den Ernst der Lage kann es keinen Zweifel mehr geben. Abends erhalten wir endlich den vollen Text des deutschen Vorschlages zur Veröffentlichung, unsere Nachrichtenagenturen verbreiten ihn in die Welt, zwischen 20 und 21 Uhr wird er über alle deutschen Sender verlesen. Ich erhoffe mir jetzt, da der Text unseres Vorschlages nun in jeder Regierungskanzlei vorliegt, immer noch eine polnische Antwort, die die Tür nicht zuschlägt, sondern vielleicht noch öffnet. Um Mitternacht, als ich nach Hause fahre, ist auch diese Erwartung zunichte gemacht. Der Warschauer Sender hat bereits geantwortet – mit einem hochmütigen „Nein".

Die große Frage: „Was wird Hitler nun tun?" beantwortet sich noch in der gleichen Nacht.

Als ich am nächsten Morgen in die Reichskanzlei komme, stehen bereits die Wagen der Führerkolonne im Hof – Hitler fährt zur Krolloper. Im hastigen Erobern eines Platzes erfahre ich die

Neuigkeit: Seit heute früh wird an der polnischen Grenze gekämpft, Danzig hat sich selbständig erklärt.

Nach der Reichstagssitzung herrscht Hochbetrieb im Büro Dr. Dietrichs. Im Gegensatz zu allen bisherigen Reichstagserklärungen, die Hitler tagelang vorher zu diktieren und dann vom Blatt zu lesen pflegte, hat er diesmal keine Zeit zu solcher Vorbereitung gehabt und frei gesprochen. Jetzt wird die Rede druckfertig gemacht, d. h. der von den Stenografen aufgenommene Text von all den sprachlichen Unebenheiten gereinigt, die bei freier Rede nun einmal unvermeidbar sind. Es ist diesmal ein schweres Stück Arbeit, das geleistet werden muß. Hitler war offensichtlich erregt, nervös und kaum vorbereitet, als er das Rednerpodium bestieg. Viele Sätze sind begonnen, aber nicht zu Ende geführt, ganze Absätze wiederholen sich, manche Stellen sind unverständlich, und es muß versucht werden, sie sinngemäß neu zu formulieren. Die in weitestem Zeilenabstand beschriebenen Bogen der wörtlichen Wiedergabe sind über und über mit Korrekturen bedeckt, wenn sie zu neuer Abschrift unseren Sekretärinnen übergeben werden. Alle diese Änderungen betreffen nicht den Sinn oder die Argumente der Rede, Dr. Dietrich ist nur zu einer stilistischen Umarbeitung von Rede in Schrift befugt. Blatt für Blatt wird die mühsame Arbeit durchgeführt, dann aber wandert sie ebenso Seite um Seite über die Straße in die Reichskanzlei, wo Hitler während der ganzen Mittagszeit sich weiter mit dem Manuskript beschäftigt und noch einmal Hand anlegt an die endgültige Fassung dieser aus dem Stegreif gehaltenen wichtigsten Rede seines Lebens. Mancher zusätzliche Gedanke wird in den Text noch eingefügt, die letzten Worte des Anrufes an das Schicksal schreibt er völlig neu und fügt sie mit Bleistiftschrift dem Manuskript hinzu.

Trotz dieser Rede und trotz des Wissens um die Ereignisse, die sich jetzt knapp 160 Kilometer östlich von Berlin abspielen, fühlen wir uns noch nicht im Krieg. Das, was zur Zeit in Polen geschieht, erscheint uns nur als eine Nebenszene des großen Spieles, um das es jetzt geht. Auch mein persönlicher Glaube an die Möglichkeit einer politischen Lösung ist noch nicht erschöpft. Mein Optimismus findet neuen Auftrieb, als am Abend des Freitags der englische und französische Botschafter zwar scharfe Protestnoten abgeben und die Zurückziehung der deutschen

Truppen verlangen, aber keine Fristen nennen, kein Ultimatum stellen.

Hitlers ganzes Interesse ist auf den Weltnachrichtenstoff, auf die politische Reaktion des Westens gerichtet. Die militärischen Ereignisse des ersten Tages treten demgegenüber ganz in den Hintergrund. Die erste Nachricht, die uns den Ernst des Geschehens knapp deutlich macht, ist die Mitteilung, daß die große Brücke bei Konitz von den Polen noch gesprengt wurde und nur zerstört in deutsche Hand fiel. Im Laufe des Nachmittags wird bekannt, daß es in Danzig keinerlei Schwierigkeit gegeben hat. Am Abend telefoniert Hitler mit dem Gauleiter Forster, der einige Tage lang Danziger Staatsoberhaupt war, bevor das Gesetz über die Wiedervereinigung Danzigs mit dem Reich in Kraft tritt.

Der Samstagvormittag steht im Zeichen einer großen Nachricht, die den unentwegt Hoffnungsvollen recht zu geben scheint: Mussolini hat sich eingeschaltet und an England, Frankreich und an uns einen Vermittlungsvorschlag gemacht. Wir erfahren darüber, daß am Sonntag abend 18 Uhr ein Waffenstillstand in Polen eintreten und anschließend eine Konferenz der Großmächte stattfinden soll, um das Korridorproblem zu lösen. Was allen bisherigen deutschen Versuchen anhaftete — die unvermeidliche Demütigung Polens und Brüskierung Englands — ist in diesem klugen Vorschlag vermieden: Polen kämpfte, England hatte sich zu ihm bekannt, beide hatten ihr Prestige gewahrt und sich nicht einschüchtern lassen. Jetzt konnte man Vernunft bezeigen und sachlich über Danzig und Korridor verhandeln. Es stand nicht mehr nur die Frage Krieg oder Unterwerfung zur Diskussion.

Die — wie es an jenem 2. September scheint — entscheidende Nachricht kommt am Nachmittag: Nicht nur wir haben den Vorschlag Mussolinis angenommen, auch die französische Regierung hat es getan. Dies meldet die französische Nachrichtenagentur Havas, gleichzeitig berichtet Paris von Extraausgaben der Zeitungen, in denen die neue Wendung der Dinge verkündet wird. Jetzt fehlt noch die Zustimmung Londons — kann sie ausbleiben, nachdem Deutschland und Frankreich sich zur Verhandlung bekannt haben? Ich fahre abends mit dem erleichterten Gefühl nach Hause, daß die Krise ihren Höhepunkt überschritten habe.

Es ist ein strahlender Sonntagmorgen, der mich zum ersten Male seit zehn aufregenden Tagen wieder zu einer Fahrt an den nahegelegenen Wannsee verführt. Als fast einziger Badegast am langen Strand freue ich mich der stillen Natur und des Bewußtseins, daß dieser Friede uns und der Welt nun doch erhalten bleibt. Gegen 10.30 Uhr bin ich wieder zu Hause. Nun gilt es sich zu orientieren und möglicherweise schon Reisegepäck vorzubereiten — morgen soll ja zur Konferenz gereist werden, und ich werde natürlich nichts unversucht lassen, um dieses Ereignis mitzuerleben. Ich rufe Dr. Dietrich in der Reichskanzlei an, minutenlang muß ich auf die Verbindung warten, es scheint großer Betrieb im Hause zu herrschen. Endlich ist Dietrich am Apparat, mit erregter Stimme unterrichtet er mich: „Kommen Sie sofort. Die Engländer haben uns gerade den Krieg erklärt."

Was war geschehen? Erst viel später habe ich die Aufklärung des Rätsels erfahren. Die Lösung steht im Anhang des wenige Monate später veröffentlichten französischen Gelbbuches verzeichnet. Eine Niederschrift über ein Telefongespräch des französischen Außenministers mit London besagt, daß die britische Regierung von der französischen kategorisch die Absage an Mussolini gefordert hat. London setzte sich durch. Die Havas-Meldung wurde zurückgezogen, und die Franzosen erklärten am 3. September 1939 in einer mit der britischen gleichlautenden Note an Deutschland den Krieg. Nur der Zeitpunkt war anders gewählt. Der Kriegszustand mit England bestand ab 11 Uhr mittags, der mit Frankreich erst ab 17 Uhr.

Es mag als kleines, psychologisch interessantes Detail bemerkt werden, daß uns allen die französische Kriegserklärung nahezu belanglos erschien gegenüber der englischen. Auch Hitler wandte sich damals und später in seinen Kundgebungen und Reden fast ausschließlich an die Londoner Adresse. Am Nachmittag des 3. September fiel mir sogar auf, daß in den ersten von uns ausgegebenen Nachrichten die Tatsache der französischen Kriegserklärung überhaupt nicht erwähnt war, ich wies Dietrich darauf hin, und das Versäumte wurde schleunigst nachgeholt.

Als ich gegen Mittag die Reichskanzlei betrat, war auf die morgendliche Erregung völlige Stille gefolgt. Hitler hatte sich zurückgezogen. Vor dem Musikzimmer hing das grüne Schild —

hinter der Tür wurden Ausarbeitungen diktiert. Jetzt hatte der Krieg wirklich begonnen.

Zum ersten Male seit Beginn der Kampfhandlungen interessierten wir uns nun ernstlich für die Entwicklung der Operationen. In den ersten beiden Tagen war zwar im Durchgang zwischen Halle und Damenzimmer eine kleine Karte Polens zum Aushang gebracht worden, aber die einzige darauf eingetragene Markierung bezeichnete die Vormarschrichtung der „Leibstandarte Adolf Hitler", der das ganze Begleitkommando und die im Hause tätigen Ordonnanzen angehörten. An den Pfeil war das Wort „Sepp" geschrieben — ein Hinweis auf den Kommandeur der Leibstandarte, Sepp Dietrich.

Am Nachmittag beherrschten nun bereits die Generale und militärischen Adjutanten die Szene, die ersten Perspektiven des „Feldzuges der 18 Tage" wurden erkennbar. In den Schock der britischen Kriegserklärung mischte sich die Zuversicht auf eine schnelle Niederkämpfung des polnischen Gegners. Es gab Unentwegte, die mit dieser Erwartung die Hoffnung auf eine baldige Beilegung auch des Kriegszustandes mit England und Frankreich verbanden. Sie gewannen neue Argumente und viele Gläubige in den nächsten Wochen, in denen im Westen so gut wie nichts geschah und in denen sich dort im Gegensatz zum „Blitzkrieg" im Osten der „Sitzkrieg" entwickelte, der dann bis ins Frühjahr 1940 andauerte.

Die Erinnerung an den 3. September 1939 endet für mich mit der Abfahrt aus Berlin. Nun geht es nicht in den Süden, nicht an die Riviera zu einer Konferenz, sondern nach Osten, in den Bereich der Kämpfe. Es ist eine düstere Fahrt, die wir mit der Führerkolonne durch das verdunkelte Berlin zum Stettiner Bahnhof unternehmen, wo der Sonderzug, der nun für Wochen das „Führerhauptquartier" beherbergen wird, unter Dampf steht. Alle Vorhänge sind dicht geschlossen. Gespenstisch steht der Zug in der Halle. Nur kleines Licht in den Kabinen, blaue Lampen in den Gängen. Auf jedem Bett ein Merkblatt über das Verhalten bei Luft- und Gasangriffen . . .

Unmerklich beginnt der Zug zu rollen, dann gewinnt er an Tempo, bald rasen wir viel schneller als sonst durch das dunkle Land.

Die große Fahrt ins Ungewisse hat begonnen.

Soldat in Frankreich

Eine Art Halb-Friede war dem Polenfeldzug gefolgt. Trotz des offiziell bestehenden und publizistisch heftig ausgeprägten Kriegszustandes begann das Jahr 1940 angesichts des völligen Mangels an irgendwelchen echten Ereignissen mit der Frage, ob es nicht doch noch die Erhaltung des Friedens bringen könnte. Wenn sich freilich die Liquidierung der Ereignisse von 1939 nicht erreichen ließ, dann — das war vorherzusehen — mußte das neue Jahr zu einer ernsten Auseinandersetzung zwischen Deutschland und den Westmächten führen.

Daß ich ein solches Geschehen nicht nur im Führersonderzug oder am Schreibtisch miterleben wollte, ist für einen Neunundzwanzigjährigen selbstverständlich, es bedurfte zwar einiger Anstrengungen, um mich aus dem Arbeitskreis zu lösen, in den ich seit fast neun Jahren hineingewachsen war, aber schließlich war es geschehen: Der Februar 1940 sah mich als Rekrut eines Infanterie-Ersatzbattaillons in einer ganz neuen Umwelt. Die verschneiten Exerzierplätze und weiten Übungsflächen in der Umgebung des ostpreußischen Städtchens Deutsch-Eylau waren nun an Stelle von Presse und Politik das Feld meiner Bemühungen.

Anfang April verlegte man uns auf den Truppenübungsplatz Grafenwöhr in Bayern, also in heimatlichere Gefilde. Die erste Nachricht, die uns dort erwartete, war der Beginn des Norwegenfeldzuges. Nicht Friede, sondern Kampf wurde die Parole des Jahres. Von meinem Berliner Büro erhielt ich das deutsche Weißbuch zugesandt, das mir auch heute noch ebenso wie mancher weitere inzwischen bekanntgewordene Tatbestand beweist, daß von englisch-französischer Seite tatsächlich ein Offensivplan im nordeuropäischen Raum bestand. Die Erinnerung an die Westfrontkämpfe des ersten Weltkrieges war in London und Paris noch zu deutlich, als daß man einen Angriff auf den deutschen Westwall wagen wollte. Die nördliche Flankenoperation mußte als ein zwar umständliches, aber doch erfolgversprechendes Umgehungsmanöver erscheinen, bei dem die Überlegenheit der britischen Flotte voll zum Tragen kommen konnte. Angesichts der Machtverhältnisse auf See und der bereits begonnenen britischen Aktion

durfte der deutsche Sprung nach Narvik jedenfalls eine der kühnsten und gewagtesten Unternehmungen des ganzen Krieges gewesen sein.

Am frühen Morgen des 10. Mai 1940 rückte unsere 1. Kompanie des Infanterieregiments 167 in der Nähe des fränkischen Städtchens Lauf zu einer Regimentsübung aus. Gegen 10 Uhr vormittags wurde das Unternehmen überraschend abgebrochen. Als wir ins Städtchen zurückmarschierten, stand die Bevölkerung überall auf den Straßen, unser Major erwartete uns auf dem Stadtplatz. Was geschehen war, sprach sich nun rasch herum: Der große Angriff im Westen. Die innere Spannung der letzten Monate hatte ihr Ende gefunden. Wir nahmen Waffen und Gepäck auf, schmückten uns mit den Blumen, die man uns zuwarf, und sangen das Lied, das uns der Stunde gemäß schien: „Denn wir fahren gegen Engelland . . ."

*

Daß Hitler einen Angriff im Westen plante, war auch mir eine Überraschung. Es ist heute bekannt, daß Hitler bereits Mitte Januar 1940, ja sogar schon Anfang November 1939 die Operationen im Westen beginnen lassen wollte. Nur mit diesem letzteren Termin verbindet sich für mich eine persönliche Erinnerung: ich hatte gerade in den ersten Novembertagen 1939 eine Reise in die Niederlande und nach Belgien unternommen, um einen journalistischen Bericht über die Verhältnisse im neutralen Ausland zu schreiben. Zu meiner Überraschung wurde ich dabei unfreiwilliger Zeuge einer plötzlichen Mobilisierung der holländischen und belgischen Armeen. Nur mit Mühe gelang es mir, meinen Reiseplan weiter durchzuführen. Heute weiß ich, daß ich in dem kleinen Hotel in Maastricht, das ich anderthalb Tage bewohnte, fast von einer deutschen Offensive überrascht worden wäre. Als ich zurückgekehrt war, erfuhr Hitler von meinen seltsamen Reiseerlebnissen und ließ mich kommen. Auf seinen Wunsch berichtete ich ihm in recht journalistischer Weise kunterbunte Einzelheiten meiner Fahrt. Er verhielt sich als ziemlich schweigsamer Zuhörer, einige wenige Zwischenfragen bezogen sich auf die Zeitpunkte und äußere Merkmale der Mobilisierung in Maastricht und an der belgischen Grenze. Mit keiner Miene verriet er mir das Geheimnis, das hinter jenen Ereignissen steckte: ein mit Offizieren besetztes

deutsches Flugzeug war auf einem belgischen Flugplatz gelandet. Durch die bei der Durchsuchung der Maschine und der internierten Generalstäbler aufgefundenen Papiere wurden die Belgier und Holländer vor einer unmittelbar bevorstehenden deutschen Aktion gewarnt. Ob dieses Vorkommnis allein es gewesen ist, das Hitler damals veranlaßte, den bereits gegebenen Angriffsbefehl zurückzunehmen, vermag ich nicht zu beurteilen — wahrscheinlich haben damals ebenso wie auch im Januar 1940 (als ebenfalls schon ein Angriffstag festgesetzt war und wieder zurückgenommen wurde) noch andere, möglicherweise politische Gründe Hitlers Dispositionen beeinflußt — die Haltung Frankreichs war den ganzen Winter über noch eine labile, erst der im März erfolgende Sturz Daladiers und die Übernahme der Ministerpräsidentschaft durch Reynaud beendeten die in der Wilhelmstraße vielverbreiteten optimistischen Mutmaßungen über die französische Haltung. Am 9. Mai 1940 ließ sich jedenfalls Hitler nicht mehr von der Nachricht beeindrucken, daß auch diesmal sein Angriffsbefehl dem Gegner bekanntgeworden war: der belgische Botschafter am Vatikan hatte in einem von deutscher Seite mitabgehörten Telegramm die Brüsseler Regierung vom unmittelbar bevorstehenden deutschen Angriff unterrichtet! Man wußte damals in Rom mehr als in der Wilhelmstraße.

Auch seiner persönlichen Umgebung gegenüber hielt Hitler nicht nur den Plan, sondern auch den bereits erteilten Befehl zur Offensive bis zum Morgen des 10. Mai streng geheim. Für die deutsche Presse ordnete er noch kurz vorher eine tagelange publizistische Kampagne an, die das ganze Interesse der Öffentlichkeit auf eine von den Engländern angeblich verfolgte Offensivabsicht in Südosteuropa lenkte. (Tatsächlich lagen zahlreiche solche Stimmen aus der britischen Presse damals vor — möglicherweise waren sie auch dort als Ablenkungsmanöver gedacht.) Um auch nicht in letzter Stunde durch Abreisevorbereitungen das Geheimnis zu lüften, ließ Hitler für sein Gefolge eine längere Reise nach Norwegen ansagen. Tatsächlich verließ ein Sonderzug am Abend des 9. Mai die Reichshauptstadt in Richtung Hamburg. Erst in der Nacht wurde die Fahrtrichtung geändert — am nächsten Morgen erwachten seine zivilen Begleiter statt in Kiel überrascht in der Gegend von Hannover, ein Erlebnis, das im Kreis Hitlers später

noch oftmals heitere Erwähnung fand. Hitler selbst war in den frühen Morgenstunden in den Speisewagen des Zuges gekommen, in dem sich zu dieser Zeit nur einiges diensttuendes Personal aufhielt. Er ließ sich die genaue Zeit sagen — es war fünf Uhr morgens, nun teilte er mit stolzer Stimme mit: „Jetzt beginnt im Westen die Artillerievorbereitung."

*

Von allen diesen Vorgängen und Ereignissen wußten wir Landser nichts, als wir uns hastig bereitmachten, um in voller Marschausrüstung zum letzten Male auf unserem Appellplatz anzutreten.

Abends waren wir bereits verladen — für den Infanteristen gilt immer noch der alte Satz, den die Lateiner von Stilpon berichten: „Omnia mea mecum porto." In der frühsommerlichen Abenddämmerung rollten wir nach Westen. Bei der Fahrt über Nürnberg stand in der Ferne die Silhouette des halbfertigen Baues der Kongreßhalle wie ein Mahnmal der Pflicht . . .

Ich brauche nicht die Erlebnisse des Infanteristen in den sechs Wochen des Kampfes um Frankreich zu schildern — Millionen haben sie ähnlich erlebt. Das Geschehene ist nahe und zu ferne zugleich, um schon zur Schilderung reif zu sein. Nur die Stationen des Weges seien verzeichnet: Der Marsch durch Luxemburg, der Einsatz in Abwehrstellung gegenüber der Festung Montmedy, die Tage des Wartens an der Aisne, am 9. Juni 1940 das blutige Ringen um die Weygandstellung, dann die nächtelangen Verfolgungsmärsche über Bar-le-Duc in Richtung Schweizer Grenze, ein harter Dorfkampf mit Negern, schließlich Ende Juni Rasttage in Bourbonne-Les-Bains und Waffenstillstand in einem Dorf der Westvogesen.

Als wir in der Kirche von Passavant den siegreichen Abschluß des Feldzuges begingen, gedachten wir in Stille der zwei Kompaniechefs und 39 Kameraden unserer Kompanie, die vor Montmedy, an der Aisne und in Bourmont ihre soldatische Pflichterfüllung mit dem Leben besiegelt hatten . . .

*

Es war am Tage nach dem Inkrafttreten des Waffenstillstandes, man hatte uns sofort klargemacht, daß nun wieder ein

„ordentliches" Soldatenleben beginne, und uns einen Tag lang zum Vergnügen der französischen Dorfbewohner „grüßen" und andere militärische Grunderkenntnisse ins Gedächtnis zurückgerufen.

Abends lagen wir in Zelten auf einer Wiese und erörterten auf unsere Weise die Frage, wie der Krieg nun weitergehen werde. Die gemütliche Plauderstunde wurde durch das überraschende Dazwischentreten des Herrn Hauptfeldwebels unterbrochen, der draußen laut meinen Namen rief und resolut erklärte: „Packen Sie sofort Ihre Sachen — Sie sollen nach Berlin zurück." Für die Kameraden war das ein kaum geringeres Ereignis als für mich. Nur die wenigsten von ihnen waren Leser großer Zeitungen, und auch von diesen hielten mehrere mich nur für einen Namensvetter des manchmal genannten Artikelschreibers. Ich wiederum hatte während der Feldzugwochen keinerlei Verbindung zu Dr. Dietrich gehabt — nur einmal war auf einer luxemburgischen Landstraße die graue Führerkolonne leer an uns vorübergerauscht und hatte uns mit Staub bedeckt. So war auch ich nicht wenig überrascht, als sich ergab, daß bei unserer 86. Division einige Stunden nach dem Ende des Feldzuges ein Funkspruch des Hauptquartiers eingelaufen war, des merkwürdigen Inhalts, daß der Schütze H. S. „auf Befehl des Führers und Obersten Befehlshabers" sofort zum Ersatztruppenteil in Marsch zu setzen und aus der Wehrmacht zu entlassen sei. Unser Bataillonskommandeur, bei dem ich mich am nächsten Morgen abzumelden hatte, war fast beleidigt, daß ich mich nicht früher bei ihm hatte sehen lassen. Ich aber war und bin heute noch froh darüber, daß ich den Feldzug in Frankreich so richtig als Soldat unter Soldaten und — was vielleicht noch etwas mehr bedeutet — als Infanterist unter Infanteristen gekämpft und erlebt habe.

Es gab noch keine funktionierenden Verkehrsverbindungen in Frankreich — auf „Stop" fuhr ich über Verdun und die weiten toten Felder der Schlacht von 1917 der Heimat entgegen. In den ersten Julitagen war ich wieder in Berlin, im gewohnten Kreise erneut an der Arbeit. Der Krieg schien am Ende zu sein und gewonnen — aber er fing erst an und wurde verloren.

Unternehmen „Seelöwe"

Bedeutende englische Militärkritiker haben es gegen Ende des Krieges als Hitlers größten Fehler bezeichnet, daß er im Sommer 1940 nicht die allgemein erwartete Invasion auf die britische Insel unternahm, die jenseits des Kanals damals einem deutschen Ansturm fast keinen Widerstand hätte entgegensetzen können.

Als ich im Juli 1940 nach Berlin zurückgekehrt war, stand zunächst die Frage einer Verständigung mit England im Vordergrund aller Gespräche. Aus dieser Zeit mag mir die nachdenkliche Bemerkung Hitlers im Kreise der Tischgesellschaft in Erinnerung sein, sein Standpunkt unterscheide sich in der Frage England grundsätzlich von dem Ribbentrops. Er halte einen völligen Ausgleich der deutschen und englischen Interessen für möglich, ja für notwendig, während Ribbentrop meine, es gebe zwischen Deutschland und England nur ein Entweder—Oder. Er, Hitler, glaube dagegen nach wie vor, daß England als Seemacht Deutschland als Kontinentalmacht anerkennen könne und daß umgekehrt die Erhaltung des britischen Empire europäisches, also auch deutsches Interesse sei.

Trotz solch politischer Gespräche besteht kein Zweifel darüber, daß die militärischen Überlegungen und Vorbereitungen in jenen Sommerwochen 1940 auf das Projekt einer Invasion in England abgestellt waren. Vom 16. Juli 1940 stammt eine operative Aufzeichnung Hitlers zu diesem Thema, die nach dem Kriege von der britischen Admiralität aus den Akten des OKM veröffentlicht wurde. Seit Dünkirchen wurde das Problem einer Kanalüberquerung fachmännisch überprüft und damit begonnen, die bis dahin fast völlig fehlenden rüstungsmäßigen Voraussetzungen für diese im Plan des Westfeldzuges nicht vorgesehene Aufgabe zu schaffen. Der Deckname, dessen sich die mit den Vorbereitungen beauftragten Offiziere bedienten, lautete: „Unternehmen Seelöwe." Schon diese Bezeichnung wies auf die geographische Schwierigkeit der geplanten Operation, auf das natürliche Hindernis hin, das sich ihr in den Weg stellte. In den Augen einer Seemacht mochte die Straße von Dover nur ein „Kanal" sein, für die Empfindungen einer kontinentalen Wehrmacht ist und

bleibt sie ein Meeresarm, ein stürmischer Teil des Atlantik. Damit ist freilich noch keine Antwort auf die Frage gegeben, warum für das Unternehmen Seelöwe nie eine X-Zeit befohlen wurde, warum es in die Geschichte der kriegerischen Taten nicht Eingang gefunden hat. Der Versuch einer Auskunft über dieses lange wenig bekannte Detail der Kriegführung Hitlers führt über den militärischen in den politischen Bereich.

Zunächst muß die vielleicht überraschende, aber notwendige Feststellung getroffen werden, daß der deutsche Westfeldzug 1940 — gemessen an Hitlers eigentlicher strategischer Absicht — kein voller Erfolg, sondern sogar eine Art von Fehlschlag war.

Der Grundgedanke der am 10. Mai 1940 begonnenen deutschen Operationen war es — Hitler hat später mehrmals ausführlich davon gesprochen — der *britischen* Armee eine Entscheidungsschlacht zu liefern und sie noch auf dem *Festland* so zu schlagen, daß England zum Frieden gezwungen würde. Dieser Absicht entsprach die Anlage des ersten Teiles des Westfeldzuges, während dessen Frankreich bekanntlich nur bis zur Aisne besetzt, die Maginotlinie überhaupt nicht angegriffen wurde.

Dieser Kampfplan Hitlers ist trotz allen äußeren Erfolges in seinem Kern doch gescheitert, weil es der über die Scheldemündung vorstoßenden deutschen Armee nicht gelang, den in Flandern kämpfenden Engländern den Rückzugsweg zum Meere abzuschneiden und diese dadurch der Vernichtung entgingen.

Frankreich ist von Hitler nur als ein Gegner zweiten Grades gewertet worden. Erst als die britische Armee bei Dünkirchen entkommen war, holte Hitler zum Schlage gegen die französische aus.

Die naheliegende Frage, warum dies überhaupt geschehen und warum er nicht, statt am 5. Juni in der zweiten Phase des Feldzuges weiter nach Westen anzugreifen, dem Engländer gleich auf die Insel nachgestoßen ist, hat Hitler ebenfalls später in Gesprächen erörtert. Es äußerte sich dahin, daß es ganz schlechte Strategie gewesen wäre, angesichts der langen Front-Flanke von Basel bis Abbéville eine solche Operation zu riskieren. Hinter dieser Linie hätte sich — so argumentierte er — die französische Armee reorganisieren und dann als ernster Gegner auftreten können.

Ein nicht minder wichtiges Argument dürfte freilich der Umstand gewesen sein, daß angesichts des ursprünglichen Planes, die Entscheidung auf dem Festland zu suchen, keine technischen Mittel zur Verfügung standen, die auch nur eine improvisierte Kanalüberquerung ermöglicht hätten.

Dies jedenfalls war das Ergebnis des Westfeldzuges: Der Schlag, der England treffen sollte, schlug fehl und traf statt dessen Frankreich mit voller Wucht. So wichtig die Atlantik-Stützpunkte für die U-Boot-Kriegführung waren, so unausweichbar stand eben doch die Tatsache fest, daß der Krieg noch nicht beendet war. Ein Ende Juli 1940 erneut unternommener Versuch, die Kriegsentscheidung politisch herbeizuführen, blieb wiederum ohne Erfolg, und so trat das „Unternehmen Seelöwe" notwendigerweise immer mehr in den Vordergrund der militärischen Spekulation Hitlers.

Mit zwei Umständen hatte er dabei vor allem zu rechnen: Günstig war die damals noch bestehende und von Hitler sehr hoch veranschlagte deutsche Luftüberlegenheit. Ihr stand aber eine fast vernichtende deutsche Unterlegenheit zur See gegenüber. Die Eroberung der Insel Kreta im Mai 1941 hat nachträglich sicher gezeigt, daß die Luftüberlegenheit einen ersten Erfolg wohl gewährleisten konnte. Aber bereits im nächsten Stadium der Operation mußte die Lage ernst werden, im Gegensatz zu Kreta konnte ja schließlich Großbritannien nicht mit einigen aus der Luft gelandeten und versorgten Divisionen erobert werden. Den ersten Verbänden mußte eine beträchtliche Truppenmacht, schweres Kriegsmaterial sowie Nachschub und nochmals Nachschub folgen. Dabei aber war der Weg über das Wasser der einzig mögliche. Hier war zu erwarten, daß England in diesem Falle der Bedrohung seines Mutterlandes keine Opfer scheuen und alle verfügbaren Seestreitkräfte rücksichtslos zum Einsatz bringen würde. Einem Aufgebot der britischen Flotte gegenüber aber war die kleine deutsche Marine trotz aller zu erwartenden Luftunterstützung praktisch machtlos, einen geordneten Nachschubverkehr durch den Kanal konnte sie kaum auch nur für eine gewisse Zeit garantieren.

Neben diesen militärischen Gründen machten sich gerade in den August- und Septemberwochen, in denen die Entscheidung gegen

die Invasion gefallen sein dürfte, noch zwei politische Entwicklungen geltend, die wohl den Ausschlag dafür gaben, daß die Akten „Unternehmen Seelöwe" sich in den Panzerschränken des Generalstabes schließlich mit Staub bedeckten.

Zunächst glaubte Hitler damals schon mit der Wahrscheinlichkeit eines amerikanischen Kriegseintritts rechnen zu müssen, ja dieser zeichnete sich als Gewißheit für den Augenblick ab, in dem die britische Insel angegriffen würde. Schon während des Frankreichfeldzuges war Roosevelts Stellungnahme scharf und deutlich genug gewesen, im August 1940 hat er dann der britischen Regierung fünfzig Zerstörer überlassen — ein sehr weitgehender, militärisch bedeutsamer Schritt, der Hitler ernstlich beschäftigte. Der Ausblick auf einen Kriegseintritt der USA machte den Hauptanreiz des Invasionswagnisses hinfällig: Statt der Möglichkeit, den Krieg schnell zu beenden, zeichnete sich die Gewißheit ab, ihn auf unbestimmte Zeit zu verlängern und ihn in geographische Bezirke zu tragen, die für die landgebundene deutsche Wehrmacht noch unerreichbarer waren als die britischen Inseln.

Auch im zweiten der damals wirksamen politischen Gründe wurde bereits die spätere Frontenbildung sichtbar: Im Sommer 1940 zeigten sich, wenn auch nicht mehr die überhaupt ersten, so doch die bis dahin schwerwiegendsten Differenzen mit der Sowjetunion. Diese hatte damals vom rumänischen König Carol II. ultimativ die sofortige Abtretung Bessarabiens und der Bukowina gefordert. Vor allem dürfte es der mit dem Geheimvertrag von 1939 in Widerspruch stehende russische Griff auf Czernowitz gewesen sein, der Hitler zum politischen Eingreifen zugunsten Rumäniens, zum Versuch einer Beilegung des ungarisch-rumänischen Problems durch den Wiener Schiedsspruch und der anschließenden Garantie des restlichen rumänischen Staatsgebietes bewogen haben. Es war dies eine öffentliche Demonstration gegen Moskau, die auch in der Welt nicht anders gewertet worden ist. Wir haben die Situation vor uns, in der Hitler zum ersten Male seit dem Abschluß des russischen Paktes zu erkennen gab, daß seine alte antisowjetische Konzeption nicht vergessen war, daß sich seine Gedanken nicht nur mit England beschäftigten und seine militärischen Interessen sich dementsprechend auch nicht ausschließlich auf den Westen konzentrierten.

In diesem Zusammenhang ist die Frage nicht unwichtig, inwieweit *Churchill* damals schon mit einem deutsch-russischen Konflikt gerechnet hat. Hitler hat in bezug auf die geheimen Unterhaussitzungen jener Tage stets die Vermutung geäußert, daß dort vor allem dieses Thema erörtert und mit solchen Hinweisen der britische Widerstandsgeist hochgehalten worden sei.

Wie immer sich dies aufklären mag — das britische Durchhalten hat sich für England gelohnt. „Seelöwe" hat niemals seine Pranken erhoben. Aber der Herbst und Winter 1940/41 brachte statt dessen noch andere Versuche Hitlers, England zum Nachgeben zu zwingen. Die Bomben der Luftwaffe und die Torpedos der U-Boote erhoben eine tödliche Stimme. Aber auch das Heer hielt Ausschau nach einem Punkt, wo England auf dem Festland getroffen werden konnte. „Seelöwe" war zu den Akten gelegt — das Wort „Gibraltar" trat in den Vordergrund.



Als Soldat im Frankreichfeldzug 1940

Nach dem Sturmangriff über die Aisne am 9. 6. 1940 wurde Helmut Sündermann mit dem EK II ausgezeichnet

In der zweiten Oktoberhälfte 1940 unternahm Hitler die längste politische Auslandsreise seines Lebens. Mehr als 6000 Kilometer legte der Sonderzug in einem Europa zurück, dessen ferneres Schicksal vom Willen des deutschen Führers bestimmt schien.

Die große Reise begann in München und vollzog sich nach einem von der Reichsbahn auf eine sehr niedrige Fahrgeschwindigkeit berechneten Plan. In einem langsam rollenden Tempo, das eine ganz ruhige Bewegung von Hitlers Salonwagen sicherte und ihm ungestörtes Arbeiten ermöglichte, fuhren wir die ersten anderthalb Tage über Frankfurt durch das Rheinland in das Maastal, wo der Zug die Nacht über abgestellt wurde. Das gemächliche Reisetempo sicherte auch für unsere Arbeit im Pressewagen eine fast gemütliche Atmosphäre, die seit der ersten großen Fahrt des „Führersonderzuges" im Mai 1938 nach Rom für fast alle Reisen in diesem nach modernsten Gesichtspunkten erbauten Zuge galt. Bei Aufenthalten auf größeren Stationen allerdings, bei denen vorbereitete Telefonleitungen an unseren Pressewagen angeschlossen wurden, schlugen die Wellen des Weltgeschehens an die Gestade unserer rollenden Insel. Eine Kurzwellenstation, die auch während der Fahrt bedient werden konnte, wurde nur in dringendsten Fällen zur Durchgabe von Nachrichten benutzt. Diese, unseren Journalistennerven wohltuende Regelung mußte mit Rücksicht auf den feindlichen Spionagedienst eingehalten werden, der sonst den Standort des Zuges durch Funkpeilung hätte feststellen können.

Nach dem kurzen Aufenthalt in Belgien rollte unser Zug über Compiègne und am Stadtrand von Paris vorbei nach Süden. Paris wurde weder auf der Hin- noch auf der Rückreise berührt. Hitler hat die Stadt, die in seinen Gesprächen über Architektur immer als Musterbeispiel großartiger Planungs- und Bauleistung ausführlich besprochen wurde, nur einmal kurz nach der Einnahme durch die deutschen Truppen besucht. Er hatte dazu die frühen Morgenstunden gewählt, in denen der Pariser Bevölkerung noch ein Ausgehverbot seitens der Besatzung auferlegt war, so daß nur ganz wenige Pariser Hitler bei diesem Besuch gesehen haben. Die

einzige photographische Aufnahme, die von diesem Ereignis veröffentlicht wurde, zeigt Hitler im Invalidendom bei der sinnenden Betrachtung des napoleonischen Sarkophags. Damals faßte er den Entschluß, die Leiche des Sohnes Napoleons, des „Herzogs von Reichstadt", der in Wien in der Kapuzinergruft beigesetzt war, nach Paris überführen zu lassen, wo er heute an der Seite seines großen Vaters in einer Nische des Domes ruht. Es war dies eine Geste Hitlers an Napoleon, der immer seine Bewunderung gehabt hat. Vielleicht hat diese Stimmung Hitlers für den großen Korsen auch dazu beigetragen, ihn auf die Siegesparade auf den Champs Elysées verzichten zu lassen, die von militärischer Seite für Mitte Juli 1940 bereits vorbereitet war.

Bei der Reise im Oktober 1940 stand freilich nicht die napoleonische Vergangenheit, sondern zunächst die französische Gegenwart auf dem politischen Programm. Hier war Hitler nicht nur völlig frei von sentimentalen Stimmungen, sondern von einem gewissen grundsätzlichen Argwohn erfüllt, der sich bald wie ein Schatten über die deutsche Politik gegenüber Frankreich legte. Auf jener Reise hatten die Bemühungen des deutschen Botschafters in Paris, Otto Abetz, um die Ingangsetzung eines fruchtbringenden deutsch-französischen Gesprächs zunächst Erfolg.

Auf dem ländlichen Bahnhof in Montoire zwischen Paris und Bordeaux verhielt der Sonderzug in strahlender Herbstsonne einen ganzen Nachmittag. Während wir Mitreisenden das nahegelegene stille Städtchen durchstreiften, empfing Hitler den französischen Ministerpräsidenten Laval, um mit ihm das deutsch-französische Problem zu erörtern. Das erste Ergebnis der Besprechung war, daß für den übernächsten Tag am gleichen Ort ein Zusammentreffen Hitlers mit dem greisen Marschall Pétain vereinbart wurde, das dann unter sehr würdigen äußeren Formen, aber doch ohne bleibendes Resultat stattfand. Die französischen Erkundungsbedürfnisse in Montoire richteten sich, wie man erfuhr, auf die Frage eines Friedenschlusses, auf das Problem der unter gesonderte Verwaltung gestellten nordfranzösischen Gebiete (Pas des Calais und Lille) sowie auf Elsaß-Lothringen. Auf einen Friedensschluß konnte Hitler bei Fortdauer des Krieges mit England nur unter der Voraussetzung eines gleichzeitigen Kriegseintrittes Frankreichs auf deutscher Seite eingehen. Es scheint, daß

Ribbentrop mit einer solchen Möglichkeit gerechnet hat, denn er veranlaßte unter Hinweis auf einen bevorstehenden Friedensschluß den Gauleiter Bürckel zu seiner gerade in jenen Tagen beginnenden Ausweisungsaktion, durch die Lothringen noch rechtzeitig von französischen Elementen „gesäubert" werden sollte. Das ist zwar nicht gelungen, aber für Pétain war durch diese harte Maßnahme ein neues Argument *gegen* einen Kriegseintritt Frankreichs gegeben; wenn er sich in Montoire diesem Gedanken vielleicht genähert haben sollte (was ich persönlich nicht für wahrscheinlich halte), so wurde er jedenfalls durch die Nachrichten aus Lothringen sofort wieder anders gestimmt. Man wird auch den Einfluß des USA-Botschafters in Vichy, des US-Admirals Leahy, eines Vertrauten Roosevelts, in Rechnung stellen müssen, wenn man die dramatische Antwort beurteilt, die Pétain dann Anfang Dezember — gerade an dem Tag, an dem der Sarg des „Aiglon" feierlich im Pariser Invalidendom beigesetzt wurde — auf Montoire erteilte, indem er eine Art Staatsstreich durchführte, Laval entließ und Darlan zum Ministerpräsidenten ernannte. Es war vor allem Ribbentrop, der diese Aktion Pétains als eine Brüskierung Deutschlands wertete. Er weigerte sich lange Zeit, von der in Vichy erfolgten personellen Veränderung überhaupt amtlich Notiz zu nehmen, und er setzte es durch, daß in der deutschen Presse über die Entlassung Lavals zunächst kein Wort berichtet werden durfte. Hitler war über den Vorgang weniger erregt, er fand nur seine feststehende Meinung bestätigt, daß den Franzosen nicht über den Weg zu trauen sei. Die Politik von Montoire, wie der Versuch einer deutsch-französischen Verständigung auf der Basis der Ereignisse von 1940 international bezeichnet wurde, war anderthalb Monate nach jenem Treffen in Mittelfrankreich bereits gescheitert, obwohl es natürlich an weiteren Bemühungen nicht gefehlt hat. Aber was als Beginn gedacht war, war in Wirklichkeit bereits der Höhepunkt und ist es geblieben. Botschafter Abetz hat mir später einmal bei einem seiner Besuche in Berlin das witzige und für seine Bemühungen vielleicht nicht unzutreffende Wort gesagt: „Schiff gestrandet, Kurs bleibt der alte."

*

Wenn der Bahnhof von Montoire in übertragenem Sinne den weitesten Punkt der damaligen deutsch-französischen Annähe-

rung bezeichnet, so war er doch geographisch nicht die Endstation jener politischen Herbstreise im Oktober 1940. Der Zug behielt weiter seine südliche Richtung bei — durch die in spätsommerlicher Schönheit prangende südfranzösische Landschaft, die keinerlei Spuren des Krieges zeigte, sondern sich vor den breiten Fenstern unseres Zuges in friedlicher Belebtheit darbot.

Die Stadt Bordeaux mit ihrer imposanten Gironde-Brücke ließ Hitler, mit verschränkten Armen aufmerksam am offenen Fenster seines Salonwagens stehend an sich vorüberziehen — mitunter erhob er die Hand zum Gruße der deutschen Posten, die er hierher an die Küste des Atlantik geführt hatte. Seine Gedanken aber kreisten um das Problem, den Beherrscher dieses Meeres zum Nachgeben zu zwingen. Und wenn das nicht drüben auf der Insel sein konnte, so doch dort, wo der Brite an zweiter Stelle verwundbar schien, an den „Säulen des Herkules", wie die Griechen das Tor zum Mittelmeer, den Felsen von Gibraltar bezeichnet hatten.

Die Erwartungen, mit denen Hitler seinem Treffen mit General Franco, dem Staatschef Spaniens, entgegensah, waren nicht gering und auch nicht unbegründet. Es waren erst knappe anderthalb Jahre vergangen seit das deutsche Expeditionskorps nach manchen glücklichen und für Francos Sieg wichtigen Waffentaten Spanien verlassen hatte. Die Beziehungen zwischen den Regierungen waren seitdem freundschaftlich geblieben, ja die Francoregierung hatte sich nach Italiens Kriegseintritt zu der von Mussolini im September 1939 erstmalig aufgestellten Formel der „Nichtkriegführung", d. h. zu einer betont wohlwollenden Neutralität zugunsten Deutschlands bekannt. Die Madrider Regierung hatte auch bei der Einleitung der Waffenstillstandsverhandlungen zwischen Frankreich und Deutschland eine ihr von Pétain angetragene Vermittlerrolle gespielt, der Verlauf der von Hitler im Waffenstillstandsabkommen festgelegten Demarkationslinie zwischen dem besetzten und dem unbesetzten Frankreich zeigte dann deutlich das Interesse Hitlers an der Verbindung mit Spanien. In Durchführung des Waffenstillstandes erreichten deutsche Truppen bei Hendaye die spanische Grenze und stellten so eine unmittelbare Landverbindung zwischen Deutschland und Francos jungem Staatswesen her.

Jetzt kam nun Hitler selbst, um sich mit dem spanischen Generalissimus an der Pyrenäengrenze zu treffen. Wir befanden uns noch in der Zeit der absoluten deutschen Luftüberlegenheit, in späteren Jahren des Krieges wäre es nicht denkbar gewesen, an einem so markanten Punkt wie dem Bahnhofsgelände von Hendaye einen langen Nachmittag und Abend mit mehreren Sonderzügen unter wolkenlosem südlichem Himmel völlig ungestört zu verweilen und einen Staatsbesuch mit friedensmäßigem Zeremoniell durchzuführen — mit Musikkapelle, Ehrenbataillon, mit roten Teppichen und Lorbeerbäumen, kurz mit allem, „was dazu gehört". Die Zeit zwischen seinem Eintreffen in den Mittagsstunden und der durch einen Programmfehler verspäteten Ankunft Francos nutzte Hitler zu einem Spaziergang über die Gleise bis zur Grenzbrücke, von der aus sich der Blick auf die im spanischen Bürgerkrieg teilweise zerstörte Stadt Irun darbot. Hitler verweilte einige Zeit zwischen den zutraulich grüßenden spanischen Grenzposten, die einen für deutsche Begriffe wenig kriegerischen Anblick boten. Es war ein Bild von Frieden und langsam beginnendem Wiederaufbau, das sich jenseits der Brücke ausbreitete.

War Hitler gekommen, um Spanien so kurz nach den blutigen Geschehnissen des Bürgerkrieges in ein neues Abenteuer zu stürzen? Ich glaube, daß es ihm damals mehr um das geographische Problem Spanien ging. Er wollte freien Weg nach Gibraltar, nicht die spanischen Divisionen. Später freilich sprach Hitler oft von der Tapferkeit und Bravour der spanischen Freiwilligen im Osten und er pflegte die Waffentaten der sog. „Blauen Division" den nicht immer so glanzvollen Leistungen italienischer Verbände gegenüberzustellen. Im Oktober 1940 wäre Hitler aber wohl schon zufrieden gewesen, von Franco die Erlaubnis zum überfallartigen Durchmarsch schneller deutscher Verbände in den Raum von Gibraltar zu erhalten. Hier ging es darum, mit einem kühnen Schlag die Pforte zum Mittelmeer in die Hand zu bekommen, damit England aus diesem Raume auszuschalten und es durch diesen neuen Schock endlich verständigungsbereit zu machen.

Die Meinungen darüber, warum es Hitler am Nachmittag und Abend von Hendaye in vielstündiger Besprechung nicht gelungen ist, Franco für seine Pläne zu gewinnen, gingen damals und später im Hauptquartier auseinander. Hitler selbst neigte, ärgerlich,

dazu, Franco nur ein geringes persönliches Format zuzuschreiben. Dieser habe die großen Möglichkeiten, die sich für Spanien in der damaligen Situation geboten hätten, nicht zu überblicken vermocht und sich zu keinem Entschluß durchringen können. Franco sei ein „anständiger Regimentskommandeur", aber kein Politiker von geschichtlichem Rang. In solche und ähnliche Äußerungen faßte Hitler seine Eindrücke von dem Treffen an der spanischen Grenze zusammen. Ribbentrop, der auf deutscher Seite der einzige Zeuge der Besprechung war, äußerte sich heftiger und konkreter, freilich nicht über Franco, sondern über dessen Schwager und damaligen Außenminister, Serrano Suner, der in Ribbentrops Äußerungen seither als hinterhältiger Mensch und „Jesuit" figurierte.

Nach allem, was ich über den Verlauf der Besprechungen hörte, scheint von deutscher Seite der Fehler gemacht worden zu sein, Francos Zustimmung allzu selbstverständlich zu erwarten. Auch wenn keine unmittelbaren Kriegsleistungen von ihm gefordert wurden, so konnte Franco, der in seinem politischen Kalkül das Format eines „Regimentskommandeurs" doch weit überschritt, das Risiko einer Kriegsbeteiligung schon aus innenpolitischen Gründen nicht eingehen. Die Frage, ob er dies hätte wagen können, wenn sich dem spanischen Nationalempfinden erstrebenswerte Ziele deutlich abgezeichnet hätten, ist akademisch geblieben, da Hitler schon zu Beginn der Besprechung die Erörterung etwaiger spanischer Erwerbungen in Nordafrika durch den Hinweis auf seine Waffenstillstandsverpflichtungen und seine Politik gegenüber Frankreich abgeschnitten zu haben scheint. Franco wiederum hat in seinem Unterhandlungsverfahren offenbar beachtliche Geschicklichkeit entwickelt und sich mehrere Türen offen gelassen. Noch am gleichen Abend reiste Ribbentrop mit nach San Sebastian, um die Besprechungen fortzusetzen — er scheint also immer noch Hoffnung gehabt zu haben. Als er dann am nächsten Tage Hitlers Zug in Montoire wieder erreichte, mußte er freilich erneut von einem Fehlschlag der Bemühungen berichten. Auch Ribbentrops abendliches Sonderunternehmen konnte den Gesamteindruck des Treffens von Hendaye nicht verändern: Franco *wollte* nicht.

Es fehlte später nicht an Stimmen, die meinten, Franco hätten

große nordafrikanische Gebiete freigebig angeboten werden sollen, ohne auf Frankreich oder gar Italien Rücksicht zu nehmen. Mein persönlicher Eindruck, der sich auch auf die höfliche, aber betont reservierte Haltung der spanischen Begleitung Francos während der Stunden von Hendaye stützt, geht dahin, daß Franco zu der Zusammenkunft bereits mit dem festen Entschluß gekommen war, sich dort zu keinerlei Unternehmen — und würde es noch so schmackhaft gemacht — überreden zu lassen. Ein guter Kenner der spanischen Verhältnisse, ein damals aus Madrid nach Hendaye gereister deutscher Journalist, kündigte mir schon bei der Begrüßung die steife Haltung der Spanier an und begründete sie mit der einfachen, aber wirkungsvollen englischen Politik, die sich nicht zuletzt darum kümmerte, Spaniens überseeische Handelsverbindungen in Gang zu halten und das ausgeblutete Land die Segnungen des Friedens recht fühlbar kosten zu lassen!

Mag die politische Forschung und spätere Geschichtsschreibung noch weitere interne Argumente für die damalige Haltung der spanischen Politik aufzeigen* — jedenfalls ist an der Absage Francos ein ebenso kühner wie bedeutsamer Plan Hitlers gescheitert. Der Name Gibraltar ist nur in die politischen Akten des Krieges, nicht aber in den OKW-Bericht eingetragen worden.

Das war das Ende der Hoffnung, England militärisch niederzuzwingen, bevor ein größerer, der entscheidende Waffengang im Osten begann. Nur im Jahre 1942, als ein kühner Vorstoß Rommels nach der Erstürmung von Tobruk das deutsche Afrikakorps über die Grenze Ägyptens bis nach El Alamein führte, gab es noch einmal das Aufblinken eines Hoffnungsstrahles, eine Lebensader Englands zu durchschneiden.

Freilich — so aufsehenerregend und militärisch interessant diese Kämpfe auf afrikanischem Boden gewesen sein mögen, für die Kriegsentscheidung wichtiger als sie alle blieb doch der Tag von Hendaye, der dem deutschen Soldaten den Weg zum Tor des Mittelmeeres verschloß, zur Pforte des nordafrikanischen Raumes und — in größerem Zusammenhang betrachtet — vielleicht den Weg zum Endsieg überhaupt.

---

* Anm. d. Herausgebers: Bei der Niederschrift dieses Kapitels im Nürnberger Gefängnis war dem Verfasser noch nicht die folgenschwere Rolle des Admiral Wilhelm Canaris in ihrer ganzen Tragweite bekannt.

Der Fall Heß

Mit dem Namen Rudolf Heß ist eines der merkwürdigsten Ereignisse der Geschichte des Krieges, eine der romantischsten Episoden moderner Politik verknüpft.

Um sie ganz zu begreifen, muß man sich daran erinnern, daß Heß in seinem meist schlichten Auftreten, in seiner zurückhaltenden Art und in seiner versöhnlichen Politik sowohl in Deutschland als auch international nicht unbeachtliche Sympathien genoß. In seinen Reden, die er sorgfältig — oft wochenlang — vorbereitete, pflegte er in geschickter Weise die Weltkriegs-Frontsoldaten ohne Unterschied der Nationalität anzusprechen und sich damit ein beträchtliches Auditorium in allen europäischen Ländern zu sichern. Dem deutschen Volk und besonders auch den Auslandsdeutschen — er ist selbst in Ägypten geboren — ist Heß außerdem durch seine gewohnten Weihnachtsansprachen menschlich vertraut geworden.

Im persönlichen Umgang konnte Heß den Eindruck eines Einzelgängers nicht vermeiden. Die Naturheilkundigen, deren fachlichem Rat er sich häufig anvertraute, oder wie sie auf seine Weisung hin offiziell bezeichnet wurden: die „Heilpraktiker" besaßen in Heß einen besonderen Fürsprecher gegen ihre Hauptfeinde, die approbierten Ärzte. Heß' Argumente waren freilich durchaus verständig. Er wollte die kaum bestreitbaren Erkenntnisse der Naturheilkunde dem Bereich der Kurpfuscherei entziehen und in der Sphäre ernster Berufsausübung verankern. Aus seiner Initiative entstand in Dresden ein neuer Krankenhaustyp, in dem ärztliche Kunst und naturheilkundliche Erfahrung in wissenschaftlicher Weise gemeinsam in den Dienst der Kranken gestellt werden sollten.

Bei näherer Bekanntschaft und im Gespräch gewann man durchaus den Eindruck, einer in ihrer Art bemerkenswerten Persönlichkeit gegenüber zu stehen. Er war gewiß ein Verfechter der nationalsozialistischen Idee, aber — so seltsam dies klingt — er war ein Fanatiker ohne Leidenschaft. Dieser Grundzug seines Wesens kam seiner Tätigkeit in der Partei in mancher Hinsicht zugute. Einem Priester gleich waltete er seines Amtes.

Er hat sich freilich in seiner hohen Stellung nie ganz als selbstverantwortlich gefühlt, sondern stets mehr als das, was er ursprünglich gewesen war: ein sehr vertrauter, aber im wesentlichen auf Gehorsam eingestellter Gefolgsmann und persönlicher Mitarbeiter Hitlers. Heß war trotzdem keineswegs der Typ eines Ja-Sagers. Seine Kritik an manchen Maßnahmen Hitlers war so offen und ging so weit, daß er z. B. das sog. „Goldene Parteiabzeichen" von dem Tage an nicht mehr trug, an dem Hitler diese für alte Nationalsozialisten bestimmte Auszeichnung auch an Männer anderer Geisteshaltung wie Hjalmar Schacht verlieh. Trotzdem läßt sich sagen, daß seine erste völlig aus eigenem Denken geborene, in selbständigem Entschluß vorbereitete und mit starkem Temperament durchgeführte politische Tat auch seine bedeutendste war: Der Flug nach England im Mai 1941, fast auf den Tag vier Jahre vor dem Zusammenbruch des Reiches.

Die äußeren Einzelheiten von Heß' sensationeller Unternehmung sind bekannt. Zu ihrer geschichtlichen Wertung wird auch die noch ausstehende Veröffentlichung der Schriftstücke beitragen, die Heß nach seiner Gefangennahme in einem englischen Lazarett für den Gebrauch der Regierung Churchill ausgearbeitet hat.*

Für die heutige Beurteilung der Tat ist es freilich nicht minder wichtig, einen Blick auf die Hintergründe und die Motive zu werfen, die Heß zu seinem so außergewöhnlichen Unternehmen bewogen haben:

Heß hat als oftmaliger Sprecher einer übernationalen Frontsoldaten-Tradition die Wiederholung des Krieges im Westen persönlich besonders schmerzlich empfunden. Er hat daraus kein Hehl gemacht und ist bei mancher Gelegenheit der bekannten These entgegengetreten, der Konflikt zwischen England und Deutschland sei eine geschichtlich notwendige Auseinandersetzung. Auch nach dem 3. September 1939 bemühte sich Heß, frühere Beziehungen zu englischen Friedensfreunden aufrechtzuerhalten oder wieder anzuknüpfen.

Bei dieser Grundeinstellung zum Krieg im Westen mußte für Heß im Winter 1940/41 die Ahnung des im Osten bevorstehen-

* Diese Dokumente werden bis zum Jahre 2017 in den britischen Geheimarchiven der Öffentlichkeit vorenthalten. Der Herausgeber.

den Zusammenstoßes mehr bedeuten als für andere. Zu den politischen Anekdoten des Krieges gehört der Besuch des sowjetischen Außenministers Molotow im November 1940 bei Heß in dessen Berliner Dienstgebäude Wilhelmstraße 64. Da Heß keine andere Stellung als die des Stellvertreters des Führers der NSDAP einnahm, handelt es sich um den wohl einzigen Höflichkeitsbesuch, den die kommunistische Partei jemals bei der nationalsozialistischen abgestattet hat! Die Szene war, wie ich damals erfuhr, einigermaßen gezwungen. Molotow beschränkte sich gegenüber Heß auf eine Erkundigung über die Organisation seiner Dienststelle. Nach erfolgter kurzer Aufklärung machte Molotow noch einige Äußerungen in dem Sinne, daß man in Berlin gewiß ebenso wie in Moskau manche Schwierigkeit mit alten Parteigenossen habe — eine Bemerkung, die Heß mit einem Lächeln quittierte, worauf der seltsame Besuch mit einigen höflichen Bemerkungen beendet wurde.

Es muß in jenen Wochen gewesen sein, daß Hitler einmal im größeren Kreise von Gauleitern gesprächsweise erwähnte, daß er unter der Voraussetzung der Anerkennung einer neuen Ordnung in Europa sofort mit England Frieden machen und das britische Empire nach wie vor garantieren würde. Auf dieses kleine Erlebnis geht, wie mir später versichert wurde, Heß' Entschluß zum Fluge nach England zurück. Durch die abenteuerliche Art der Durchführung, bei der er zunächst mit einer Desavouierung von deutscher Seite rechnete, hoffte er einen Kontakt zwischen den beiden Mächten herstellen zu können, ohne die verschiedenen Prestige-Bedürfnisse zu verletzen. Es steht fest, daß er Hitler keine Andeutung von seinem Plane gemacht hat.

Bis in den November und Dezember 1940 lassen sich Heß' Vorbereitungen zu seinem Unternehmen zurückverfolgen. Zu den technischen Maßnahmen, die er an seiner Maschine treffen ließ, gehört die Anbringung von Zusatztanks sowie die Entfernung aller Bordwaffen. Sein Flug sollte dem Frieden und nichts anderem dienen. Auch politisch bereitete er sich sorgfältig auf die selbstgewählte Aufgabe vor. So ließ er sich historischen und aktuellen Argumentationsstoff von unserer Pressestelle und von der Gauleitung der Auslandsorganisation zusammenstellen — unter dem Vorgeben, er wolle Flugblätter zum Abwurf über

England entwerfen. Nach englischen Berichten aus der Zeit nach seiner Verhaftung scheint er dieses Material bei seinen Ausarbeitungen mit verwendet zu haben.

Zwei Tage vor seinem endgültigen Start zum Flug nach England — Heß hatte sich schon vorher mehrere Male bereitgemacht, war aber immer durch unvorhergesehene Ereignisse gehindert worden — war er zum letzten Male bei Hitler und hatte nochmals ein langes Gespräch mit ihm. Heß machte damals beim Kommen und Gehen einen etwas hastigen und im Gegensatz zu seiner sonstigen Ruhe ziemlich nervösen Eindruck. Der Zweck des Gespräches war auch Hitler, wie er später erzählte, zunächst unklar. Heß' Absicht, die er auch erreichte, war es offenbar, Hitler in unverfänglicher Weise noch einmal zu einer Auslassung über das Thema eines deutsch-englischen Bündnisses und zu einer Wiederholung der im Herbst 1940 geäußerten These über einen Friedensschluß zu veranlassen. Erst nach dem Eintreffen der Nachricht von Heß' Abflug gewann dieses Gespräch für Hitler aktuellen Sinn. Heß hat sich in letzter Stunde noch einmal bestätigen lassen, daß er, wenn auch nicht in Hitlers Auftrag, so doch in der Linie seiner Pläne und Ziele handelte.

Heß war sich bewußt, einen wie ernsten Verstoß gegen die Disziplin sein Handeln gerade im nationalsozialistischen Staat darstellte. Seiner Rechtfertigung diente ein langer Brief, den er Hitler nach erfolgtem Abflug von einem Adjutanten überbringen ließ.* Er soll sich damit entschuldigt haben, daß Hitler ihm den Flug, den er — Heß — politisch für notwendig gehalten habe, gewiß untersagt hätte und daß er ihn deshalb ohne vorherige Anfrage unternähme. Heß verteidigte sich auch gegen den Gedanken, als ob er nach England flüchte. Sein Unternehmen dürfe keinesfalls als feige Handlung aufgefaßt werden. Als Beweis führte er seine Absicht an, völlig unbewaffnet in Feindesland zu fliegen und mit dem Fallschirm abzuspringen, ohne darin Übung zu besitzen. Die Umstände seines Fluges waren tatsächlich sehr abenteuerlich und in mancher Hinsicht phantastisch. So hat er Bilder von sich und seinem kleinen Sohn mitgeführt, die er vor-

* Vgl. Ilse Heß, Ein Schicksal in Briefen — England — Nürnberg — Spandau — Gefangener des Friedens — Antwort aus Zelle Sieben, Leoni, 2. Auflage 1974, S. 82–91.

her durch meine Vermittlung in der Berliner Illustrierten hatte veröffentlichen lassen. Dieses Zeitungsblatt legte er dann den Engländern vor, um seine Identität zu beweisen!

Hitler erhielt die Nachricht von dem Unternehmen Heß in Berchtesgaden, wohin er wenige Stunden nach der letzten gemeinsamen Unterredung geflogen war. Ein Zufall wollte es, daß der Adjutant, der nach Heß' Abflug sofort mit dem Auto von Augsburg nach Berchtesgaden gefahren war, nicht gleich zu Hitler vorgelassen wurde, sondern trotz seines dringenden Verlangens noch geraume Zeit bis zur Beendigung von Besprechungen warten mußte — deren Bedeutung sich mit der sensationellen Botschaft wohl kaum messen ließ.

Von dem völlig unerwarteten Ereignis war Hitler stärkstens beeindruckt und angesichts der Unklarheit, was Heß in England eigentlich machen und sagen würde, begreiflich erregt. Den Adjutanten ereilte das historische Botenschicksal: Hitler ließ ihn sofort verhaften, weil er von dem Plane gewußt und doch die Durchführung weder verhindert noch rechtzeitig gemeldet habe. Göring und Ribbentrop wurden in Sonderflugzeugen zum Berghof geholt. Bis zu ihrem Eintreffen wurden laufend militärische Erkundigungen über den Flugweg der Maschine eingezogen. Heß hatte sich freilich schon lange vorher eine genaue Karte aller Sperrzonen über deutschem Gebiet besorgt und diese so geschickt umflogen, daß er das Reichsgebiet völlig unbehelligt verlassen konnte, Görings erste Äußerung war, daß Heß angesichts der Schwierigkeiten dieses Fluges nie nach England kommen werde, Hitler aber erwiderte ihm: „Sie kennen Heß nicht, der kommt an!"

Unsere Presseaufnahmestelle, die sich wenige hundert Meter oberhalb des Berghofes im Gästehaus „Hoher Göll" befand, überwachte alle Reuter-Stationen auf Meldungen aus britischer Quelle. Alles Suchen in den Ätherwellen blieb vergeblich — später stellte sich heraus, daß die britischen Behörden sofort nach der Gefangennahme von Heß jede Nachricht darüber strikt gesperrt hatten. Die Meldung über Heß' Abflug mußte daher in Berchtesgaden in völliger Ungewißheit ausgegeben werden, ob Heß, wie Hitler meinte, wirklich in England angekommen oder ob er etwa über der Nordsee abgestürzt war, wie Göring prophezeite.

Erst nach Vorliegen der deutschen Nachricht meldeten sich die Engländer. Das Reuterbüro entschied zugunsten Hitlers, es gab den merkwürdigsten Sensationsbericht des Krieges: Die Geschichte des Fallschirmabspunges des Stellvertreters des Führers der NSDAP über englischem Boden, ganz in der Nähe des von ihm angeflogenen Zieles.

In Deutschland hatte der Fall noch einige interne Nachwirkungen. Es kam zu Verhaftungen, Untersuchungen, zu Vorwürfen und Rechtfertigungen. Die ernsteste innenpolitische Folge von Heß' Unternehmen konnte erst später in ihrer vollen Bedeutung und Tragweite ermessen werden; Bormann trat als Leiter der Parteikanzlei an die Stelle von Heß, ein harter, undurchsichtiger Charakter, ein Despot nach unten und ein zwar eifriger, aber häufig auch schlechter Ratgeber nach oben. Keines der brutalen Ereignisse, die wir in den Jahren nach 1941 geschehen wissen, erscheint mir auch nur denkbar bei einer Fortdauer von Heß' ernstem Wirken und überlegtem Einfluß.

Heß' Hoffnung, durch seine aufsehenerregende Unternehmung den Anstoß zu einem deutsch-englischen Gespräch und zu einem Frieden vor oder bei Beginn des Ostkonfliktes zu geben, hat sich als trügerisch erwiesen. Das seiner Tat unausgesprochen zugrundeliegende Urteil über die Notwendigkeit einer Sicherung im Westen angesichts des Kampfes im Osten hat freilich eine geschichtliche Bestätigung gefunden.

Über alle nüchternen Tatbestände hinaus aber wird Heß' idealistischem Bemühen, durch eine politisch wagemutige und persönlich tapfere Tat in das Rad der Geschichte einzugreifen, auf die Dauer eine aufrichtige Würdigung nicht versagt werden können.

Der Pakt mit Stalin

Knapp zwei Jahre umfaßt die Episode der Verständigung zwischen Berlin und Moskau, zwischen dem nationalsozialistischen und dem sowjetischen Regime — etwa vom Juni 1939 bis zum schicksalhaften Juni 1941. Vorher wurde der Kampf dieser ideologischen Antipoden politisch und propagandistisch, später dann in der blutigen Form des modernen Großkrieges gleichermaßen erbittert geführt. Wie ein seltsames Phänomen steht dazwischen die Periode des „Freundschafts- und Konsultativ"-Paktes.

Wie kam es zu dem Bündnis Hitlers mit Stalin, und warum ist es zerrissen worden? Wen immer die Geschichte unserer Zeit beschäftigt — an diesen Fragen kann nicht vorübergegangen werden. Die Auskünfte, die ich aus meiner Erinnerung und auf Grund vieler späterer Gespräche mit Unterrichteten und Beteiligten zu geben versuche, können nicht vollständig sein. Die große Linie der Entwicklung aber, dessen bin ich gewiß, zeichnet sich in meinem Bilde richtig ab.

Die erste innere Voraussetzung der späteren Berlin-Moskau-Verhandlungen wurde schon im Jahre 1938 durch die Konferenz von München geschaffen, und zwar nicht von deutscher, sondern indirekt von englisch-französischer Seite. Nicht mit Unrecht sah Stalin in diesem Ereignis, bei dem über das Schicksal der mit der Sowjetunion verbündeten Tschechoslowakei entschieden wurde, als ob es kein Moskau gäbe, eine Brüskierung seitens der Westmächte. Die Gefühle lassen sich nachempfinden, mit denen Stalin dann im Frühjahr 1939 die britischen Bemühungen aufnahm, ihn zu einem Bündnis gegen Deutschland zu gewinnen. Seine Revanche bestand in einer Festsetzung hohen Preises für eine Beteiligung Rußlands an einer Einkreisung Deutschlands. Er forderte nicht nur die baltischen Staaten, sondern auch ein Durchmarschrecht durch Polen. An der Weigerung Warschaus, dies zuzugestehen, scheinen die Verhandlungen schließlich gescheitert zu sein.

Die steife Haltung Stalins gegenüber dem ungestümen Drängen der Westmächte, die seit der Jahreswende 38/39 die Entente von 1914 um jeden Preis wiedererstehen lassen wollten, konnte in Berlin um so weniger unbemerkt bleiben, als dort ja eigentlich

seit Jahren die Sowjetunion als sicherer Gegner gewertet worden war. Schon Anfang März 1939 hielt Stalin eine Rede, in der ein viel bemerkter Hinweis des Inhalts zu lesen war, daß die Außenpolitik der Sowjetunion sich nicht von ideologischen Gesichtspunkten, sondern vor allem von den russischen Interessen leiten ließe. Gegenüber den Westmächten wurde ironisch vermerkt, daß die Sowjetunion ihnen jetzt offensichtlich die Kastanien aus dem Feuer holen solle. Als Ribbentrop im August 1939 seine erste Unterredung mit Stalin hatte, erinnerte er ihn an diese Äußerungen und fügte hinzu, daß Hitler sie seinerzeit besonders beachtet habe. Stalins Antwort war: „Für ihn habe ich das ja auch gesagt."

Nur ein Studium der Akten *beider* Seiten würde wohl ein klares Urteil darüber ermöglichen, von welcher Seite die vorbereitenden Schritte bis zum Vertragsabschluß mit mehr Initiative unternommen wurden: Von dem im Mai 1939 neu ernannten sowjetischen Außenminister Molotow oder von der deutschen Botschaft in Moskau. Botschafter Graf Schulenburg und sein Botschaftsrat Hiliger haben in jener Zeit wohl mehr auf der deutschen als auf der russischen Seite für eine Änderung der beiderseitigen Mißtrauens-Atmosphäre zu werben gehabt. Nach allem, was ich seither darüber erfahren konnte, ist es Tatsache, daß Hitler sich noch bis Anfang August 1939 gegenüber der von Schulenburg vorgetragenen und von Ribbentrop seit Juni vertretenen Rußlandpolitik aus ideologischen Gründen ablehnend verhielt. Erst als die Möglichkeit eines demonstrativen politischen Schlages gegen die Koalition Paris—London—Warschau offensichtlich wurde, verstand sich Hitler zur entscheidenden Wendung. Es ist nicht uninteressant, daß zu Hitlers Entschluß auch die Vorführung eines Filmstreifens beitrug, auf dem Stalin bei einer Moskauer Parade zu sehen und in seiner persönlichen Haltung zu beobachten war. Hitler meinte damals: „Ja, mit dem Mann kann man doch abschließen." Auch später hat Hitler — im Gegensatz zu seinen meist ironischen Äußerungen über Churchill und Roosevelt — Stalin immer ernst genommen. In der ersten Zeit des Russenpaktes und unter dem Einfluß der lebhaften Schilderungen, die Ribbentrop von seinen Besuchen in Moskau gab, erging sich Hitler sogar in Überlegungen, ob Stalin sich nicht doch „von den Juden trennen", seine internationalen Ziele aufgeben würde und sein

System damit einen anderen, für das nationalsozialistische Deutschland auf die Dauer erträglichen Charakter gewänne. Später, nach Beginn des Rußlandfeldzuges, hat Hitler sich des öfteren über die möglichen oder wahrscheinlichen Entschlüsse Stalins geäußert. Die Entscheidung, die Hitler in der Zeit des Kampfes an der Wolga und im Kaukasus für möglich hielt, hat Stalin freilich nicht getroffen: nämlich eine große sowjetische Kehrtwendung in Richtung auf den Indischen Ozean, in der Hitler die Möglichkeit einer Aufrechterhaltung des Sowjetstaates auch nach Verlust des europäischen Rußland zu sehen glaubte.

Ein anderes, tatsächliches Verhalten Stalins hat Hitler tief beeindruckt und in den letzten Wochen seinen Entschluß, in Berlin zu bleiben, bestärkt: Während die Sowjetregierung im November 1941 angesichts der unmittelbaren Bedrohung Moskaus ihren Sitz nach Kuybischew verlegte, blieb Stalin im Kreml und organisierte die Verteidigung seiner Hauptstadt.

Aus den dunklen Märztagen 1945 klingen mir noch Hitlers Worte im Ohr, als er wiederholt von diesem Beispiel sprach: „Damals saß im Kreml ein *Mann*, der nicht nachgegeben hat, auch als alles verloren schien . . .“

In seinen entscheidenden politischen Entschlüssen, die schließlich zum Kriege mit Rußland führten, wird Hitler durch seinen Respekt vor der Persönlichkeit und der Energie Stalins wohl eher bestärkt als zurückgehalten worden sein. Der Georgier erwies sich vom ersten Tage an als ein zäher und zielbewußter Partner, bei dem für Hitler keine Aussicht bestand, ihn seinem Willen unterzuordnen. Zunächst war es allerdings nicht schwierig, den neuen Freund zu einem Angriff auf Polen vom Osten her zu bestimmen, aber schon die öffentliche Begründung für die Mitte September 1939 erfolgende Moskauer Kriegserklärung an Polen war wenig schmeichelhaft — der Kreml tat so, als ginge es darum, Ukrainer und Weißrussen vor deutscher Besetzung zu beschützen: angesichts des vorliegenden Geheimvertrages über die Einteilung der Interessengebiete war dies eine These, die Hitler nicht als Freundlichkeit gegenüber Deutschland empfinden konnte. Stalin beeilte sich allerdings diesmal noch, ein Pflaster auf die Wunde zu legen, indem er eine bedeutende Veränderung der Interessengrenze vorschlug: nicht mehr die Weichsel, sondern der Bug sollte



Die II. Internationale Journalistentagung der Union Nationaler Journalistenverbände in Wien, Juni 1943

Neben Vizepräsident Nationalrat Dr. Umberto Guglielemotti, der Geschäftsführende Präsident des Kongresses, Helmut Sündermann, und Generalsekretär Dr. Max Freiherr du Prel

nun die deutsch-russische Demarkationslinie werden — um den Preis der endgültigen Beseitigung des polnischen Staates, woran sich Moskau interessiert zeigte.

Von Zoppot aus, wo sich das Führerhauptquartier in der letzten Woche des polnischen Feldzuges eingerichtet hatte, wurde Ribbentrop erneut nach Moskau entsandt, um die Angelegenheit zu klären. Gegenstand der Auseinandersetzungen war nur das Problem von Lemberg, das die Russen ganz entschieden forderten. Stalin blieb hartnäckig, und die deutschen Truppen, die diese Stadt bereits genommen hatten, mußten sie wieder räumen und den Russen übergeben.

Beachtlich war die Schnelligkeit, mit der Ribbentrops Verhandlungen zum Ziele kamen: Schon 48 Stunden nach dem Abflug meldete er sich wieder bei Hitler, der inzwischen nach Berlin zurückgekehrt war. Man erfuhr, daß die Verhandlungen betont herzlich gewesen seien — auch das im Kreml bei solchen Gelegenheiten übliche, durch zahlreiche Trinksprüche gewürzte Gastmahl wurde den deutschen Gästen zu Ehren veranstaltet. Stalins Worte auf Hitler erregten auch in Berlin Aufsehen: „Ich weiß, wie sehr das deutsche Volk seinen Führer liebt, ich möchte deshalb auf seine Gesundheit trinken."

Diese herzliche Atmosphäre mußte, wie sich herausstellte, von deutscher Seite teuer bezahlt werden. Das noch im August festgelegte deutsche Interesse an Litauen mußte aufgegeben werden, und die Sowjetregierung ging nun hastig daran, das ganze Baltikum unter ihre Botmäßigkeit zu bringen. Auch der Ausbruch des russisch-finnischen Winterkrieges war für Hitler keine gute Botschaft. Die Beendigung dieses Feldzuges, der England Anlaß zum Eingreifen im skandinavischen Raum bieten konnte, wurde in Berlin mit Aufatmen begrüßt. Die Stalinsche Friedensbereitschaft, der geringe sowjetische Kräfteeinsatz und der mäßige Erfolg der russischen Operationen im finnischen Krieg hatten wohl manche falschen Vorstellungen über den zu erwartenden sowjetischen Widerstand begründet. Später wurde der finnische Feldzug oft ärgerlich als ein raffiniertes Täuschungsmanöver der Russen bezeichnet.

Hinsichtlich der wirtschaftlichen Abkommen und der Vereinbarungen über die Rückführung der Volksdeutschen aus den nach

1939 von den Sowjets besetzten Gebieten bestand der Eindruck, daß die ersteren betont sorgfältig und pünktlich, die letzteren zwar auch einigermaßen korrekt, aber ohne besonderen Eifer von seiten der Sowjetregierung eingehalten wurden. Der Kontakt in den „unteren Regionen“ war nicht sehr freundlich. Zu unvermeidlichen Besuchen, etwa beim deutschen Generalgouverneur in Krakau, wurden sprachenunkundige, sehr zurückhaltende Delegierte entsandt.

In den Sommer 1940 ist die entscheidende Verschlechterung der deutsch-sowjetischen Beziehungen zu datieren — und im Herbst dieses Jahres dürfte nach allem, was sich seither herausgestellt hat, der Entschluß Hitlers gefaßt worden sein, den Pakt mit Stalin durch einen Angriff auf Rußland zu zerreißen.

Die während des Frankreichfeldzuges erfolgte vollständige Einverleibung der drei baltischen Staaten in die Sowjetunion war für Hitler zwar ärgerlich, aber sie bedeutete immerhin keine Verschiebung der machtpolitischen Verhältnisse gegenüber der Lage, die sich nach dem zweiten Ribbentrop-Besuch in Moskau ergeben hatte. Schon beträchtlich anders verhielten sich jedoch die Dinge, als Stalin seine Aktivität auch nach dem Südosten ausdehnte und ein Ultimatum an den rumänischen König Carol II. richtete. Durch die Besetzung nicht nur Beßarabiens (das als sowjetischer Interessenbereich festgelegt war), sondern auch der Bukowina (von der bisher nicht gesprochen worden war) rückte der russische Machtbereich in die unmittelbare Nähe der ungarischen Ebene vor!

Bereits der eilige Wiener Schiedsspruch in den letzten Augusttagen 1940, durch den Ungarn befriedigt und Rumänien in den Bereich der Achse gezogen werden sollte, war eine eindeutig antirussische Aktion von deutscher Seite. Die neue rumänisch-ungarische Grenzziehung zeigte eine unverkennbare militärische Defensiv-Tendenz: Die Ungarn beherrschten den ganzen ostwärts gerichteten Karpatenkamm! Die im Anschluß an den Wiener Schiedsspruch ausgesprochene deutsche Garantie für das rumänische Staatsgebiet war zudem eine klare antisowjetische Demonstration vor dem Forum der gesamten Weltöffentlichkeit.

Es ist angesichts dieser bereits so vielfältig und so heftig aufgetretenen Schwierigkeiten eine schwer zu entscheidende Frage, ob Hitler sich bei der Einladung an den sowjetischen Außenkom-

missar Molotow noch eine Bereinigung des Problems versprach oder ob es ihm nur um eine letzte Klärung der Lage zu tun war. Andererseits war auch auf Molotows Seite nichts mehr von der Herzlichkeit zu bemerken, von der Ribbentrop ein Jahr vorher so lebendig berichtet hatte. Das Auftreten der Anfang November 1940 — wenige Tage nach Hitlers Rückkehr von der Fahrt nach Hendaye — in Berlin eintreffenden sowjetischen Delegation war von der ersten Minute an kalt und zurückhaltend. Schon beim Empfang an der Grenze hatte der deutsche Protokollchef Schwierigkeiten, die Gäste zur Annahme eines Frühstücks in dem dazu eigens mitgeführten Salonreisewagen des Führersonderzuges zu bewegen. Ein GPU-Kommando begleitete Molotow, besorgte seinen persönlichen Schutz und wich nicht von seiner Seite. Ein unvorhergesehener Zwischenfall ereignete sich insoferne, als am Abend des ersten Aufenthaltstages die britische RAF einen ihrer damaligen wenig wirkungsvollen Angriffe gegen die Reichshauptstadt flog — keine sehr freundliche Geste gegenüber dem sowjetischen Außenminister. Molotow verbrachte die Alarm-Zeit, die einem Empfang in der russischen Botschaft unter den Linden ein frühzeitiges Ende bereitete, in einem Betonbunker.

Über den Inhalt des politischen Gesprächs mit Molotow hat Hitler am 22. Juni des darauffolgenden Jahres jene bekannte dramatische Schilderung gegeben, die sich durch einige Veröffentlichungen in manchen Punkten bestätigt hat. Hitler scheint keine Bedenken gehabt zu haben, die sowjetische Expansion in Richtung Persischer Golf oder Indien zu ermuntern, aber er weigerte sich abrupt — und dies soll sogar in fast verletzender Weise geschehen sein —, die Moskauer Wünsche bezüglich der Dardanellen, des Balkans und des Mittelmeeres auch nur zu diskutieren. In späteren Äußerungen ging Hitler nicht auf Einzelheiten ein, aber er sprach manches Mal von den „unerfüllbaren Forderungen Stalins", die Molotow vorgetragen habe.

Wenige Monate nach dem Molotow-Besuch begannen bereits die beiderseitigen Truppenaufmärsche die Weltdiskussion zu beschäftigen. Auch Stalin ließ keinen Zweifel mehr, daß er die Absicht hatte, die Wege der deutschen Politik zu kreuzen. Nur *mit* Berlin konnte er in die Ostsee vorstoßen, Ostpolen und Lemberg gewinnen, aber nur *gegen* Hitler konnte der alte russische Traum

der Durchdringung des europäischen Südostens Gestalt gewinnen.

Ein entscheidender Schritt auf diesem Wege war der sog. Belgrader Putsch in den letzten Märztagen 1941. Bekanntlich wurde dort die Regierung Zwetkowitsch, die wenige Tage vorher in Wien den Beitritt zum Drei-Mächte-Pakt vollzogen hatte, von dem General Simowitsch gestürzt, Prinzregent Paul abgesetzt und der minderjährige König Peter zum sofortigen Regierungsantritt veranlaßt. Dieser dramatische Vorgang, der uns in Berlin völlig überraschte und über den wir zunächst nur ganz spärliche Nachrichten auf dem Wege über Sofia erhalten konnten, hatte ebenso interessante Hintergründe wie schwerwiegende Folgen. Hier zeichnet sich — wenigstens politisch — bereits die alliierte Front ab, wie sie dann im zweiten Abschnitt des Krieges offen in Erscheinung trat.

Kurz vor dem Putsch hatte Präsident Roosevelt* den damaligen Oberst, späteren General Donovan als Sondergesandten in die Balkanländer gesandt, um dort den Widerstand gegen die deutsch-italienische Politik zu ermuntern und zu einer Art Blockbildung anzuregen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß auch die Moskauer Politik in diesem Raume eine ähnliche Tendenz, wenn auch mit anderen Fernzielen verfolgte.

Die Auswirkungen der Belgrader Ereignisse waren nicht minder bedeutsam wie ihre Hintergründe. Der durch den Simowitsch-Putsch veranlaßte Feldzug gegen Jugoslawien hat den Beginn der deutschen Operationen gegen Rußland um mehrere bedeutungsvolle Wochen verzögert und die für dieses gewaltige Unternehmen so wichtige Sommer- und Herbstperiode um einen vielleicht entscheidenden Zeitraum verkürzt.

Eine Epsiode der Belgrader Putsch-Tage verdient festgehalten zu werden: Noch am Nachmittag vor dem deutschen Angriff auf Jugoslawien verbreitete TASS eine Meldung über den Abschluß eines Freundschafts- und Beistandspanktes der Sowjetunion mit Simowitsch. Dieser Vertrag (der die Beteiligung Moskaus an dem

---

* Anm. d. Herausgebers: Die Bedeutung Amerikas und das Thema Roosevelt und Hitler wird vom Autor in „Die Pioniere und die Ahnungslosen — Skizzen amerikanischer Vergangenheit und Gegenwart" (Leoni 1960) eingehend behandelt.

Belgrader Putsch offenkundig machte) hätte angesichts des deutschen Angriffes den casus belli zwischen Deutschland und der Sowjetunion bedeuten müssen, wenn sich Stalin nicht eine kleine, aber wichtige Hintertüre offengelassen hätte: Das Inkrafttreten des Vertrages wurde — wie üblich — vom Austausch von Ratifikationsurkunden abhängig gemacht, es wurde aber bemerkenswerterweise ausdrücklich bestimmt, daß dieser Vorgang in *Belgrad* stattfinden solle. Da die jugoslawische Hauptstadt bereits zwei Tage später in deutscher Hand war, ist der Vertrag juristisch nicht zur Realität geworden, obgleich er einen politischen Tatbestand von ernster Bedeutung bildete. Die Drohung an Hitler und der Interessenanspruch Moskaus auf den Balkanraum waren deutlich genug. Das Problem des Berliner Kongresses von 1877 und des Juli 1914 zeichnete sich erneut vor der Weltöffentlichkeit ab.

Auf Hitlers Entschließungen hat dieses Zwischenspiel wohl keinen entscheidenden Einfluß mehr gehabt, sie sind zu jener Zeit hinsichtlich der Sowjetunion wohl schon unumstößlich festgestanden. Den alten Traum, eine Weltkoalition gegen Moskau zustande zu bringen und anzuführen, hatte Hitler freilich längst begraben müssen. Ungarn, Rumänen, Kroaten, Slowaken und Finnen waren die einzigen, mit denen er in letzter Stunde über ihre Beteiligung an dem Feldzug verhandeln konnte, der Stalin stürzen sollte.

In Deutschland selbst und im Kreise um Hitler wurde von dem großen Plan kein Wort gesprochen. Beim leisesten Verdacht einer Verletzung der Geheimhaltung griff Hitler zu ganz rücksichtslosen Maßnahmen. So wurde der Leiter der Auslandspresseabteilung des Propagandaministeriums, Professor Bömer, eines Tages plötzlich verhaftet, und es war nicht zu erfahren, warum das geschehen war. Erst viele Wochen später wurden die Hintergründe dieser Maßnahme sichtbar: Bömer, der das Vertrauen Rosenbergs genossen und von dort her wohl besondere Informationen bezogen hatte, war beschuldigt worden, bei einem Empfang auf der finnischen Gesandtschaft sich im Sinne einer bevorstehenden Auseinandersetzung mit Rußland geäußert zu haben. Erst nach Beginn des Rußlandfeldzuges wurde Bömer dem Volksgerichtshof übergeben und von diesem zu einer Gefängnisstrafe verurteilt, obwohl sowohl Goebbels als auch Dietrich in dem Prozeß für Bö-

mer auftraten. Erst später wurde eine Begnadigung und die Entlassung Bömers zur Truppe erreicht. Ein Jahr darauf fiel er an der Ostfront.

Im Kreml dürfte man über die Absichten Hitlers besser unterrichtet gewesen sein als in der Wilhelmstraße. Man hat dort sicher die deutschen Truppenbewegungen deutlicher überblickt als es in Kreisen der Berliner Diplomatie und Presse der Fall war. Auch von britischer Sitte wurde, wie heute bekannt ist, die Sowjetregierung informiert und gewarnt. Stalin war nicht unvorbereitet. Der sowjetische Aufmarsch, von dem Hitler am 22. Juni 1941 sprach, hat bekanntlich stattgefunden.* Für die politische Taktik Stalins ist es bezeichnend, daß er, noch wenige Tage bevor der Sturm losbrach, durch die Sowjetische Nachrichtenagentur TASS ein scharfes Dementi gegen eine türkische Zeitung richten ließ, die sich mit der deutsch-russischen Spannung beschäftigte — es lägen keine Differenzen zwischen Deutschland und der Sowjetunion vor, so hieß es fast herausfordernd in der sowjetischen Verlautbarung.

Das einzige, was Stalin nicht wußte — den Tag des deutschen Angriffs —, hätte er aus jedem Geschichtsbuch erfahren können: Es ist eine merkwürdige und für abergläubische Menschen vielleicht erregende Tatsache, daß Hitlers Angriffsbefehl im Osten auf das gleiche Datum lautete wie einst der Napoleons. Dieser überschritt am 22. Juni 1812 die russische Grenze. 129 Jahre später folgte ihm Hitler. Und er war nicht glücklicher bei seinem Unternehmen als einst sein großer Vorgänger.

---

* Anm. d. Herausgebers: Auch neueste Untersuchungen wie von Erich Helmdach „Überfall?", Neckargmünd 1975, beweisen, daß Stalin in seinen Kriegs- und Aufmarschvorbereitungen bereits weit fortgeschritten war.

Im „Führerhauptquartier"

Das „Führerhauptquartier" ist während der sechs Kriegsjahre ein Weltbegriff gewesen. Aber die Gesetze der militärischen Geheimhaltung haben es mit sich gebracht, daß dieser Begriff nur wenig erläutert worden ist. Generaloberst Jodl bezeichnete im Zeugenstand des Nürnberger Gerichthofes das „FHQ", wie es abgekürzt genannt wurde, als eine „Mischung von Kloster und KZ", andere berichteten von geheimnisvollen Bunkeranlagen. Am 20. Juli 1944 ergab sich, daß das Stauffenbergsche Attentat deshalb an Wirkung entscheidend einbüßte, weil die militärische Lagebesprechung in einer leichtgebauten Baracke abgehalten worden war, — so sind einige Details bekannt geworden und doch bietet sich nicht das abwechslungsvolle und interessante Bild, das sich meiner Erinnerung unter dem Begriff „Führerhauptquartier" eingeprägt hat.

*

Die selbständige Existenz eines Führerhauptquartiers begann am Abend jenes 3. September 1939, als Hitlers Sonderzug sich im abgedunkelten Stettiner Bahnhof in Bewegung setzte — sie endete mit der Verhaftung von Dönitz und Jodl auf einem Kriegsschiff in der Flensburger Bucht, denn auch nach dem Tode Hitlers blieb die Funktion und Bezeichnung des „FHQ" bestehen, so sehr war sie in die Vorstellungswelt Deutschlands und der Welt eingegangen.

Der Sonderzug, mit dem wir am Morgen des 4. September 1939 die ostpommersche Stadt Deutsch-Krone erreichten, war damals *das* Führerhauptquartier. Die Sicherheit glaubte man durch oftmalige Verlegung des Standortes zu gewährleisten. Der Zug selbst war nur durch zwei Flak-Wagen mit Vierlings-Flak und durch eine Batterie schwere Flak geschützt, die in der Nähe jedes Standortes in Stellung ging. In den späteren Jahren des Krieges wäre es ausgeschlossen gewesen, das Hauptquartier so offen einem feindlichen Luftangriff auszusetzen, von polnischer Seite wurde freilich ein solcher nicht einmal versucht.

Im September 1939 verbrachte Hitler meist nur die Nachtstunden im Zuge, die Tage wurden zu ausgedehnten Fahrten und

Flügen in das Operationsgebiet benützt. Schon am Bahnhof in Deutsch-Krone erwartete uns die „Graue Kolonne", und noch am 4. September fuhren wir in den unmittelbaren Bereich der Kampfhandlungen, die an manchen Stellen des „Korridors" noch heftig andauerten. An einer Stelle der Fahrt konnten wir auf einer benachbarten Höhe eine polnische Einheit im Kampfe beobachten, auf einem Hügel bei Kulm hielt Hitler eine Besprechung ab, während in der jenseits der Weichsel liegenden Stadt gerade die ersten weißen Fahnen gezeigt wurden. Auf der Rückfahrt konnte ein Straßenabschnitt in der Tucheler Heide erst durchquert werden, nachdem eine rasch herangeführte Infanterieeinheit zur Sicherung beiderseits der Straße eingesetzt worden war. Vierzehn Tage später gab es solche Erlebnisse nicht mehr, und es bedurfte mehrstündiger Flüge, um wenigstens die Armee-Oberkommandos zu erreichen. Ohne spannende Zwischenfälle verlief freilich keine dieser Frontfahrten. Beispielsweise fuhr Hitler gerade langsam durch die große Hauptstraße, die Lodz durchzieht, als von unserem stets mitgeführten Presse-Funkwagen eine Reutermeldung aufgenommen und durch Motorradfahrer nach vorne gebracht wurde, des Inhalts, daß „die Polen soeben Lodz wiedererobert" hätten! Tatsächlich waren in einer Vorstadt noch wenige Stunden vorher einige Kämpfe im Gange gewesen. Ein anderes Mal erwies sich die Suche nach dem Feldflugplatz, den die „Führerstaffel", wie die unter dem Kommando des Flugkapitäns Baur stehende Flugzeuggruppe genannt wurde, anfliegen sollte, als so schwierig, daß man sich bereits über den polnischen Linien befand und erst nach halbstündigem Herumfliegen der richtige Platz gefunden wurde. Fast einen ganzen Tag verbrachte Hitler am San, um den Übergang einer Division über die erst kurz vorher geschlagene Notbrücke zu beobachten — ein Manöverbild, das in späteren Abschnitten des Krieges nicht mehr denkbar gewesen wäre.

Nachdem der Sonderzug mehrmals seinen Standort gewechselt hatte — mir sind außer Deutsch-Krone noch Großborn, Gogolin und ein Platz in der Nähe von Oppeln in Erinnerung — übersiedelte das FHQ für den letzten Abschnitt des Polenfeldzuges in das Kasino-Hotel nach Zoppot. So friedlich wie es den Anschein hat, war diese Veränderung in Wirklichkeit nicht. Die Halbinsel Hela, die man vor den Fenstern dieses Hotels am Horizont liegen sieht,

war damals noch in polnischer Hand, und das alte deutsche Linienschiff „Schleswig-Holstein“ pflegte in den Morgenstunden an unserem Strand vorüberzuziehen und seine Breitseiten gegen Hela abzufeuern. Auch bei Gdingen-Oxhoeft wurde in jenen Tagen noch gekämpft. Die Kapitulation von Hela gehörte zu den letzten Ereignissen des Polenfeldzuges.

Von Zoppot aus flog Hitler mehrere Male in den Kampfbereich von Warschau, um das ein heftiges Ringen entbrannt war. Als die Stadt dann fiel, reiste ich von Berlin aus mit einer Gruppe von Auslandsjournalisten im Wagen nach Warschau, aus dem in langen Marschkolonnen die Besatzung in die Gefangenschaft abmarschierte. Auf der Ujasdowski-Allee traf ich einen Bekannten aus dem Hauptquartier, der dort an Ort und Stelle Weisungen für die große Siegesparade erteilte. Er war der damalige militärische Kommandant des Führerhauptquartiers und hatte in dieser Eigenschaft etwa ein Bataillon Soldaten zu befehligen. Wahrscheinlich hätten ich und die Kollegen von der Auslandspresse dem untersetzten und wortkargen Oberst mehr Beachtung geschenkt, wenn wir geahnt hätten, was sein Name später bedeutete. Es war nämlich Rommel, der dieser Stellung im Führerhauptquartier es verdankte, daß Hitler ihn persönlich kennen und schätzen lernte. Im Frankreichfeldzug kommandierte er dann bereits nicht mehr Ordonnanzen und Wachablösungen, sondern eine Panzerdivision, mit der ihm der entscheidende Übergang über die Maas gelang!

*

Dem Soldaten, der den Westfeldzug 1940 als „Landser“ erlebte, erschien das Führerhauptquartier nur als eine in fernsten Wolken thronende Autorität. Erst später habe ich von den Hauptquartieren gehört, die Hitler damals bewohnte. Die Situation hatte sich gegenüber den Verhältnissen des Polenfeldzuges beträchtlich geändert: Hitler griff unmittelbarer in die Operationen ein, außerdem wurde der Luftgefahr ernstere Beachtung geschenkt. Dementsprechend wurde zunächst eine bereits ausgebaute und vorbereitete Anlage in der Eifel, das sog. „Felsennest“, bezogen.

In der zweiten Hälfte des Feldzuges wurde das Hauptquartier in ein belgisches Dorf (Bruly de Peche) verlagert, das als „Wolfs-

schlucht" wegen seiner gemütlichen Lage und wegen der herrschenden Siegesstimmung in den Gesprächen der Beteiligten später stets besonders gerne genannt und freundlich geschildert wurde.

Während des Balkan-Feldzuges, mit dem Hitler nicht gerechnet hatte, wurde das Hauptquartier noch einmal in den Sonderzug verlegt, aber dieser hatte bei der Station Mönichkirchen zwischen Wiener-Neustadt und Graz einen festen Standplatz. Der Zug stand unmittelbar vor der Einfahrt zu einem großen Eisenbahntunnel und konnte von einer stets unter Dampf stehenden Lokomotive im Fall eines Luftangriffes in den Berg eingeschoben und dadurch gesichert werden. Zu einer solchen Schutzmaßnahme hat sich aber auch in diesem Feldzug eine Notwendigkeit nicht ergeben.

Während Hitler im Frankreichfeldzug immerhin noch einige Fahrten an die Fronten unternommen hatte, wurde diese Gepflogenheit schon während des Balkanfeldzuges aufgegeben und im Rußlandkampf — von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen — nicht wieder erneuert. Hitler hatte inzwischen die tatsächliche Leitung der Operationen immer mehr an sich gezogen, zahlreiche Entscheidungen waren von ihm abhängig geworden, und das Führerhauptquartier wurde damit viel stärker, als dies noch während des Polenfeldzuges der Fall war, zur operativen Zentrale der deutschen Kriegsführung. Mit dieser Aufgabenverschiebung wuchs der personelle und technische Apparat um ein Beträchtliches, ebenso die Wahrscheinlichkeit feindlicher Spezialangriffe, die hier das Gehirn und die Nervenzentrale der deutschen Führung mit einem Schlage treffen konnten.

Diesen besonderen Verhältnissen trug das Quartier „Wolfschanze" Rechnung, das am 23. Juni 1941 bezogen wurde. Es ist das Hauptquartier, das Hitler am längsten — bis in den Herbst 1944 — periodenweise benutzte.

Die „Wolfschanze" war eine im früheren Stadtwald der ostpreußischen Stadt Rastenburg errichtete weitläufige Anlage. Sie bestand ursprünglich aus einer Anzahl in einem großen, von der Stadt einige Kilometer entfernten Waldstück verstreut erbauter niedriger Betonbunker. Das weite Areal war von einem Drahtzaun und mehrfacher Postensicherung umgeben, zwischen den

einzelnen Bunkern waren gepflegte Waldwege angelegt, auf denen sich der Verkehr abspielte.

Der sog. „Führerbunker" lag am Rande einer kleinen Waldwiese, die von Spazierwegen und Ruhebänken umschlossen war. Jede Arbeitseinheit des Hauptquartiers hatte ihren eigenen Bunker, so etwa Keitel und Jodl, die Adjutantur, Reichsleiter Bormann, der „Reichssicherheitsdienst", dem der persönlich-polizeiliche Schutz Hitlers oblag. Außerdem gab es einen „Nachrichtenbunker", in dem die Fernschreib- und Telefonzentrale untergebracht war; auch für uns, die „Presse" war ein solcher Bau errichtet worden, der „Bunker 6" — gleich am Eingangstor der Anlage, etwa fünf Gehminuten vom Führerbunker entfernt gelegen. Küche und Kasino waren für die Anlage gemeinschaftlich errichtet, ebenfalls unter einer Betondecke von 1,5 Meter Stärke. Zu Tarnungszwecken war auf die flachen Betonklötze Waldboden gebreitet, ja sogar kleinerer Baumbestand angebracht worden, so daß sich die „Wolfschanze" in ihrer ersten Gestalt wie eine romantische Märchensiedlung ausnahm. Dieses Bild änderte sich freilich bald. Man erkannte, daß das ständige Leben im Bunker eigentlich nur im Falle ununterbrochener oder jedenfalls stündlich drohender Luftangriffe vernünftig sein konnte. In Wirklichkeit aber rückten die Kampfhandlungen schon in den ersten Wochen des Feldzuges weit von Rastenburg ab (nur in den letzten Junitagen war noch fernes Geschützfeuer aus der Gegend von Grodno vernehmbar). Ostpreußen wurde zu völlig friedlicher Etappe, zu der das Bunkerleben einen bedrückenden und ungesunden Kontrast bildete. Weder damals noch später hat es einen Luftangriff auf die „Wolfschanze" gegeben, nur wenige Male im Jahre 44 wurde die Anlage wegen Annäherung feindlicher Flugzeuge alarmiert. So war es ebenso natürlich wie zweckmäßig, daß neben den betonierten und ausgezeichnet getarnten Bunkern leichte und lichte Holzhäuser errichtet wurden, die nun dem Leben der „Wolfschanze" einen freundlicheren Anstrich gaben. Der Führerbunker erhielt einen solchen Anbau mit großen, fast repräsentativen Räumen, gegenüber dem Kasino wurde ein „Teehaus" errichtet, auch unser Pressebunker erhielt eine daran angebaute Baracke mit hellen Schlafzimmern, wohnlichen Büros und schönen großen Kachelöfen.

Eine Reise in die „Wolfschanze" bildete eine interessante Abwechslung zwischen Berliner Arbeitswochen, später sogar eine Art Erholungspause zwischen Bombennächten. Jeden Abend gegen 20 Uhr fuhr vom Berliner Schlesischen Bahnhof ein Schlafwagensonderzug ab, der am nächsten Morgen zwischen 8 und 9 Uhr am Bahnhof Rastenburg eintraf. Dort stieg man in einen Triebwagen der Reichsbahn um, der auf der für den öffentlichen Verkehr stillgelegten Nebenstrecke Rastenburg—Angerburg bis vor das Tor des Quartiers, also fast vor die Tür unseres Pressebunkers fuhr. (Mit einem gleichen Verkehrsmittel kamen die Offiziere des OKH täglich aus ihrem bei Angerburg gelegenen Quartier zur „Wolfschanze" herüber.) Das Frühstück wurde zwanglos eingenommen, zum Mittagessen versammelte man sich gegen 13.30 Uhr, zum Abendessen um 19.30 Uhr im Kasino, wo Hitler im Kreise der höheren Offiziere und seiner anderen im Hauptquartier tätigen Mitarbeiter zu essen pflegte. Auch anwesende Gäste und durchreisende Offiziere aller Dienstgrade waren dabei selbstverständlich Gäste. In der übrigen Zeit des Tages lief unsere Arbeit fast wie in der Wilhelmstraße, ein direkt mit Berlin verbundener Fernschreiber stand in unserem „Pressehauptbüro", zahlreiche direkte Leitungen machten die telefonische Verbindung mit der Reichshauptstadt in der Regel zu einer Angelegenheit weniger Minuten.

*

Als im Sommer 1942 die Operationen weit in den Osten, über Rostow bis in den Kaukasusbereich vorstießen, war die „Wolfschanze" von den Fronten so weit abgelegen, daß ihre weitere Benutzung nicht mehr zweckmäßig sein konnte. Eine neue Anlage war inzwischen erbaut worden. Sie hieß „Wehrwolf" und lag — wiederum in einem Waldstück — wenige Kilometer vor der ukrainischen Stadt Winniza entfernt. Es war ein beträchtlicher Sprung in den Osten, der mit dem Umzug in dieses neue Quartier unternommen wurde.

Die Anlage „Wehrwolf" entsprach in ihrer Gliederung und baulichen Gestaltung den in der „Wolfschanze" gemachten Erfahrungen. Man hatte geräumige Blockhäuser mit Wohn- und Arbeitsräumen errichtet, den Luftschutzerfordernissen wurde

durch zwei Großbunker Rechnung getragen, die im Alarmfalle aufzusuchen waren.

„Wehrwolf" wurde nur im Sommer 1942 einige Monate hindurch bewohnt. (Hitler hielt sich im Februar/März 1943 noch einige Wochen mit kleiner Begleitung in „Wehrwolf" auf, während das Hauptquartier in „Wolfschanze" blieb.) Es waren fast friedliche Tage, die ich bei meinen zwei Besuchen im Hauptquartier Winniza verbracht habe — unsere ganze Pressestelle arbeitete im Walde vor dem Haus (das als Wahrzeichen ein lustiges Schild mit Tintenfaß und Federkiel trug). Verlängerungsschnüre ermöglichten sogar den Telefonverkehr draußen im kühlen Schatten der hohen Bäume. Ein großes Badebassin mit Sprungturm war eingerichtet, mit Schwimm-Volkswagen konnte man an den nahegelegenen Fluß zum Fischen fahren, abends in Winniza ukrainische Opern sehen — es war mehr ein Idyll als ein Hauptquartier, zwar tausend Kilometer östlich der Wolfschanze, aber trotzdem weitere tausend Kilometer hinter der im Kaukasus kämpfenden Front!

Die paar Tage im Führerhauptquartier „Wehrwolf" sind für mich mit der Erinnerung an den Höhepunkt des deutschen Siegeslaufes — und an seine Krise verbunden.

Eines der erregendsten publizistischen Ereignisse des Krieges war die dramatische Erklärung, die Dr. Dietrich Anfang Oktober 1941 vor der Berliner Auslandspresse abgab und in der er nicht weniger verkündete, als daß die Entscheidung im Osten gefallen, der deutsche Sieg über die Sowjetarmee errungen sei. Ich befand mich in jenen Tagen auf einer Reise in Norwegen und war nicht weniger überrascht als jeder Zeitungsleser. Nach meiner Rückkehr fuhr ich sofort in die „Wolfschanze", um von Dr. Dietrich die näheren Umstände dieser von der tatsächlichen Entwicklung später so umfassend dementierten Erklärung zu erfahren. Ich erfuhr dabei die nicht uninteressante Vorgeschichte: Als die sog. Doppelschlacht von Wjasma und Brjansk – wohl die größte Vernichtungsschlacht der bisherigen Kriegsgeschichte – Ende September 1941 geschlagen war, lauteten die Gefangenen- und Beutezahlen der Heeresgruppe Mitte so bedeutend (später erwiesen sie sich freilich als übertrieben), daß General Jodl berechnen zu können glaubte, den Russen stünden nun keine ernsthaft kampfkräftigen Verbände mehr zur Verfügung. Diese Rechnung war vermutlich nicht einmal allzu falsch. Die sowjetische Wehrmacht war damals unzweifelhaft stark angeschlagen, und wenn ihre Verluste auch nicht ganz so hoch waren, wie Jodl annahm, so hätten die Sowjets einer scharfen Verfolgung, wie sie im FHQ jetzt vorbereitet wurde, wohl keinen auf die Dauer erfolgreichen Widerstand entgegensetzen können. Erst das Einsetzen herbstlicher Regengüsse Mitte Oktober änderte dieses Bild. Innerhalb weniger Tage wurden die deutschen Truppenbewegungen in dem wegelosen Gelände fast unmöglich gemacht.

Bis einschließlich der Doppelschlacht von Wjasma und Brjansk war der Rußlandfeldzug in großen Zügen entsprechend dem ursprünglichen Operationsplan verlaufen: Die Heeresgruppe Süd hatte in Richtung Rostow große Geländegewinne erzielt, die Heeresgruppe Nord den Raum um Leningrad erreicht, die mit starken Panzerverbänden besonders ausgerüstete Heeresgruppe Mitte schien ihre Aufgabe, die Masse der russischen Divisionen in großen Kesselschlachten zu vernichten, gelöst zu haben. Diese Ereig-

nisse hatten sie freilich weiter in Richtung Moskau geführt als vorgesehen war. Man rechnete ursprünglich mit dem Raume Minsk-Smolensk als Hauptschlachtfeld. Es war sogar ausdrücklich geplant worden, daß die Heeresgruppe Mitte die Stadt Moskau *nicht* anstreben solle, sondern nach Abschluß der Vernichtungsschlachten je eine starke Panzerformation an die Heeresgruppen Nord und Süd abzugeben habe, um diesen noch vor Eintreten des Winters die Erreichung ihrer Kampfziele, die Einnahme von Leningrad und Rostow, zu ermöglichen. Noch während der Schlachten setzten Bemühungen der Heeresgruppe Mitte ein, die alle ihre Panzerverbände behalten wollte, um mit ihnen eine weitere, kriegsentscheidende Operation gegen Moskau durchzuführen. Diese Absicht bedeutete eine erhebliche Änderung des ursprünglichen Operationsplanes und war deshalb Gegenstand ausführlicher Auseinandersetzungen im Hauptquartier. Hitler verhielt sich gegenüber den ihm immer nachdrücklicher vorgetragenen Wünschen der Heeresgruppe Mitte, zu deren Sprecher sich auch der Oberbefehlshaber des Heeres Feldmarschall von Brauchitsch machte, zunächst widerstrebend. Als er dann doch nachgab, verfaßte er eine Denkschrift, in der er nach ausführlicher Darlegung der ursprünglichen Absichten und des eingetretenen Verlaufes der Operationen erklärte, daß er sich der übereinstimmenden Auffassung aller seiner militärischen Ratgeber nicht widersetzen wolle und deshalb der Operation gegen Moskau zustimme. Ein letztes Glied in der Kette der militärischen Vorträge zu diesem Thema scheint eine dramatische Meldung gewesen zu sein, die Jodl nach dem Abschluß der Doppelschlacht von Wjasma und Brjansk in feierlicher Form erstattet hat: Hitler habe, so drückte Jodl sich aus, mit dem Ergebnis dieser Schlacht „den Feldzug im Osten entschieden und ihn gewonnen".

Hitler hat sich daraufhin nicht nur zur unglücklichen Operation gegen Moskau, sondern auch zu einer öffentlichen Kundgebung der ihm vorgetragenen Lagebeurteilung entschlossen. Es kam dazu, daß angesichts des täglich schwieriger werdenden Verhältnisses zu den USA (Roosevelt hatte kurz vorher seinen berühmten Schießbefehl gegen deutsche U-Boote erlassen) ein propagandistischer Paukenschlag nur erwünscht sein konnte. Der OKW-Bericht, der täglich noch von zahlreichen, oft harten Kämpfen zu berichten

hatte, eignete sich nicht für die Veröffentlichung einer so weitgehenden Erklärung, auch wollte Hitler sich selbst vermutlich noch nicht mit der Jodlschen Auffassung identifizieren und so ließ er Dietrich kommen und beauftragte diesen, von sich aus und als seine Meinung zu verkünden, daß der Feldzug im Osten gewonnen sei. Dietrich nahm — seiner Gewohnheit gemäß — einen Stenografen mit, als er zu Hitler gerufen wurde, um die ihm gegebenen Informationen und Argumente nachher in Ruhe überprüfen und durcharbeiten zu können. In diesem Fall äußerte sich Hitler so eingehend, daß Dietrich bei der Vorbereitung seiner Erklärung fast wörtlich Hitlers Äußerungen verwenden konnte. Um völlig sicherzugehen, arbeitete er seine Ausführungen schriftlich aus und ließ sie Hitler vor seiner Abreise nach Berlin, wo die deutsche und ausländische Presse zu einer Konferenz geladen war, noch einmal vorlegen. Einige Korrekturen, die Hitler eigenhändig in dieses Manuskript noch einfügte, hatten für Dietrich den Wert und die Bedeutung höchster Autorisierung. So wurde er zum Sprecher eines Textes, dessen Urheber Jodl und dessen Verfasser Hitler war. Es ist begreiflich, daß Dietrich nach diesem Vorgang, der ihm einen beträchtlichen Teil seines Rufes bei der Presse kostete, sich noch stärker als vorher zurückhielt und nie mehr einen besonderen Drang nach sensationellen Aufträgen an den Tag legte. Im Kreise deutscher Journalisten, denen ja der genaue Tatbestand nicht geschildert werden konnte, wurde später die Erklärung verbreitet, daß die von den Ereignissen so wenig bestätigten Äußerungen Dietrichs im Hinblick auf den Kriegseintritt Japans zweckmäßig gewesen seien. Bei der bekannten unergründlichen Selbständigkeit japanischer Entschlüsse und angesichts der Tatsache, daß Japans Botschafter sich ja noch in Rußland befand und über dessen Widerstandskraft unmittelbar orientiert war, wirkte die Erklärung nicht überzeugend, und Dietrich blieb der Leidtragende in dieser Affäre.

Andererseits wird festzuhalten sein, daß Hitler, wenn er auch die starken Ausdrücke der Dietrich-Erkläung nicht selbst öffentlich in den Mund nehmen wollte, so doch sicher der Überzeugung war, daß der Höhepunkt der Kämpfe im Osten überschritten und nur noch eine Art militärischer Aufräumungsarbeit zu leisten sei. Stärker als sonst beschäftigte sich Hitlers Phantasie in jenen Wo-

chen mit den Problemen der Nachkriegszeit. Seine Gedanken kreisten um die Frage, wie das deutsche Volk für die Opfer, die es im Kriege gebracht und die Haltung, die es gezeigt hatte, „belohnt" werden könne, um einen Ausdruck Hitlers aus jenen Tagen zu gebrauchen. Aus solchen Stimmungen heraus ergingen die Aufträge an Dr. Ley, ein großes nationales Sozialprogramm vorzubereiten, insbesondere ein alle Deutschen erfassendes Altersversorgungswerk, eine allgemein wirksame Gesundheitsüberwachung und andere Pläne auszuarbeiten, die am Tage des Kriegsendes verkündet werden sollten. Damals und später wurde uns jede pressemäßige Erörterung dieser Ideen gesperrt — Hitler wollte auch hier eine „Überraschung" vorbereiten. Natürlich wurden auch riesige Bauprojekte in stundenlangen nächtlichen Gesprächen mit Speer und anderen Architekten erörtert, die sich oft wochenlang im Hauptquartier aufhielten. Mit Dr. Todt, der inzwischen Rüstungsminister geworden war, wurde außer den Fragen seines Ressorts der Bau von neuen Autobahnen, die den ganzen Kontinent durchziehen sollten, besprochen. Auch mit der Modernisierung des Eisenbahnwesens durch die Errichtung eines Netzes von Breitspurbahnen, die den Transport größerer Gütermengen und die Erreichung hoher Geschwindigkeiten ermöglichen sollten, befaßten sich Hitlers Pläne. Sein Ziel im Osten bezeichnete er mit der Erreichung bzw. knappen Überschreitung des Ural und einer sich dann anschließenden politischen Neuordnung des europäischen Raumes als erreicht. Ob mit oder ohne Friedensschluß wollte er dann den Ostfeldzug als beendet erklären und gegen den sibirischen Raum eine Art Militärgrenze errichten, wie sie einst Kaiser Joseph II. im Südosten gegenüber den Türken geschaffen hatte. An dem Aufbau dieser militärischen Zone sollten sich alle im Rußlandfeldzug kämpfenden europäischen Nationen beteiligen.

In dieser siegesgewissen Atmosphäre bedeuteten die sich ab Mitte Oktober mehrenden militärischen Schwierigkeiten und schließlich der ernste Rückschlag bei der großangelegten Umfassungsoperation gegen Moskau eine schwere Enttäuschung. Hinzu trat die peinliche Erkenntnis der völlig ungenügenden Ausrüstung der deutschen Truppen für den russischen Winter, den die Sowjets für gegenoffensive Unternehmungen auszunützen be-

gannen. Aus Anlaß des deutschen Rückzuges aus den Vorstädten von Moskau — ein für die deutsche Wehrmacht völlig ungewohntes und um so demoralisierenderes Ereignis — entschloß sich Hitler bekanntlich zur persönlichen Übernahme des Oberbefehls für das Heer. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Art, wie er damals Front und Heimat mit neuem Mut zu erfüllen und das Heer für den Sommer 1942 wieder angriffsbereit zu machen verstand, zu den bedeutendsten persönlichen Leistungen Hitlers gehört. Er war damals ebenso wenig als jemals sonst bereit, von dem Gedanken an den totalen Sieg im Osten, an eine völlige militärische Überwindung der Sowjetarmee abzulassen. Wie Hitler (im Großen gesehen und nach dem 8. Dezember 1941 nicht ohne Rücksichtnahme auf Japan) dem Westen gegenüber wohl während des ganzen Krieges verhandlungsbereit gewesen wäre — im Osten war er es auch nicht, als die Russen vor Berlin standen.

*

Für den Feldzug 1942 hatte Hitler einen Entschluß gefaßt, der sich nicht unwesentlich von der Strategie des vorhergegangenen Jahres unterschied. Während 1941 durch Angriff auf der ganzen Front eine rasche Entscheidung gesucht wurde, verlegte Hitler nunmehr die offensive Stoßkraft ausschließlich auf den Südflügel. Um für diesen Angriff genügend Kräfte freizumachen, wurden die nördlichen und mittleren Frontabschnitte weitgehend entblößt. Als die Operationen begonnen hatten, meinte ein witziger Kopf im Hauptquartier, es sei auf Grund der Kräfteverteilung im Osten gar nicht ausgeschlossen, daß wir Astrachan, die Russen aber dafür Königsberg erobern würden.

Hitlers Methode, sehr vieles, wenn nicht alles auf *eine* Karte zu setzen, bewährte sich auch dieses Mal wieder, zum letzten Male. Mit dem ersten Schlag der Frühjahrsoffensive wurde die Halbinsel Kertsch auf der Krim in wenigen Tagen erobert. Und als die übrigen Teile der Heeresgruppe Süd zum Angriff antraten, stürzten sie mit altem Schwung über den Don in Richtung auf Stalingrad, über Rostow hinaus dem Kaukasus zu — den rasch sich zurückziehenden Russen auf den Fersen. Die schnelle Einnahme von Rostow und die Don-Überquerung unmittelbar bei dieser Stadt bedeutete, wie ich später erfuhr, eine nicht unwesentliche

Änderung des ursprünglichen Operationsplanes. Dieser zielte darauf ab, den Don weiter nördlich zu überwinden, Rostow vorerst auszusparen und die dort stehenden sowjetischen Kräfte vom Rücken her anzugreifen. Das Bedürfnis, Raum zu gewinnen und die Operationen schnell voranzutreiben hat dann dazu geführt, daß die beabsichtigte Vernichtungsschlacht nicht geschlagen wurde und die Russen einen für sie günstigen, d. h. ihre Kräfte schonenden Rückzug durchführen konnten.

Diese und ähnliche Fakten haben dazu beigetragen, daß der Vorstoß zum Kaukasus schließlich zu dem für den ganzen weiteren Verlauf des Ostfeldzuges entscheidenden Fehlschlag wurde.

Die erste, im Gesamtbild der deutschen Erfolge kaum bemerkte, wenn auch aus den OKW-Berichten durchaus erkennbare Wende der Ereignisse trat an dem für europäische Ohren bis dahin völlig unbekannten Kaukasusfluß Terek ein. Das deutsche Heer, das von der Weichsel bis zum Don die gewaltigsten Flüsse in schnellem Sturm überwunden hatte, unternahm hier Angriff nach Angriff, ohne zum Erfolg zu kommen. Trotz der fast greifbaren Nähe des Zieles, der Küste des Kaspischen Meeres, hat sich hier die deutsche Stoßkraft erschöpft. Vor Moskau waren es im Spätherbst 1941 vor allem die Gewalten des beginnenden Winters gewesen, die den Angriff hatten scheitern lassen — hier war es erstmals allein der Feind, der sich als unüberwindlich erwies.

Hitler, der in jenen Sommerwochen sein Hauptquartier „Wehrwolf" bezogen hatte, wußte sehr wohl, um was es ging. Ohne Erreichen der Wolgamündung, an der sich die Kaukasus- und die Stalingrad-Armee treffen und vereinigen sollten, um für die spätere entscheidende Operation in nördlicher Richtung zur Verfügung zu stehen, mußte der Kaukasusvorstoß sinnlos bleiben und der Geländegewinn auf die Dauer unhaltbar werden. Die Ölvorkommen des Kaukasusgebietes — so wertvoll sie angesichts der langen Nachschubwege für die örtliche Versorgung gewesen sein mögen, spielten in Hitlers Überlegungen bei der Planung des Südvorstoßes wohl nur eine zweitrangige Rolle: Ihm ging es nicht um Öl — die bisherige Produktion genügte für die Kriegführung —, sondern um den Sieg. Diesen hoffte er, im Süden vorstoßend, über die vom Kaukasus und von der iranischen Nachschublinie abgeschnittene Sowjetunion total erringen zu können.

Statt dessen waren nun die deutschen Truppen am Terek in opfervolle, aber erfolglose Kämpfe verwickelt, sie klebten an den Hängen des Kaukasus, ohne ihn zu überwinden, mühten sich in den Dschungelwäldern vor Tuapse am Schwarzen Meer, ohne sie durchdringen zu können, und führten schließlich ein blutiges Ringen um die Ruinen von Stalingrad, in dem die Divisionen, die eigentlich Wolga-abwärts stoßen sollten, im erbitterten Kampf um einen Bahnhof, eine städtische Straßenkreuzung, ein Fabrikgelände ihre Männer verloren und ihre Kraft verbrauchten.

Hitler reagierte auf diese Schwierigkeiten am Terek und später in Stalingrad zunächst ganz im Sinne seiner stets nach offensiven Lösung drängenden Grundeinstellung. An beiden Punkten wurden Reserven zugeführt, die man dadurch gewann, daß bedeutende, im Augenblick ruhige Frontabschnitte italienischen, ungarischen und rumänischen Verbänden überlassen wurden. Dann wurde durch neue, harte Angriffe nochmals versucht, am Terek und in Stalingrad zum Erfolg zu kommen. An der Kaukasusfront blieben alle Angriffe vergeblich, was Stalingrad betraf, so war man im Hauptquartier eines Erfolges so sicher, daß in den ersten Septembertagen bereits der Text der Sondermeldung formuliert vorlag, die den Fall von Stalingrad verkünden sollte. Viele Wochen später konnte zwar nach zähen Straßenkämpfen die Stadt tatsächlich besetzt werden, doch gelang es nie, das weitläufige Fabrikgelände in die Hand zu bekommen. Zäheste Kämpfe waren noch im Gange, als die sowjetische Offensive losbrach und sich zur katastrophalen Kesselschlacht entwickelte.

Im Hauptquartier „Wehrwolf" entstand in den Tagen und Wochen, in denen Hitler mit wachsender Gewißheit den Fehlschlag der Südfrontoffensive erkennen mußte, eine bewegte Auseinandersetzung über eine nicht unwichtige Einzelfrage: Hitler kritisierte das Fehlen ausreichender Gebirgsverbände für die Kämpfe im Kaukasus und berief sich dabei auf einen Befehl, den er bereits vor geraumer Zeit in der Lagebesprechung gegeben habe. General Jodl bestritt das letztere und verwies darauf, daß die Masse der Gebirgsdivisionen während des ganzen Vormarsches in Rußland als Infanterie verwendet worden sei. Angesichts der Entfernungen und des großen Bedarfes solcher Divisionen an Spezialausrüstung konnte nicht daran gedacht werden, diese

Verbände in Eile wieder zum Gebirgseinsatz voll bereitzumachen.

Hitler, der auf Jodl trotz des ernsten Streitpunktes nicht verzichten wollte, beendete die interne Affäre durch die Anordnung, daß in Zukunft eine Gruppe von Stenografen an den „Lagebesprechungen“ teilzunehmen und wörtliche Protokolle der gegebenen Weisungen anzufertigen habe. Für diese Aufgabe wurden dann die Stenografen des Reichstagsbüros herangezogen, sie bildeten als sog. „Steno-Gruppe“ eine neue Arbeitseinheit des Hauptquartiers. Wie es oft bei solchen, aus einer bestimmten, sich nie wiederholenden Einzelsituation geborenen Entschlüssen zu gehen pflegt, so hat auch diese, vom Stempel des Mißtrauens gezeichnete Einrichtung kaum nützliche Ergebnisse gezeitigt. Die von den Stenografen in mühevoller und undankbarer Arbeit erstellten Protokolle sind, wie ich von ihnen erfuhr, nur selten zu Feststellungen gebraucht worden, niemals aus bedeutenden Anlässen. Ein Mann der Steno-Gruppe, der Regierungsrat Berger, ist beim Attentat des 20. Juli getötet worden. Viele Protokolle der zweieinhalb Arbeitsjahre der Stenografen wurden kurz vor der Kapitulation verbrannt.* Auch wenn dies nicht geschehen wäre, müßte der historische Wert der Protokolle in manchen Punkten angezweifelt werden. Oft konnten die Stenografen, die meist an einer Ecke des langen Kartentisches saßen, den in leisem Gesprächston gemachten Bemerkungen Hitlers oder der vortragenden Offiziere nicht folgen, andere Teile der Erörterungen ließen sich stenografisch nicht wiedergeben, da sie an Hand von Kartenhinweisen oder Bildunterlagen stattfanden, schließlich wurden in der Lagebesprechung wegen ihres großen Zuhörerkreises weitgehende operative Pläne nicht mehr besprochen und in anschließende Einzelunterredungen verwiesen, von denen keine Niederschrift gefertigt wurde.

An der militärischen Lage, die im Frühherbst 1942 entstanden war, änderte die neue Einrichtung jedenfalls nicht das Geringste. Die Entwicklung des Kaukasusunternehmens ist nur allzu bekannt: Während die besten deutschen Divisionen sich in opfer-

* Siehe auch: „Hitlers Lagebesprechungen. Die Protokollfragmente seiner militärischen Konferenzen 1942—45“, hrsg. von Helmut Heiber, Stuttgart 1962.
Der Herausgeber

vollen Kämpfen an den Brennpunkten der großen Schlacht aufrieben, bereiteten die Russen eine planmäßige Offensive vor allem gegen jene Punkte der überlangen Front vor, die sie von deutschen Divisionen entblößt wußten. Hier erkannten sie die schwächsten Stellen im Gefüge der Front. Es mag für Stalin einen besonderen Reiz gehabt haben, den Gegenschlag in einem Raume zu führen, in dem er schon im Jahre 1920 einen entscheidenden Erfolg gegen die weißrussischen Verbände errungen hatte. Damals war das alte „Zarizyn" in „Stalingrad" umbenannt worden.

Mit dem Fehlschlag des Kaukasusfeldzuges nahm die Serie von Täuschungen, Enttäuschungen und Katastrophen ihren Anfang, die von da ab für die deutsche Wehrmacht das wesentliche Merkmal der Ostfront-Ereignisse gewesen ist. Die kommende Entwicklung war freilich damals nicht vorauszuberechnen — vor allem nicht der entscheidende Einfluß, den vom Westen her Luftkrieg und Invasion, im Osten die amerikanischen Lieferungen, im Gesamtkriegsbild der Abfall der Bundesgenossen auf die Operationen ausübten.

Der rückblickenden Erinnerung wird eine kleine, aber nicht unwichtige Veränderung bedeutend, die damals in den Gepflogenheiten des Führerhauptquartieres eintrat:

Ich sprach von Hitlers Gewohnheit, bei den Mittags- und Abendmahlzeiten einen größeren Kreis von Tischgästen um sich zu versammeln und in lebhaftem Gespräch allgemeine oder historische, praktische oder theoretische Probleme zu erörtern. Meist endeten diese Gespräche in ausführlichen Betrachtungen Hitlers von fast vortragsartigem Charakter, deren Länge von stark arbeitsbelasteten Tischgenossen manchmal kritisiert wurde, deren Inhalt freilich immer interessant und jedenfalls für journalistische Ohren anregend und aufschlußreich war.

Anfang September 1942 wurde nun in „Wehrwolf" mit diesem Brauch radikal gebrochen. Hitler aß von da ab stets allein für sich, lud sich nur dann und wann von auswärts kommende prominente Gäste besonders ein, um seine Besprechungen mit ihnen während der Tischzeit fortzusetzen. Auch im Kasino „Wolfschanze" und in der Berliner Reichskanzlei blieb von da ab Hitlers Stuhl am großen Tische leer. Nur während der wenigen Wochen,

die Hitler sich seitdem noch im Berghof am Obersalzberg aufhielt, blieb die gemeinsame Mahlzeit mit Rücksicht auf die dort daran teilnehmenden Damen üblich.

In der Tischrunde des Hauptquartiers, die aus praktischen Gründen weiter bestehen blieb, war das Fehlen Hitlers nie Gegenstand der Diskussion, obwohl sein Platz stets freigehalten wurde. Rein äußerlich schien die Veränderung mit jener Auseinandersetzung mit Jodl in Zusammenhang zu stehen, die zur Einrichtung der „Stenogruppe" geführt hatte. Aber es war wohl mehr als eine Kundgebung augenblicklichen Ärgers oder wachsenden Mißtrauens: Für Hitler war der Erfolg nicht nur zum Lebensinhalt, sondern auch zum Lebensbedürfnis geworden, im Erfolge sprühte sein Witz und leuchtete seine Phantasie. Da konnte der Kreis der Menschen nicht groß genug sein, um sich ihnen mitzuteilen. Den Mißerfolg aber haßte er wie eine Krankheit, er wollte ihn nicht wahrhaben und die Menschen, die die unvermeidlichen Zeugen des mißlichen Geschickes waren, wollte er nicht auch noch außerhalb der dienstlichen Notwendigkeit um sich versammeln — erst wollte er das Unglück wieder überwinden.

Für mich war der leere Platz am Tisch jedes Mal wie ein Wahrzeichen, wenn ich in die „Wolfschanze" fuhr oder mittags in die Reichskanzlei ging. Ich hoffte noch auf eine Wendung des Geschehens und glaubte deshalb daran, Hitler wieder einmal so aufgeschlossen wie einst in diesem Kreise zu erleben. Das Schicksal wollte es anders, nie mehr kehrte Hitler zu uns zurück.

Mussolini

In zwei Szenen stellt sich die innere Beziehung zwischen Hitler und Mussolini, die so lange die Welt in Spannung gehalten hat, meiner Erinnerung dar:

Das eine Bild zeigt mir die weite Fläche des Flugplatzes Venedig-Lido an einem strahlenden Junimorgen des Jahres 1934. Im Abstand vor den Musikkapellen und Ehrenkompanien, die mit südlichem Stimmaufwand in Ordnung gebracht werden, steht eine gedrungene Gestalt allein wartend auf dem Feld. Die Fäuste in die Hüften gestemmt, den römischen Schädel stolz in den Nacken geworfen — so verfolgt Mussolini die Landung der Junkers-Maschine, die langsam auf den Platz niederschwebt und ausrollt. Das Gesicht des Duce ist unbewegt, nur eine leichte Spur kaum beteiligter Neugier zeichnet sich auf seinen Zügen ab. Hitler, seit knapp anderthalb Jahren Kanzler des deutschen Reiches, stattet Mussolini seinen ersten Besuch ab — dem unbestrittenen Staatschef Italiens, der nun schon über zwölf Jahre seine Rolle in Europa spielt — Mussolini trägt Uniform, die fransengeschmückte Faschistenmütze, Hitler stieg im Trenchcoat und im schlichten blauen Anzug aus der Maschine. Die drei Venediger Tage hindurch bleibt es so: Hitler, stets in Zivil, ist immer darauf bedacht, gegenüber Mussolini zurückzutreten, bei der Parade steht er im Hintergrund der Tribüne, bei der Volkskundgebung am Markusplatz wird er nur an einem Seitenfenster als Zuhörer sichtbar, während der Duce vom großen Mittelbau seine Worte in die leidenschaftlich bewegten Massen wirft. („Seine Rede gleicht einem Gewitter, das sich entlädt, einer Spannung, die sich mit der Masse verbinden will", so schrieb ich damals in meinem Bericht.)

Den Kontrast zu dieser Szene, deren unbestrittener Mittelpunkt Mussolini ist, bildet eine andere, deren Zeuge ich neun ereignisvolle Jahre später war.

Wieder stehe ich auf einem Flugplatz und sehe eine Maschine vom Horizont her sich nähern und niederschweben. Es ist der Rastenburger Flugplatz und ein regnerischer Septembernachmittag des Jahres 1943. Diesmal ist es Hitler, der das Flugzeug erwartet, und Mussolini, der aus ihm steigt. Vor zwei Tagen war

er noch Gefangener in den Abruzzen, jetzt ist er durch Hitlers Soldaten befreit — ein wahrhaft abenteuerliches Ereignis, eine weltgeschichtliche Anekdote, wie es ihrer nicht viele gibt.

Mussolini ist in Zivil. Es ist das erste Mal, daß ich ihn in so schlichter Kleidung sehe. Er trägt noch die Kleider der Gefangenschaft — es ist ein einfacher blauer Anzug! Ein runder Filzhut überschattet die hager gewordenen, aber römisch gebliebenen Gesichtszüge. Als sie in den Wagen steigen, muß Hitler — diesmal ist *er* in Uniform — den Duce nötigen, als Gast den Vortritt zu nehmen. Als Geste für ihn ist am Wagen die blaue Standarte mit dem Liktorenbündel angebracht. Aber auch diese Äußerlichkeit kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß es den Mussolini, den die Welt kennt, nicht mehr gibt. Nur Hitler ist noch ein Faktor und nur anderthalb Jahre trennen beide von einem Ende, aus dem es keine romantische Befreiung mehr gab.

*

Manches hat Hitler und Mussolini verbunden, und doch hat so vieles sie getrennt!

Es ist zunächst eine Tatsache, daß Hitler schon viele Jahre vor seiner Machtergreifung von Mussolinis Persönlichkeit und Wirken stärkstens beeindruckt war und dies auch offen bekundete. Dies war um so beachtlicher, als die deutsche Öffentlichkeit damals wegen Südtirol recht ablehnend gegenüber Italien und Mussolini orientiert war. Hitler ist demgegenüber in einer Broschüre demonstrativ für ein deutsch-italienisches Bündnis, freilich unter Einschluß Englands, eingetreten. Im Gegensatz zu solchen Bekundungen der Sympathie, ja der Verehrung für Mussolini, dessen Büste in Hitlers Arbeitszimmer im Braunen Haus aufgestellt war, gibt es kein Dokument aus jenen Jahren, aus dem sichtbar würde, daß der Faschismus und sein Duce von Adolf Hitler und der NSDAP ernsthaft Kenntnis genommen hätten. Auch nach den großen nationalsozialistischen Wahlerfolgen im Reich änderte sich dies nicht wesentlich. Hitlers Bekenntnis zu Mussolini blieb einseitig, es fehlte die öffentliche Antwort. (Die oft ausgesprochene Vermutung, daß die NSDAP aus Rom Geldmittel erhalten habe, ist falsch. Es hat zu dieser Frage bereits vor der Machtergreifung einen Prozeß gegen die sozialdemokratische „Münchener

Post" und ihren Gewährsmann, einen Herrn Abel, gegeben, der dabei von einem Gericht der Weimarer Republik wegen Meineids zu einer Zuchthausstrafe verurteilt wurde.) Als später eine Anzahl Nationalsozialisten nach Italien flüchteten, um sich im Deutschland Brünings einer Verhaftung zu entziehen, hatten sie sich sehr über das Fehlen jeglichen Wohlwollens von seiten der faschistischen Behörden zu beklagen.

Mussolinis Interesse an einer deutschen Revolution war offensichtlich gering, seiner, einer Erneurung des „Imperium Romanum" zustrebenden Politik war das schwache Weimarer Deutschland bequemer als das Wiederauftreten machtmäßig beachtlicher Faktoren im mitteleuropäischen Raum.

Umgekehrt bedeutete für Hitler das Beispiel des italienischen Faschismus gerade in den letzten Jahren des innenpolitischen Kampfes ein sehr wichtiges und überzeugendes Argument: Er konnte an diesem Vergleiche zeigen, daß ein Regime dieser Art nicht nur inneren Frieden, Krisenfestigkeit und wirtschaftlichen Erfolg zeitigen, sondern auch internationale Anerkennung und Respekt finden könne, ja daß es fortschrittliche und moderne Lösungen der Zeitprobleme ermögliche, wovon sich der deutsche Zeitungsleser ebenso wie der Tourist immer wieder überzeugen konnte.

Mussolinis Interesse für die NSDAP regte sich erst im Jahre 1932, als die Machtergreifung Hitlers bereits internationaler Gesprächsstoff und es für den vorausschauenden Staatsmann empfehlenswert war, sich darauf einzustellen. In jener Zeit bestellte er sich vom italienischen Generalkonsulat in München wöchentliche Berichte darüber, wie man im Braunen Haus die innenpolitische Lage beurteile. (Es kann nicht behauptet werden, daß er sehr gut bedient wurde — der Presseattaché des Generalkonsulates erbat sich Entwürfe zu diesen Berichten von unserer Pressestelle. Hier wurde das Problem dadurch gelöst, daß ich — der 21jährige Volontär — sie schrieb. Geschäftstüchtig, wie es sich für einen bargeldlosen Studenten geziemt, verkaufte ich Durchschläge dieser „Berichte" wöchentlich für ein paar Mark an die „NS-Landpost", in der sie unter meinem Namen als „Glossen zur Tagespolitik" erschienen. Im italienischen Generalkonsulat aber wurden diese Elaborate feierlich ins Italienische übersetzt und landeten mögli-

cherweise auf dem Schreibtisch Mussolinis, wenn sie nicht ein Einsichtiger vorher in den Papierkorb warf.)

Politische Bedeutung gewann in jener Zeit nur einmal ein Besuch Görings in Rom. Aber trotz der liebenswürdigen Atmosphäre, in der sich dieses Ereignis vollzog, änderte es doch zunächst nichts an der abwartenden italienischen Haltung gegenüber der innerdeutschen Entwicklung. Die Tonart der faschistischen Presse gegenüber der NSDAP war wohlwollend, aber betont herablassend.

Nach dem 30. Januar 1933 hörten wir zwar freundlichere Stimmen aus Italien, doch blieb es zunächst bei dem einigermaßen verletzenden Unterton, als ob es sich in Deutschland um eine Ablegerbewegung zur faschistischen Revolution handle, um eine Art geistiger Filiale.

Bereits kurz nach der Machtergreifung trat mit der österreichischen Frage ein Streitpunkt in die Diskussion. Daß dort im Juni 1933 die NSDAP verboten wurde, geschah gewiß nicht ohne politische Rückendeckung in Rom, die faschistische Presse unterstützte demonstrativ die Regierung Dollfuß, von der sie sich eine Entwicklung nach italienischem statt nach deutschem Vorbild versprach.

Dies war die Atmosphäre, die der Venediger Reise Hitlers im Juni 1934 voranging. Sie war ausdrücklich *nicht* als Staats-, sondern als persönlicher Besuch angekündigt. Der politische Charakter des Ereignisses war aber unbestritten, und die Augen der Welt richteten sich zum ersten Male auf die beiden Männer gemeinsam.

Das tatsächliche Ergebnis der Zusammenkunft kann freilich im Hinblick auf die Entwicklung der folgenden Jahre nicht anders als negativ bezeichnet werden. Hitler scheint in mehreren Unterredungen versucht zu haben, Mussolini ein Desinteressement an der österreichischen Innenpolitik abzuringen. Der Duce hatte freilich an dem Gedanken, den Einflußkreis seines Imperium Romanum an die Donau heranzutragen und in Wien wenigstens politisch in die Fußtapfen der römischen Vorfahren zu treten, zu sehr Gefallen gefunden und ihm bereits zu viel Vorarbeit gewidmet, als daß er sich für den Preis eines Bündnisses mit Hitler davon trennen wollte. Im Gegenteil: Als anderthalb Monate nach Vene-

dig die österreichischen Nationalsozialisten den sog. Juli-Putsch unternahmen, verurteilten nicht nur Mussolini, sondern auch die italienische Presse dieses Ereignis in so ausfälliger und für Hitler verletzender Weise, daß eine ernste politische Spannung zwischen Berlin und Rom die unausbleibliche Folge war.

Mussolini wandte sich damals der sog. „Stresa-Politik" zu, in deren Mittelpunkt sich eine gegen Deutschland gerichtete Koalition Italien—Frankreich—England abzeichnete. Erst als der Duce sein Augenmerk auf Abessinien richtete und in der Erwartung englischen Widerstandes eine andersgeartete politische Anlehnung anstreben mußte, suchte er wieder den Weg zu Hitler und sandte den Grafen Ciano nach Berchtesgaden. Das Ergebnis war die berühmte „Achse Berlin—Rom" — und der Abessinische Krieg.

Der Historiker wird einmal die Frage aufwerfen, warum Hitler auch nach den für ihn so unerfreulichen Erlebnissen von 1934 die Achsenpartnerschaft noch mit solcher Betonung betrieben hat, wie sie das Merkmal der Jahre 1936—39 geworden ist. Man wird dabei zunächst an die noch ungelöste Österreichfrage denken müssen. Es war, nachdem das zerrissene Band zwischen Berlin und Rom wieder geknüpft war, gewiß zweckmäßig, Mussolinis Hand so demonstrativ zu ergreifen, daß er sie auch bei wachsendem deutschen Einfluß in Wien nicht mehr zurückziehen konnte. Es scheint mir aber auch noch ein weitergehender, aus Hitlers persönlicher Denkweise zu erklärender Gesichtspunkt wichtig zu sein: Für Hitler war das italienische Bündnis nur ein erster Schritt zu dem Traumgebilde, das in zahlreichen seiner politisch-besinnlichen Gespräche am Eßtisch der Reichskanzlei oder am Kaminfeuer des Berghofes anklang — der Partnerschaft mit England. Die „Achse" war für ihn ein Torso, solange sie sich nicht nach London fortsetzte. Die Überbetonung, mit der er das Bündnis mit Rom im Sinne einer deutsch-italienischen Nationalfreundschaft propagierte, sollte wohl auch den kühlen Engländern sagen, daß für das nationalsozialistische Deutschland ein echtes Bündnis mehr sei als ein papierener Vertrag.

Solche weitgehenden Erwägungen klangen natürlich nur im Unterton der italienischen Politik Hitlers mit an, im Vordergrund standen zunächst sehr reale politische Gewinne, die für beide Teile aus der „Achsenfreundschaft" resultierten.

Der erste Nutznießer der neuen politischen Konzeption war Mussolini, dem die deutschen Lieferungen über die vom Völkerbund beschlossenen Sanktionen während des Abessinienkrieges hinweghalfen. (Ein nicht minder entscheidender Tatbestand war freilich, daß man sich in Genf nicht zur Sperrung der Öllieferungen an Italien entschloß. England beugte sich hier einer Erklärung Mussolinis, der die Ölsanktionen mit einem Mittelmeerkrieg zu beantworten drohte.)

Dann aber war es Hitler, der es sich erlauben konnte, im Frühjahr 1938 die Österreichfrage in deutschem Sinne zu lösen, ohne eine italienische Einmischung gewärtigen zu müssen. Hitler hielt es freilich für geraten, bei dieser Gelegenheit Mussolini gegenüber eine besondere Geste zu machen. Am 11. März 1938 sandte er den Prinzen von Hessen, einen Schwiegersohn des italienischen Königs, mit einem Sonderflugzeug nach Rom, um die dort zu erwartende Erregung zu beschwichtigen. Trotzdem galt es in den ersten Österreichtagen als fast selbstverständlich, daß der für Mai geplante Italienbesuch Hitlers zumindest verschoben werden würde. Mussolini aber zeigte zu dem für ihn bösen Spiel bessere Miene als erwartet, und so hielt Hitler knapp zwei Monate nach dem Einmarsch in Österreich glanzvollen Einzug in der Ewigen Stadt — ein Höhepunkt in seinem Leben.

Deutlicher als bei diesem Ereignis konnte nicht zum Ausdruck kommen, wie sehr sich die politischen Gewichte in Europa und die persönliche Stellung der beiden Männer zueinander seit dem knapp vier Jahre zurückliegenden Venediger Treffen verschoben hatten. Hitler, der mächtige Mann des erneut zur Großmacht aufgestiegenen Deutschen Reiches hatte sowohl an internationaler Bedeutung als in seiner offiziellen Stellung Mussolini überflügelt. Der italienische König ließ den Hitler-Besuch nicht vorübergehen, ohne seine eigene Position als Staatsoberhaupt und Gastgeber recht augenfällig zu machen. Des Königs demonstrative Geschäftigkeit, die während all der Tage nicht erlahmte, und die peinliche Genauigkeit des höfischen Protokolls verärgerten einerseits Mussolini (er hat später in seinem Buch „Geschichte eines Jahres" offen davon gesprochen), andererseits hat Hitler aus dem ihm unsympathischen Betrieb der „Hofschranzen" (wie er sie nannte) den Schluß gezogen, daß sein Freund Mussolini durch

die Duldung der Monarchie und sein Bündnis mit dem Hause von Savoyen einen unverzeihlichen politischen Fehler begangen habe, der sich noch einmal rächen werde.

Seit dem für Hitler so triumphalen Jahr 1938 mußte für Mussolini jeder Gedanke an seinen Achsenpartner eine Anfeuerung seines Ehrgeizes und einen Appell an die eigene Fähigkeit bedeuten, der Welt Erstaunen abzunötigen. Bei der Konferenz von München trat er allerdings noch entschieden zugunsten Hitlers auf. Er war dort mehrfach der Wortführer, als es galt, Chamberlain und Daladier zum Nachgeben in der Sudetenfrage zu veranlassen. Er scheint auch manches zur Beschleunigung der Verhandlungen beigetragen zu haben. Am Morgen des Konferenztages, beim ersten Treffen mit Hitler in Kufstein (wohin wir ihm mit unserem Sonderzug entgegengefahren waren) hatte er gleich energisch erklärt, noch am Vormittag fertig werden zu wollen. So rasch ging es freilich nicht, aber immerhin doch schnell genug, als daß sein Unwille, eine neue Machtverstärkung Deutschlands herbeizuführen, gegenüber dem stolzen Gefühl hätte in den Vordergrund treten können, als erfahrenster Staatsmann unter den vier Versammelten eine brennende internationale Frage glatt und wirkungsvoll zu regeln.

Als Hitler dann im März 1939 auch noch Prag gewann, war es mit Mussolinis Geduld allerdings zu Ende — in den Ostertagen 1939 erfolgte sein erster Griff nach dem Balkan. Mit der ohne Verhandlungen erfolgenden Besetzung Albaniens eröffnete Mussolini ein politisch-militärisches Kapitel, das in weiterer Folge auch für Deutschland ernste Konsequenzen nach sich zog.

Das abwartende Verhalten Italiens in den entscheidenden Augusttagen und am 1. September 1939 bedeutete für Hitler eine ernste Enttäuschung, obwohl — was festzuhalten ist — Italien vertraglich nicht zu einem Eingreifen verpflichtet war. Damals hat Hitler die von Italien in der Korridorfrage an den Tag gelegte demonstrative Zurückhaltung ganz auf das Konto des Königshauses gebucht. Es kann aber wohl kein Zweifel darüber bestehen, daß sich in jener kritischen Periode auch Mussolini nicht an einer möglichen deutschen Machterweiterung oder gar an einem Konflikt mit diesem Ziele beteiligen wollte. Erst als der Kampf der Waffen ausgebrochen war und der Weltkrieg vor der Tür stand,

setzte die Initiative des Duce wieder ein, um dieser auch für ihn bedenklichen Gefahr entgegenzutreten. Es darf bezweifelt werden, ob sich Mussolini im Falle des Zustandekommens der von ihm vorgeschlagenen Konferenz über die Korridorfrage nochmals so eindeutig für den deutschen Standpunkt ausgesprochen hätte, wie es in München der Fall gewesen war.

Als Mussolini dann am 10. Juni 1940 unter dem Eindruck des deutschen Erfolges in Frankreich seine Kriegserklärung an die beiden Westmächte erließ, war dieser Schritt in dem dafür gewählten Zeitpunkt für Hitler weder nötig noch wünschenswert. Dieser ironisierte später oft die Art dieser Kriegserklärung, die dem britischen und französischen Botschafter mit romanischer Grandezza überreicht wurde, worauf zunächst einmal mehrere Tage hindurch nichts geschah. Es hätte Hitlers Geschmack mehr entsprochen, wenn der Duce den Engländern seine Kriegserklärung etwa durch eine überraschende Landung auf Malta mitgeteilt hätte. Hitler hat gerade diese Möglichkeit des öfteren erwähnt, wenn er sich über die seiner Meinung nach vom ersten Tage an unwirksame italienische Kriegführung beklagte. Die Enttäuschung begann schon im Frankreichfeldzug: Noch kurz vor dem Waffenstillstand unternahmen die deutschen Truppen über Lyon hinaus einen Vorstoß nach dem Süden, dessen Ziel die Vereinigung mit der an der Küste und in den Alpen schließlich doch in Gang gekommenen italienischen Offensive sein sollte. Da aber die Italiener den heftigen französischen Widerstand nicht so schnell brechen konnten, mußte die vorgetriebene deutsche Spitze nach Eintreten des Waffenstillstandes wieder zurückgenommen werden. Bei der Erörterung dieser Episode pflegte Hitler nicht ohne Ironie darauf hinzuweisen, daß Mussolini ihm vor Jahren einmal habe sagen lassen, wegen Frankreich brauche sich Deutschland keine Sorgen zu machen, mit diesem werde die italienische Armee allein fertig zu werden wissen! Bei solchen Gesprächen über die italienische Kriegführung äußerte sich Hitler meist in dem Sinne, daß Mussolini, so groß er als Persönlichkeit sei, von militärischen Dingen zu wenig verstehe, sich nicht genügend um Einzelheiten kümmere und deshalb von seinen Militärs „belogen und betrogen" werde.

Angesichts solcher Auffassungen, die sich Hitler schon späte-

stens im Sommer 1940 gebildet hatte, war es für ihn eine peinliche Überraschung, als er Ende Oktober 1940 von Hendaye und Montoire kommend auf der Fahrt nach Florenz kurz hinter dem Brenner die Nachricht erhielt, daß italienische Truppen am Morgen dieses Tages die griechische Grenze im Angriff überschritten hätten. Mir ist jener Morgen noch gut in der Erinnerung, an dem wir uns von unserem italienischen Bundesgenossen, durch dessen Land der Zug unaufhaltsam rollte, so drastisch vor vollendete Tatsachen gestellt sahen.

Hitler revanchierte sich zunächst für das italienische Verhalten gegenüber Polen und brach die Beziehungen zu Griechenland nicht ab. Nach Hause zurückgekehrt, schrieb er Mussolini einen langen, ernsten Brief, in dem er „die sehr schweren psychologischen und militärischen Auswirkungen" des Angriffes auf Griechenland erörterte. Er wies darauf hin, daß England jetzt Stützpunkte und vor allem Flugplätze im griechischen Raum erhalten werde, von denen aus das Ölgebiet von Ploesti bedroht werden könne. An seine Malta-Betrachtungen erinnert der Hinweis, daß der Angriff auf Griechenland nur gewagt werden konnte nach einer „vorhergehenden blitzartigen Besetzung Kretas".

Im Verlauf des Winters — Mussolini hatte sich für sein Abenteuer die ungünstigste Jahreszeit ausgesucht — wurde der Verlauf des Unternehmens immer bedenklicher, die italienischen Operationen hatten sich in unwegsamen Gebirgen festgelaufen und machten nur ganz unbedeutende Fortschritte. In der Reichskanzlei wurde dem tapferen Widerstand der Griechen unverhohlene menschliche Sympathie entgegengebracht. Andererseits verstärkte sich die britische Position in Griechenland, so daß Hitler sich mit dem Balkan ernstlicher befassen mußte, als ihm lieb sein konnte, da sein militärisches Denken damals gewiß schon ganz auf Rußland ausgerichtet war. Schließlich gingen dann die Frühjahrsmonate 1941 in dem von Mussolini heraufbeschworenen Kampf um Saloniki, den Peloponnes und Kreta unwiederbringlich verloren.

Wie die unglücklichen militärischen Maßnahmen Mussolinis die deutsche Kriegführung vor unerwartete und schwierige Aufgaben stellten, so brachten auch die Unternehmungen der italienischen Politik in den Kriegsjahren Hitler wenig Vorteil und ver-

wickelten ihn in manches ernste Problem. Bekannt sind die italienischen Experimente auf dem Balkan, die sich bis zur Annexion fast der ganzen Adriaküste und zur Einsetzung eines italienischen Prinzen zum König von Kroatien steigerten. Dauernd besorgt und wachsam zeigten sich die Italiener gegenüber einer möglichen Besserung des deutsch-französischen Verhältnisses. Es gibt eine Fülle von Anekdoten über das fast krankhafte Bemühen der italienischen Politik, die Franzosen von den Deutschen als ein Volk minderer Güte behandelt zu sehen. Ein Beispiel erlebte ich unmittelbar: Als wir Ende Juni 1943, genau einen Monat vor dem Sturz des Duce und sechs Wochen nach dem Fall von Tunis, in Wien einen europäischen Journalistenkongreß abhielten, waren die Italiener mit allen Einladungen einverstanden, die auch an Polen, Letten, Ukrainer, Weißrussen usw. ergingen, nur gegen die Einladung französischer Journalisten erhoben sie leidenschaftlichen Einspruch. Auf die Unhaltbarkeit dieses Standpunktes aufmerksam gemacht, drohten sie aus Rom mit Fernbleiben, in Wien mit demonstrativer Abreise für den Fall, daß Franzosen eingeladen oder erscheinen würden. Als ich — damals geschäftsführender Präsident des Kongresses und wegen der Sache natürlich in tausend Nöten — mit meinen sonst so verständigen und liebenswürdigen italienischen Freunden das Thema privat besprach, erfuhr ich nur, daß diese ihre Haltung nicht etwa ihrer persönlichen Einstellung entsprach, sondern ihnen von Rom aus zur Pflicht gemacht worden war. Schließlich liefen die Telefondrähte nach Rom heiß, der deutsche Botschafter intervenierte, und man einigte sich auf einen Kompromiß: Die französischen Delegierten, die sich ohne Ahnung von dem entstandenen Konflikt bereits auf der Reise befanden, nahmen nun als „persönliche Gäste des Reichspressechefs" an den Veranstaltungen teil. Die Schwierigkeiten waren aber damit noch nicht beendet, denn jetzt bestanden unsere römischen Kollegen darauf, daß die Forderung Italiens auf Korsika und Nizza auf dem Kongreß proklamiert werde (dessen politisches Thema ausschließlich die antisowjetische These war). Auch diese Provokation der Franzosen konnte erst nach langen und mühseligen Verhandlungen über Rom verhindert werden. Dafür meldete dann ein italienischer Redner, während gerade ein dieser Sprache unkundiger Vorsitzender die Tagung leitete, Forderungen

auf ganz Nordafrika an. Dies war freilich angesichts der damals bereits allgemein erwarteten Invasion auf Sizilien zu grotesk, um anderes als heiteres Aufsehen zu erregen.

Die kleine Begebenheit, die unwichtig war, aber sehr peinlich hätte werden können, ist symptomatisch für die Schwierigkeiten und Gegensätze, die während des Krieges die Achsenpartnerschaft auch politisch belasteten.

Als weiteres bedenkliches Element trat der offensichtlich physische Verfall Mussolinis in Erscheinung, der im Frühjahr 1943 besonders krasse Formen annahm. Bei der im April 1943 im Schloß Klesheim bei Salzburg stattfindenden Zusammenkunft Hitlers mit Mussolini zeigte der letztere offenkundige körperliche Krankheitssymptome. Ich sehe noch das blaß gewordene, eingefallene Gesicht vor mir, über das ich damals erschrak — nur die großen durchdringenden Augen und die stolze Haltung des immer noch mächtigen Schädels waren gleich geblieben. Wir vermuteten alle ein schweres inneres Leiden, möglicherweise eine bald tödlich verlaufende Krebserkrankung. In Wirklichkeit war es ein Geschwür harmloserer Art, das später von deutschen Ärzten behandelt und so erfolgreich geheilt wurde, daß dem Duce in seiner letzten Lebenszeit sogar die Wiederaufnahme eines aus dem Vollen schöpfenden Lebenswandels ermöglicht wurde. Es scheint, daß auch die Wochen der Gefangenschaft zu seiner gesundheitlichen Wiederherstellung beigetragen haben.

Möglicherweise ist es sein damaliger körperlicher Zustand, der zur Erklärung des fast apathischen Verhaltens Mussolinis in der Krise des 24./25. Juli 1943 beiträgt. Ganz reicht dieses Argument aber wohl nicht aus, denn seine geistigen Kräfte waren nicht angegriffen. Wenn der Duce sich bei den vorhergehenden Zusammenkünften mit Hitler immer mehr als reiner Zuhörer zeigte, so geschah dies wohl infolge seines geringen Interesses für die lebhaften Pläne seines Partners. Auch konnten für ihn Hitlers Ausführungen zum Thema der militärischen Zusammenarbeit unter den beiden Bundesgenossen nicht anders als peinlich sein. Über den Zustand und die Leistungen der italienischen Armee war — so tapfer mancher einzelne Truppenteil kämpfte — im gesamten wenig Erfreuliches zu bemerken. Bei der letzten Zusammenkunft in Feltre — wenige Tage vor dem 25. Juli und

nach Beginn der Sizilien-Invasion — forderte Hitler unter Hinweis auf zahlreiche Fälle völligen Versagens der militärischen Zusammenarbeit einen deutschen Oberbefehl auch über die italienischen Verbände. Dies dürfte den Gegnern Mussolinis das letzte Stichwort gegeben und ihn so schweigsam und untätig gemacht haben, als er sich in der entscheidenden Sitzung des faschistischen Großrates einer starken Opposition aus eigenen Reihen gegenübersah. Noch nach der Großratssitzung ließ Mussolini Hitler eine Mitteilung zukommen des Inhalts, daß er Widerstand gefunden, sich aber durchgesetzt habe. Dies entsprach, wie sich allzubald herausstellte, keineswegs den Tatsachen. Der Duce hat die Opposition nicht nur nicht überwunden, er hat gar keinen ernsthaften Versuch dazu unternommen, sondern sich der gegen ihn gerichteten Abstimmung seiner eigenen Würdenträger tatenlos gebeugt.

Hitler hat Mussolinis Verhalten in dieser Situation nie begriffen. Der Gedanke, sich durch eine von ihm selbst geschaffene Institution absetzen zu lassen, wie dies Mussolini zuließ, lag Hitler so ferne, daß er die ersten Schilderungen nicht glauben wollte und einen eindeutigen Militärputsch mit Gewaltanwendung als geschehen annahm. Bald stellte sich heraus, daß das für Hitler Unglaubliche doch geschehen war — in einer späteren Darstellung aus seiner Feder hat Mussolini den Vorgang ziemlich genauso geschildert, wie ihn schon die ersten Meldungen aus Rom berichtet hatten.

Hitler mußte seitdem Mussolini politisch aus seiner Rechnung streichen und er hat es vielleicht auch menschlich getan. Einst sah er im Duce das große Vorbild, dann glaubte er, in ihm den geistesverwandten Freund zu finden, nun war er für Hitler nur noch ein Name. Dies hinderte ihn freilich nicht, an seinem persönlichen Geschick Anteil zu nehmen und den Auftrag zu erteilen, die Spuren des Gefangenen Mussolini zu verfolgen und ihn der Haft zu entreißen. Als das abenteuerliche Unternehmen geglückt und Mussolini im Anschluß an seinen Besuch in der „Wolfschanze" als Regierungschef des „Republikanisch-Faschistischen" Italiens eingesetzt war, herrschte zwischen Hitler und Mussolini eine merkwürdige Atmosphäre, ich möchte sie als die zweite Phase des Auseinanderlebens der beiden Männer bezeichnen. Für

Hitler war der Duce politisch nun nicht viel mehr als Horthy oder Laval. Mussolini beugte sich der gegebenen Situation mit der Abgeklärtheit eines Philosophen, aus seinen wenigen Reden und Handlungen wurde deutlich, daß es ihm nicht mehr darum ging, einen Krieg zu gewinnen, den er — jedenfalls für sein Land — für verloren hielt. Offensichtlich wollte er die ihm vom Schicksal geschenkte Zeit nur noch nützen, um Thesen für eine spätere Wiedergeburt seiner politischen Ideen zu präzisieren und in die Herzen der Italiener zu versenken.

Es läßt sich nicht darüber spekulieren, welches Verhältnis sich zwischen Hitler und Mussolini im Falle eines deutschen Sieges entwickelt hätte — die Niederlage hat ihnen ein gemeinsames Schicksal bereitet.

Die Ermordung des Duce dürfte das letzte politische Ereignis von Bedeutung gewesen sein, das Hitler erfuhr, bevor er selbst den Griff zur Pistole tat, um mit seinem Leben auch die historische Periode zu beenden, die trotz alles Trennenden seinen Namen mit dem Benito Mussolinis verbinden wird.

Es war ein damals ganz außergewöhnliches Ereignis, als der greise Reichspräsident und Generalfeldmarschall von Hindenburg, der sich sonst jede Neuernennung mühsam abringen ließ, im März 1933 den Hauptmann a. D. Hermann Göring unmittelbar zum General beförderte. Sowohl nach den Abmachungen bei der Regierungsbildung am 30. Januar 1933 (durch die die Reichswehr eine vom Reichskanzler unabhängige Stellung erhalten hatte) als auch nach den Bestimmungen der Weimarer Verfassung hatte Hitler keinen amtlichen Einfluß auf diesen Entschluß des „Alten Herrn". Die Ernennung war das Ergebnis eines Programms, das Göring damals entwickelt und mit dem er den Soldaten Hindenburg gewonnen hat: des Planes, eine deutsche Luftwaffe zu schaffen und mit ihr einen besonderen Schwerpunkt der deutschen militärischen Wiedererstarkung zu bilden.

Die zwölf Jahre zwischen jener Ernennung Görings durch Hindenburg und den letzten Apriltagen 1945, in denen der gleiche Mann durch Hitler des Oberbefehls über die Luftwaffe enthoben wurde, umschließen eine Entwicklung, die — vom deutschen Standpunkt aus gesehen — wohl mit dem Worte „Drama" am besten bezeichnet wird.

Es war unbestreitbar das Werk Görings und seiner alten Weltkriegs-Fliegerkameraden, die er in großer Zahl um sich versammelte, daß im Rahmen der gesamten deutschen Wiederaufrüstung die Luftwaffe besonders in den Blickpunkt des allgemeinen Interesses trat. In keinem anderen Land hatte die Militärfliegerei eine öffentlich so angesehene Stellung wie in Deutschland, nirgends genoß sie in den 30er Jahren solche Förderung durch die Regierung wie hier. Görings Stellung als preußischer Ministerpräsident, später als Leiter des deutschen „Vierjahresplanes" öffnete der Luftwaffe praktisch jede Tür. Ihre Forderungen hatten wie die keines anderen Wehrmachtsteils Aussicht auf Erfüllung.

Die allgemeine Aufmerksamkeit, die die deutsche Luftwaffe auf sich lenkte, blieb auch nicht ohne internationale Wirkung. Die politische Nachgiebigkeit des Westens in den Jahren 1936

und 1938 war wohl nicht unbeeinflußt von der damaligen Weltmeinung über die Modernität und Schlagkraft der deutschen Luftwaffe. Was die letztere betrifft, so war das allgemeine Urteil gewiß nicht übertrieben. Es war bestes fliegerisches und soldatisches Menschenmaterial, mit dem Göring seine Kader aufbauen konnte. Mit der technischen Modernität scheint es freilich schon damals trotz der gebotenen fast unbegrenzten Möglichkeiten nicht so glänzend bestellt gewesen zu sein. Zwar waren die neugebauten deutschen Maschinen gewiß besser als der damalige Bestand der britischen und französischen Militärfliegerei, aber wenn auch die Maschinen jüngsten Baudatums waren, so war doch der Geist nicht immer sehr modern, in dem die Luftwaffe organisierte und plante. Bis in die letzte Zeit gab es in dem neuen Wehrmachtsteil einen fast tragischen Kampf der jüngeren, technisch aufgeschlossenen Offiziere gegen alte Weltkriegsflieger, deren Vorstellungen über den Luftkrieg von der Somme und von Verdun her stammten. Sie waren die Generale und die Vertrauten Görings, die jungen Rebellen aber waren in der entscheidenden Zeit des Aufbaues bestenfalls Stabsoffiziere. Um seine Selbständigkeit als Oberbefehlshaber der Luftwaffe zu unterstreichen, betonte Göring immer wieder den Begriff einer „Luftstrategie" und lehnte jede Unterstellung von Luftwaffeneinheiten unter Heer oder Marine ab — aber trotzdem gab es in der deutschen Luftwaffe keine technische oder organisatorische Entwicklung von Einheiten zum strategischen Einsatz, wie sie etwa die Amerikaner und Engländer von Anfang des Krieges an planmäßig aufgebaut haben. Die technische Höchstleistung der deutschen Luftwaffe auf dem Gebiete der Kampfmaschinen blieb bis in die letzte Zeit der Sturzkampfbomber, der zum unmittelbaren Eingreifen in den Erdkampf gewiß gut geeignet war und sich dabei auch hervorragend geschlagen hat, der aber *mehr* auch nicht leisten konnte. Als es darum ging, die mächtigen deutschen Panzervorstöße nach Polen, Frankreich, im Balkan und zuletzt noch in Rußland von der Luft aus zu unterstützen, da reichten die technischen Eigenschaften dieser Maschinen noch aus, hier war die Waffe der kämpferischen Leidenschaft des fliegenden Personals noch gleichwertig. Gegenüber einer Luftkriegführung, wie sie sich von anglo-amerikanischer Seite während des Krieges in der planmäßigen Störung

und Zerstörung des feindlichen Hinterlandes und seiner Städte entwickelte, hat die deutsche Luftwaffe absolut versagt. Für diese Art der Kriegführung war sie technisch nicht geplant und organisatorisch nicht gerüstet. Nicht einmal in der Abwehr konnte sie trotz aller Bravour der Offiziere und Mannschaften einen Erfolg erringen, weil die notwendigste technische Voraussetzung, dem Feinde mindestens gleichwertige Maschinen in genügender Anzahl entgegenzustellen, nicht mehr gegeben war.

Dieser Zustand wurde erstmals im Herbst 1940 deutlich. Die britische Luftwaffe hatte, wenn auch mit unzulänglichen Mitteln, den strategischen Luftkrieg nach dem Beginn des Frankreichfeldzuges begonnen und seitdem herausfordernd weitergeführt. Wenn auch der Gegenschlag der deutschen Luftflotten zunächst von viel stärkerer Wirkung war und etwa der erste deutsche Angriff auf London Anfang September 1940 ernstere Schäden verursachte als die sieben vorhergegangenen englischen Angriffe auf Berlin, so wurde doch bald offenkundig, daß die Luftwaffe sich der Aufgabe, ein strategisches Bombardement der britischen Insel auf längere Sicht durchzuführen, als nicht gewachsen zeigte. Die Angriffe auf England wurden mit Maschinen geführt, die für andere Zwecke konstruiert und für einen Ferneinsatz großen Stils wenig brauchbar waren. Während die ganze Welt damals fiebernd nach England blickte, herrschte in den deutschen Fliegerhorsten an der Kanalküste eine gedrückte und niedergeschlagene Stimmung. Damals kam zum ersten Male das bittere Wort von den „fliegenden Särgen" auf, das aus dem Wortschatz der Luftwaffe seitdem nicht wieder gestrichen werden konnte. Die damals von Hitler und Göring mehrfach gebrauchten starken Worte vom „Ausradieren" und „Coventrisieren" scheinen mir geradezu darauf berechnet gewesen zu sein, dem Gegner die tatsächliche Krise der deutschen Angriffe zu verheimlichen und ihn durch öffentliche Drohung zum Nachgeben zu zwingen, nachdem klar war, daß der militärische Effekt dazu nicht führen konnte.

Udet, dem Generalluftzeugmeister, ebenfalls alter Weltkriegsflieger, wurde schon frühzeitig die Schuld dafür beigemessen, daß es an wirklich moderner Planung in der Luftwaffe fehlte und daß sogar die Jagdfliegerei, obwohl gerade sie Görings Lieblingskind gewesen ist, kaum mit dem Gegner Schritt hielt. Unter dem

Eindruck der ersten feindlichen Großeinsätze gegen deutsche Städte hat sich Udet das Leben genommen, während Göring glaubte, durch den Einsatz eines Such- und Leitgerätes für Nachtjäger die feindlichen Großangriffe abwehren zu können. Göring scheint sich solchen und anderen Illusionen so lange hingegeben zu haben, bis Hitler mit immer schärferen Bemerkungen die Diskrepanz zwischen der Leistung der deutschen und der anglo-amerikanischen Luftwaffe feststellte. Dieser Tadel setzte erst in den letzten Kriegsjahren ein — von 1939 bis 1941 waren Göring und die Luftwaffe mit Lob und Anerkennung überschüttet worden.

Es ist die Tragödie des Jahres 1944, in dem so viele deutsche Städte vernichtet, Hunderttausende deutscher Frauen und Kinder getötet wurden, daß in diesem Jahr das von Hitler befohlene und von Speer produktionsmäßig durchgeführte sog. „Jägerprogramm", das schlagartig eine wirkungsvolle Luftabwehr aufrichten sollte, ein Fehlschlag wurde — weil die Luftwaffe Typen bauen ließ, die den unter Jagdschutz einfliegenden Feindmaschinen technisch nicht gewachsen waren. Es gab im Jahre 1944 Monate, in denen Deutschland mehr als 3000 Jäger baute. Aber sie konnten kaum eingesetzt werden, weil auf den Abschuß eines Feindbombers mit dem Verlust von vier bis fünf eigenen Maschinen gerechnet werden mußte. Es war geradezu grotesk: Die Heimat produzierte mit leidenschaftlicher Kraftanstrengung Zehntausende von Flugzeugen in der Hoffnung, damit endlich mit der Luftbedrohung fertig zu werden — auf den Flugplätzen aber verrosteten diese Maschinen, weil ihr Einsatz aussichtslos war und zu viele Mannschaften kostete. Dieses furchtbare Spiel, dessen grelle Farben erst langsam sichtbar wurden, ist schließlich im Winter 1944/45 durch ein Machtwort Hitlers abgestellt worden — jetzt endlich wurde der seit 1940 erste deutsche Jägertyp, der dem Gegner klar überlegen war, die ME 262 mit Düsenantrieb in Massenfertigung hergestellt. (Von seiten der Luftwaffe wurde und wird Hitler die Schuld an der folgenschweren Verspätung der Düsenjägerproduktion zugeschrieben, weil er im Frühling 1944 die Entwicklung eines Düsenbombers forderte, mit dem er die Invasionsflotte bekämpfen wollte. Da Hitler für diesen Zweck aber nur 50 Maschinen verlangte — was einer damaligen Monatsproduktion an Düsenflugzeugen entsprach — genügt dieser Befehl Hitlers, der sich

aus technischen Gründen als undurchführbar erwies, keineswegs zur Erklärung der bis in das Frühjahr 1945 reichenden Verzögerung des Einsatzes von Düsenjägern.)

*

Man kann das „Drama Luftwaffe" nicht trennen von dem persönlichen Verhältnis Hitlers zu Göring; dieses ging schon auf das Jahr 1923 zurück, in dem Göring im Gegensatz zu den meisten anderen, erst *durch* die Partei an die Öffentlichkeit getretenen Parteimitgliedern als ein im deutschen Volk bereits bekannter Fliegerheld des ersten Weltkrieges zur NSDAP kam. Sein Beitritt war für die Partei damals ein wertvoller propagandistischer Gewinn und seine Stellung in der Parteiführerschaft deshalb von vorneherein eine besondere. Göring hat es verstanden, diese Situation — auch Hitler gegenüber — zwei Jahrzehnte hindurch aufrechtzuerhalten. Während der langen Jahre der Kampfzeit machte er sich durch seine Berliner Beziehungen und auch durch seine Verbindungen nach Schweden nicht nur nützlich, sondern so gut wie unentbehrlich. Er war damals stets ein wichtiger Stein im politischen Spiel Hitlers. Nach der Machtergreifung verlegte Göring das Schwergewicht seines Einflusses auf das militärische Gebiet, ohne freilich ganz auf die früheren politischen Ambitionen zu verzichten. Er führte manches politische Gespräch in europäischen Hauptstädten, versuchte auch seine Stellung als preußischer Ministerpräsident in die eines Reichs-Ministerpräsidenten umzuwandeln, nahm sich des „Vier-Jahresplans" und der damit verbundenen großen wirtschaftspolitischen Aufgaben besonders an, ließ auf einigen Gauleitertagungen, die er abhielt, auch die Partei die Größe seiner Stellung spüren. Für Hitler trat dies freilich alles zurück gegenüber Görings Funktion als Schöpfer und Oberbefehlshaber der Luftwaffe. Hier hat er ihm — bis in die letzten Jahre — voll vertraut. Es mag die frühere Erfahrung, daß Göring seine Aufgaben zwar meist recht selbstherrlich, aber im Ergebnis doch immer erfolgreich gelöst hatte, dazu beigetragen haben, daß Hitler so lange Zeit Görings Versagen im Kriege nicht sah oder nicht sehen wollte und sogar dann, als es keinen Zweifel mehr gab, bis wenige Tage vor seinem Tode zögerte, die notwendige Konsequenz zu ziehen.

Görings Art, genießerisch zu leben und wie ein Potentat öffentlich in Erscheinung zu treten, war Hitler unsympathisch, und er hat sich darüber oft kritisch geäußert, nur Göring selbst gegenüber scheint er es nicht getan zu haben! Schon bei Görings berühmter Prunkhochzeit im April 1935 hat Hitler mit kritischen Bemerkungen nicht gespart. Jedem anderen hätte er die Aufführung einer solchen Szene wilhelminischer Prägung schärfstens untersagt — hier nahm er trotz seiner Kritik teil, und Göring brachte eine Millionenstadt auf die Beine, weil er die Staatsschauspielerin Emmi Sonnemann heiratete! (Merkwürdigerweise reagierten die Berliner ähnlich wie Hitler — sie erlaubten ihrem „Hermann" vieles, was bei jedem anderen schärfste Ablehnung gefunden hätte.) Auch im Kriege setzte Göring in den Dingen der persönlichen Lebensführung seinen Kopf durch und behielt in seinem Hauptquartier einen Luxus bei, dessen Üppigkeit im Führerhauptquartier oft besprochen, stets gerügt, aber nie abgestellt wurde.

Ein tiefgehender menschlicher Bruch zwischen Hitler und Göring ist — wie ich rückblickend glaube — erstmals in den Tagen von Stalingrad eingetreten: Nach dem ersten Erfolg der russischen Offensive, der es gelang, die deutsche 6. Armee einzuschließen, war es Göring (dessen Rat und Gespräch Hitler bei einer früheren Gelegenheit einmal bewundernd ein „Stahlbad" genannt hatte), der Hitler versicherte, daß die volle Versorgung der eingeschlossenen Armee auf dem Wege des Lufttransportes möglich und es deshalb nicht ratsam sei, das so mühsam erkämpfte Stalingrad aufzugeben. Görings Versprechen erwies sich als Utopie, die völlig ungenügende Versorgung Stalingrads wurde zur bitteren Enttäuschung. Mitte Januar 1943 versuchte Hitnoch etwas zu retten, indem er über den Kopf Görings hinweg den Feldmarschall Milch mit der Organisation der Luftversorgung der 6. Armee beauftragte. Dieser fand ein knappes Dutzend Transportmaschinen vor, mit denen Stalingrad angeflogen wurde.

Hitler, der auch gegenüber manchen anderen Männern, mit denen er innerlich gebrochen hatte, eine oft merkwürdige und selten erwiderte Treuetradition pflegte, rang sich weder nach dieser Erfahrung noch auf Grund des immer katastrophaleren Nieder-

ganges der deutschen Luftmacht den Entschluß zur Absetzung oder ernstlichen Kaltstellung Görings ab.

Noch im Winter 1944/45, als ein völliger Zusammenbruch unserer Luftabwehr und der moralische Zustand vieler Luftwaffenstäbe, die nach dem Vorbild ihres Oberbefehlshabers ein oft aufreizend kriegsfremdes Leben führten, immer wieder Gegenstand schärfster Bemerkungen Hitlers waren, hat er seine Worte doch stets so gewählt, daß die letzte Konsequenz im Hinblick auf die Person Görings nicht gezogen wurde.

Erst Ende April 1945 war Hitlers Langmut gegenüber Göring erschöpft. Die Reichshauptstadt war bereits von den Russen eingeschlossen. Kurz bevor dies geschehen war, hatte sich Göring bei Hitler abgemeldet, war von ihm kühl entlassen worden und mit dem Wagen durch die letzten Lücken des Einschließungsringes nach Süden gefahren. Von Berchtesgaden aus richtete er dann die Anfrage an Hitler, ob er seine Vertretung übernehmen, d.h. praktisch seine Nachfolge antreten solle. Rein formal mochte Göring bei seinem Schritt im Recht gewesen sein, denn er war in früheren Jahren einmal als Vertreter und Nachfolger bestimmt worden. Aber auch Göring konnte sich keiner Täuschung darüber hingeben, daß die Dinge sich gewandelt hatten, und er hat es deshalb ja auch vermieden, die Frage im direkten Gespräch mit Hitler anzuschneiden. So wirkte Görings Schritt auf Hitler wie der Versuch eines Staatsstreiches in letzter Minute, und das Drama Luftwaffe endete mit dem Schlußeffekt der Entlassung Görings, mit seinem Ausschluß aus der Partei, seiner Gefangennahme auf dem Obersalzberg und dem Befehl Hitlers, Göring zu erschießen, sobald Berlin gefallen sei.

Dieser Befehl ist nicht mehr ausgeführt worden, und Göring hat sich dann vor dem Nürnberger Gerichtshof kraftvoller gezeigt, als er es in den entscheidenden Jahren vorher gewesen war. Aber der Krieg war für Deutschland verloren — Militärhistoriker, die den Einfluß der anglo-amerikanischen Luftkriegsführung auf die Kämpfe in Italien, auf dem Balkan, in Frankreich und im Reiche zu bemessen vermögen, werden vielleicht sagen: Nicht zuletzt durch Göring. Das Drama Luftwaffe ist zwar nicht der einzige, aber militärisch wohl der wichtigste Akt in der Tragödie des Reiches gewesen.

Schon im Jahre 1942 brachte eine englische Zeitung eine Karikatur, die mir im Gedächtnis geblieben ist: sie zeigte in Umrissen die Landkarte Europas — an allen wichtigen Küstenpunkten von Nordnorwegen bis zum Peloponnes war in kauernder Haltung die Figur Hitlers eingezeichnet, die Hand über den Augen nach einer Invasionsflotte Ausschau haltend.

Diese lustige Zeichnung machte treffend die Schwierigkeiten deutlich, denen sich Hitler gegenübersah, als die Tatsache offenkundig wurde, daß die Westmächte Invasionsvorbereitungen größeren Stiles trafen. Der normale Vorteil des Angreifers, daß er sich den Zeitpunkt und den Ort seiner Offensive wählen kann, war in diesem Fall, da die See — fast völlig beherrscht von der britischen Flotte — zwischen den Fronten lag, von besonderem Wert für die Alliierten und von außergewöhnlichem Nachteil für Hitler. Während zu Lande aus den Aufmarschvorbereitungen des Gegners in der Regel gewisse Anhaltspunkte und Hinweise gewonnen werden können, fehlen solche Unterlagen völlig, wenn es gilt, sich auf eine See- und Luftlandung abwehrmäßig vorzubereiten, bei der sogar noch nach begonnener Operation bedeutende Überraschungen möglich sind.

Schon im November 1942, als die Nachricht von der Durchfahrt beträchtlicher Kriegsschiffeinheiten und Geleitzüge durch die Straße von Gibraltar im Hauptquartier bekannt wurde, war dort die Aufregung nicht gering. Niemand konnte die Frage beantworten, wohin wohl diese Landungsflotte sich wenden werde. Wie eine drohende Wolke lag einen Tag lang die Möglichkeit über allen Perspektiven Hitlers, daß die Amerikaner und Engländer sich mit einem kühnen Sprunge auf Korsika und in Südfrankreich festsetzen könnten — wo sie keinerlei Widerstand erwartete, da diese Teile Frankreichs damals noch von deutschen Truppen unbesetzt waren. Die Kunde von der Landung in Nordafrika wurde demgegenüber als Erleichterung empfunden. Das deutsche Ostheer kämpfte damals noch im Kaukasus und bei Stalingrad, zahlreiche gute Divisionen standen auf afrikanischem Boden, in Frankreich lagen zwar — nördlich der Demarkationslinie — erhebliche

Kräfte, doch befanden sich diese meist in Auffrischung und mußten erst zusammengefaßt werden, von der italienischen Armee waren wirkungsvolle Kampfleistungen nicht zu erwarten — eine anglo-amerikanische Landung in Südfrankreich mit anschließender schneller Operation im französischen oder oberitalienischen Raum hätte für die deutsche Kriegsführung unvermeidbar eine Katastrophe von ernstester Bedeutung werden müssen. Als die britischen und amerikanischen Truppen in Casablanca, in Algier und Marokko einzogen, atmete Hitler zunächst auf und beeilte sich, Südfrankreich zu besetzen, um der Wiederholung einer so überraschenden Situation gründlich vorzubeugen.

Seit jenen aufregenden Tagen bestand für Hitler praktisch der Zweifrontenkrieg, und dieser war es in Wirklichkeit, der die deutsche Wehrmacht zerbrochen hat. Trotz des Fehlschlages im Kaukasus und der Niederlage bei Stalingrad wäre die deutsche Kraft im Osten wohl noch stark genug gewesen, um — aufgefüllt durch die im Winter in der Heimat ausgebildeten Reserven — im Jahre 1943 auf diesem Kriegsschauplatz erneut erfolgreich aufzutreten. Die russischen Verluste waren bei ihrer ersten großen Gegenoperation beträchtlich gewesen, das Kräftegleichgewicht war noch nicht entscheidend zu ihren Gunsten verändert. Nun aber mußte sich der Blick Hitlers wieder auf den Westen und auf den Süden richten, kampfkräftige Reserven, bestausgestattete Divisionen mußten hier versammelt werden. Der Balkan gewann neue Bedeutung, Norwegen durfte nicht vernachlässigt werden — hier befürchtete Hitler eine Landung unter gleichzeitigem Kriegseintritt Schwedens — kurz, der britische Karikaturist hatte die Lage gut geschildert. Wer gezwungen wird, überall stark zu sein, ist es schließlich nirgends mehr!

Für die schwierige, wenn nicht unlösbare Aufgabe, an allen bedrohten Punkten wenigstens eine gewisse Verteidigungsbereitschaft sicherzustellen, rief Hitler — wie 1938/39 beim Westwall — die Techniker zu Hilfe. Im Festungsbau ist in kürzesten Fristen Beträchtliches geleistet worden — der „Atlantik-Wall" stand nicht nur auf dem Papier. Mehrere dieser Stützpunkte befanden sich bis zum 8. Mai 1945 in deutscher Hand.

Seit den Wintermonaten 1943/44 wurde im Führerhauptquartier das unmittelbare Bevorstehen der „großen" Invasion erwar-

tet, nachdem den Alliierten die Inbesitznahme Siziliens und Unteritaliens, nicht aber eine rasche Fortführung der dortigen Operationen gelungen war. Monat für Monat errechneten die Meteorologen „kritische Tage" für eine mögliche Landung an der Atlantikküste, wobei die jeweils herrschenden Gezeitenverhältnisse als Anhaltspunkt dienten. Anfang Januar 1944 unternahm Generaloberst Jodl eine Inspektionsreise durch Frankreich und an die Kanalküste, von der er nicht unbefriedigt zurückkehrte. Seine Sorge galt mehr der Möglichkeit, daß die Invasion nicht in der Normandie, sondern auf dem Balkan stattfinden würde! Lange Zeit vermutete er das Hauptquartier Eisenhowers in Gibraltar. Die Erinnerung an die Nordafrika-Geleitzüge ließ seine Phantasie nicht ruhen. Bis zum 6. Juni 1944 hielt er es für möglich, daß durch eine gewaltige Schiffsbewegung ein ganz unerwarteter Schwerpunkt im Mittelmeer geschaffen würde.

In einem Vortrag, den Jodl im Februar 1944 vor einem Kreis von Reichsministern und Staatssekretären in Berlin hielt, äußerte er sich über die deutsche Abwehrkraft im Westen ausgesprochen zuversichtlich. Das Bild der Zahlen gab ihm recht — am Invasionstag standen nicht weniger als zwei Millionen deutsche Soldaten in Frankreich. Der Fehler der Rechnung lag in zwei Tatbeständen; erstens im Nichtvorhandensein ausreichender Luftstreitkräfte und zweitens in dem Umstand, daß jene zwei Millionen Mann zum überwiegenden Teil Mannschafts- und Offiziersbestände umfaßten, die — seit Jahren für Besatzungsaufgaben eingeteilt — keinen Kampfwert besaßen, ja, in den kritischen Wochen jener Katastrophenstimmung erlagen, die für die Räumung Frankreichs im Sommer 1944 kennzeichnend wurde.

Das schreiende Mißverhältnis zwischen den sog. „Verpflegungsstärken" und den tatsächlichen Kampfstärken der deutschen Verbände war ein Problem, das Hitler in seinen militärischen Besprechungen immer wieder untersuchte, ohne daß es meines Wissens je gelungen wäre, eine Lösung zu finden. Es scheint ein Merkmal moderner Armeen zu sein, daß ihr gewaltiger technischer Apparat sie beim Verteidigungskampf ebenso unaufhaltsam, ja hastig nach rückwärts zieht, wie er in der Offensive nach vorne drängt.

Was die für die Abwehr einer Invasion in Frankreich vorgesehene Strategie betraf, so fand Rundstedts Plan, den Gegner ruhig

landen zu lassen und ihn dann im Inneren des Landes zu schlagen, Hitlers Billigung nicht. Dieser hielt den Landungsakt für besonders entscheidend, er wollte die Angreifer sofort ins Meer geworfen wissen. Den Feldmarschall Rommel, von dem er sich sofortige und energische Handlungen erwartete, beauftragte er mit der unmittelbaren Truppenführung an der Atlantik-Küste. Am entscheidenden Tag, dem 6. Juni, war Rommel freilich nicht auf seinem Posten. Obwohl dieser Tag zu den von den Meteorologen als „kritisch" bezeichneten gehörte, befand er sich auf Urlaub in seiner Heimatstadt Ulm und erreichte seinen Gefechtsstand erst mit fast 24stündiger Verspätung.

Bald war nun durch die Entwicklung der Ereignisse die Lage geschaffen, mit der Rundstedt gerechnet hatte: Der Gegner hatte die Landung erzwungen und war in das Land eingedrungen. Es geschah dies unter Umständen, mit denen in keinem der Pläne richtig gerechnet worden war — im Küstenabschnitt unter dem wirksamsten Einsatz der feindlichen Schiffsartillerie, im ganzen frontnahen Bereich mit einer alliierten Luftüberlegenheit, die tagsüber jede deutsche Truppenbewegung fast unmöglich machte. Alle deutschen Gegenmaßnahmen wurden in die kurzen Stunden der Nacht gezwungen. Es trat hinzu, daß die seit zwei Jahren herrschende Ungewißheit über den Landungsplatz der Invasion auch nach dem 6. Juni noch nicht endgültig beseitigt war. Die Militärs erklärten mit Nachdruck, daß noch eine zweite Invasionsarmee in England bereitstünde und daß deren Landung im Raume Calais zu erwarten sei. Diese Annahme hielt nicht unbeträchtliche deutsche Reserven den Normandiekämpfen fern. Die Kämpfe dort haben durch ihre Zähigkeit und Härte eine besondere Stellung in der Geschichte des Krieges. Im Hauptquartier ist später manches Mal davon gesprochen worden, daß diese Kämpfe einer Reihe von besten deutschen Divisionen das Rückgrat gebrochen haben.

Als dann die Amerikaner nach ihrem Durchbruch von Avranche das Wagnis unternahmen, durch eine Frontlücke von ganz geringer Breite eilig in den französischen Raum vorzustoßen, sah Hitler darin zunächst eine Chance für eine erfolgversprechende Gegenoperation. Vielleicht hätte er recht behalten, wenn nicht infolge der feindlichen Lufteinwirkung die Versammlung der eigenen Kräfte mehrere Tage in Anspruch genommen hätte und

unsere Einheiten nicht schon durch diese schwierige Bereitstellung völlig erschöpft worden wären. So ist der Angriff auf den feindlichen Flaschenhals bei Avranche nach geringem Anfangserfolg steckengeblieben. Die versammelten deutschen Kräfte wurden schließlich noch vom Gegner umfaßt, sie konnten sich nur unter Zurücklassung ihres Gerätes und — ihres Kampfgeistes noch nach Osten durchschlagen. Sie gaben das Signal zur fast völligen Auflösung, in der die meisten Teile des deutschen Westheeres im August und September 1944 ins Reich zurückfluteten. Angesichts der Katastrophe beschränkte sich Hitler zunächst darauf, mit aller Leidenschaft zu fordern, daß wenigstens die Hafenbesatzungen an der Kanalküste ihre befestigen Stellungen hielten und dem Gegner den Aufbau seines Nachschubes erschwerten.

Hitler hat von dem Zusammenbruch in Frankreich nie gesprochen, ohne gleichzeitig die Verschwörung des 20. Juli 1944 zu erwähnen. Sowohl der Militärbefehlshaber Frankreichs als sein Stab und sogar der Feldmarschall Rommel waren in dieses Unternehmen mehr oder minder direkt verwickelt. Auch der Feldmarschall v. Kluge, den Hitler kurz vor der Invasion als Nachfolger Rundstedts zum Oberbefehlshaber West ernannt hatte, war ein Mann des 20. Juli. Es braucht nicht angenommen zu werden, daß in den Maßnahmen der höheren Führung im Westen Absichten wirksam waren, die den Interessen der kämpfenden Truppe zuwiderliefen, aber an Hitlers oft geäußerter Meinung mag ein Korn Wahrheit sein, daß der Zusammenbruch in Frankreich letzten Endes das Ergebnis einer Atmosphäre gewesen sei, die einem energischen Widerstand abhold und der Niederlage zugeneigt gewesen sei, weil ein Erfolg nicht in den Bereich der bestehenden politischen Pläne passen konnte.

Aus solcher Beurteilung der Ereignisse schöpfte Hitler die Auffassung, daß das Geschehene doch wieder ausgeglichen werden könne, wenn nur die Verschwörung ausgetreten, die Moral der Truppe wieder in Ordnung gebracht und die Heimat mit neuer Kampfentschlossenheit erfüllt werde.

Hitler und die „Militärs"

Eine Ansprache an die Gauleiter der NSDAP, die zu diesem Zweck kurz nach dem 20. Juli 1944 in die „Wolfschanze" bestellt worden waren, begann Hitler mit den bitteren Worten: „Ich habe immer gewußt, daß von dieser Seite aus einmal auf mich geschossen würde, nur, daß der Anschlag so hinterhältig sein wird, das habe ich nicht geahnt." Ohne weiter auf die Einzelheiten des Attentats einzugehen, beschäftigte Hitler sich in dieser Rede so offen wie nie zuvor mit dem Wirken jener einflußreichen militärischen Gruppe, die man in der Welt gemeinhin zu bezeichnen glaubt, wenn man vom „Deutschen Generalstab" spricht. Wie die meisten Schlagwortbegriffe, so ist auch dieser falsch und irreführend. Nicht jeder Generalstäbler ist ein „Militär" im Sinne des politisch tätigen Kreises, den man deshalb verurteilt, weil ihm der Soldatenberuf ein Mittel zu eigenen und oft eigenartigen Plänen ist. Es ist weiter zu sagen, daß nicht jeder „Militär" Generalstäbler war und daß auch die Ausprägung dieses Typus des über seinen eigentlichen Beruf hinausgreifenden Soldaten nicht auf Deutschland beschränkt war und ist.

Als besondere „Brutstätten innenpolitischer Umsturzabsichten" bezeichnete Hitler in seinen damaligen Ausführungen die Stäbe der früheren Wehrkreiskommandos, die unverhältnismäßig ausgebaut worden seien und sich vor allem mit der Vorbereitung dessen beschäftigten, was sie unter dem Begriff „Übernahme der vollziehenden Gewalt" verstanden. Hitler erinnerte die Gauleiter daran, daß schon in der Nacht vom 29./30. Januar 1933 ein Potsdamer Militärputsch zur Verhinderung der Machtergreifung Hitlers geplant war, und er erklärte, daß seither der Kampf zwischen ihm und den Militärs ein nahezu ununterbrochener gewesen sei.

Diese Bemerkung Hitlers ist unter dem erregenden Eindruck des 20. Juli getan worden und mag sich in dieser Schärfe nicht für die ganzen zwölf Jahre belegen lassen.

Unbestreitbar ist freilich, daß der Kreis der damals so genannten „Bürogenerale" des seinerzeitigen Reichswehrministeriums mit Schleicher an der Spitze das letzte, besonders einflußreiche Aufgebot gegen Hitlers Machtergreifung gewesen ist. Diese ur-

sprünglich so offen gegnerische Einstellung der Reichswehrführung änderte sich in den folgenden Jahren nur schrittweise. Der Reichswehrminister von Blomberg war zwar am 30. Januar 1933 nicht von Hitler, sondern von Hindenburg für die neue Regierung ausgesucht worden, er gewann aber bald ein enges persönliches Vertrauensverhältnis zu Hitler. Es konnte nicht ausbleiben, daß die Wiederaufrüstung und die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht nicht nur die Soldaten, sondern auch die Militärs befriedigte. In ihrer inneren Einstellung gegenüber Hitler und seiner politischen Bewegung änderte sich freilich nichts Entscheidendes. Die Personalpolitik der Bendlerstraße sorgte — so lange es ging — dafür, daß „die innere Geschlossenheit des Offizierskorps" gewahrt und von „äußeren Einflüssen" unberührt blieb, um damals vielgenannte Begriffe zu wiederholen. Es war ein beachtlicher Korpsgeist am Werk, um das neuerstandene Heer als eine politische Komponente zu erhalten. Blomberg, der diese Entwicklung zwar nicht wünschte, aber sie doch auch nicht hinderte, erklärte damals Hitler gegenüber resigniert: „In unserem Offizierskorps wird nur noch bis zum Major aufwärts gehorcht. Darüber gibt es keinen absoluten Gehorsam mehr" — ein Wort, das Hitler in der letzten Phase des Krieges oft zitierte, wenn er sich über die Eigenwilligkeit hoher Generale beklagte.

Damals, als Blomberg sein bedenkliches Wort sprach, war Hitler freilich für eine so pessimistische Betrachtungsweise nicht zugänglich. Er war stolz auf den von ihm durchgesetzten Neubau der deutschen Wehrmacht, der er sich als alter Soldat zugehörig fühlte und deren Generalen er noch etwas von dem Respekt des Gefreiten entgegenbrachte. Hitler versäumte keine Gelegenheit persönlicher Gesten, öffentlicher Anerkennung und großzügiger Beförderung, um gerade das höhere Offizierskorps ganz für sich zu gewinnen.

Ein erster sichtbarer Bruch trat aus zwei unerwarteten, außergewöhnlichen und peinlichen Anlässen in Erscheinung: Der verwitwete Reichskriegsminister von Blomberg, den Hitler 1936 zum Generalfeldmarschall ernannt hatte, war im Januar 1938 zum zweiten Male eine Ehe eingegangen. Hitler wurde als Trauzeuge gebeten und hat als solcher fungiert. Kurz nach dem Ereignis sprach sich herum, daß die junge Frau des Feldmarschalls auf

einen zu bewegten Lebenswandel zurückblickte, um die gesellschaftliche Stellung ihres Mannes teilen zu können. Göring war es, der die Angelegenheit Hitler vortrug und die Entlassung Blombergs forderte, die Hitler — verärgert über die Situation, in die Blomberg ihn gebracht hatte — weder verweigern konnte noch wollte. Der Zufall brachte es mit sich, daß in jenen Tagen auch noch gegen den Oberbefehlshaber des Heeres, Generaloberst von Fritsch, den Hitler zunächst zum Nachfolger Blombergs ernennen wollte, eine unerfreuliche persönliche Anschuldigung vorlag. Ein von der Polizei aufgegriffener homosexueller Erpresser hatte bei seiner Vernehmung auch den Namen Fritsch genannt. Hitler, der zunächst an eine Mystifikation glaubte, ließ den Generaloberst zu sich kommen und sprach ihn überraschend auf die Sache an, um aus seiner Reaktion zu entnehmen, ob die Anschuldigung irgendeinen Hintergrund habe. Fritsch war bereits von befreundeter Seite unterrichtet. Trotzdem fiel seine Antwort zunächst nicht überzeugend genug aus, so daß Hitler sich entschloß, Fritsch zusammen mit Blomberg zu entlassen. (Bei einem wenige Wochen später unter Görings Vorsitz geheim durchgeführten kriegsgerichtlichen Verfahren erwiesen sich die gegen Fritsch erhobenen Behauptungen als falsch. Die daraufhin erfolgende Ernennung Fritschs zum Chef eines Artillerieregiments war als interne persönliche Rehabilitierung gedacht.)

Am 4. Februar 1938 vollzog Hitler das Revirement. Um nicht den Eindruck einer Wehrmachtskrise hervorzurufen, veranstaltete er einen umfangreichen Personalschub — im Stile der „Wachablösung", wie sie Mussolini im faschistischen Regime von Zeit zu Zeit durchzuführen pflegte. Ribbentrop wurde an Stelle von Neurath Reichsaußenminister. Weitere Ernennungen, so die Bildung eines „Geheimen Kabinettsrates" (der nie zusammentrat) vervollständigten nach außen hin das Bild eines umfassenden politischen Personalwechsels, während es sich im Kern um das erste ernste Eingreifen Hitlers in den militärischen Bereich gehandelt hat.

Für das Verhältnis der „Militärs" zu Hitler ist dieser 4. Februar 1938 von bedeutender Auswirkung gewesen. Von diesem Zeitpunkt ab wird Hitlers Tendenz bemerkbar, einen Kreis von ihm verläßlich erscheinenden Offizieren in seine Nähe zu ziehen

– mit Keitel als Chef des damals neugeschaffenen Oberkommandos der Wehrmacht an der Spitze. Auch seinen militärischen Adjutanten, den späteren General Hoßbach, hat Hitler damals gewechselt und unter dem damaligen Major, späteren General Schmundt, der am 20. Juli 1944 schwer verwundet wurde und wenige Wochen später starb, eine vergrößerte militärische Adjutantur geschaffen. Andererseits lassen sich bis zu diesem 4. Februar die Spuren der Wehrmachtskrise zurückverfolgen, die dann sechs Jahre später so dramatisch zum Ausbruch kam. Der im Sommer 1938 auf Vorschlag des neuen Heeresoberbefehlshabers von Brauchitsch aus seinem Amte als Generalstabschef entlassene Generaloberst Beck wurde zum Mittelpunkt der Verschwörung, deren politische Parallele der Kreis um Goerdeler war. Die von der britischen Propaganda damals oft verkündeten Spekulationen auf einen baldigen innerdeutschen Umsturz, die uns in den August- und Septembertagen 1939 nur zu ironischen Bemerkungen Anlaß boten, erscheinen im Lichte der inzwischen bekannten Tatsachen um vieles seriöser als damals.*

Die Schaffung des „Oberkommandos der Wehrmacht" unter Hitlers direktem Befehl brachte auch eine verstärkte sachliche Einflußnahme Hitlers auf die Wehrmachtsführung mit sich. In einer Reihe von Einzelfragen scheint sich Hitler bereits in den vorhergegangenen Jahren manche konkrete Meinungen gebildet zu haben, die er nun mit Hilfe seines OKW durchzusetzen suchte, wobei Reibungen nicht ausbleiben konnten. Schon im Frühjahr 1938 ergab sich eine Auseinandersetzung hinsichtlich der im Westen getroffenen Verteidigungsmaßnahmen. Im Verlauf der ersten Sudetenkrise — im Mai 1938 durch eine tschechische Teilmobilmachung ausgelöst — entsandte Hitler Göring an die Westgrenze zu einer Besichtigung und Prüfung der dortigen Befestigungen. Görings negativer Bericht und Hitlers Wunsch nach einer wirkungsvollen Demonstration gaben Anlaß zu dem bekannten Entschluß, unter Anwendung der von Todt beim Reichsautobahnbau entwickelten neuartigen Arbeitsmethoden, den „Westwall" zu bauen. Dies ging nicht ohne Widerspruch militärischer Fach-

* Anm. des Herausgebers: Vgl. Annelies von Ribbentrop, „Die Kriegsschuld des Widerstandes, Aus britischen Geheimdokumenten", Leoni, 2. Aufl. 1975.

leute vor sich, die eine starre Bunkerlinie für unzweckmäßig erklärten. Hitler sprach später manchmal von einer Denkschrift, die er damals für den Generalstab verfaßt hat. Darin sei sowohl die militärische Zweckmäßigkeit des Westwalles erörtert als auch die Forderung nach Entwicklung einer besonderen Taktik zur Verteidigung dieser Anlage aufgestellt worden. Deren Grundgedanke, so lautete Hitlers Argumentation, müsse es sein, den Bunker als Unterstand zum Schutz gegen feindliches Vorbereitungsfeuer zu benutzen, den infanteristischen Abwehrkampf gegen den Sturmangriff des Feindes aber außerhalb des Betonstandes zu liefern. Diese Denkschrift wurde im März 1945 nochmals aus den Akten geholt — als Kommentar zu den Berichten aus dem Westen, daß zahlreiche Westwallstellungen fast kampflos aufgegeben worden waren. Hitler hat damals den Verdacht geäußert, daß der Westwall von militärischer Seite von vorneherein sabotiert worden sei und daß man ihm jetzt beweisen wolle, daß 1938 nicht er, sondern der Generalstab recht gehabt habe.

Ich habe keine Gelegenheit gehabt, die Atmosphäre zwischen Hitler und den Militärs in den entscheidenden zwei Jahren vor Kriegsausbruch selbst zu studieren, aber nach allen Kenntnissen, die ich in dieser wichtigen Frage gesammelt habe, glaube ich sagen zu können, daß in den kritischen Situationen jener Zeit von militärischer Seite nicht auf eine Verschärfung der Lage und keinesfalls auf einen Kriegsausbruch hingewirkt wurde. Man scheint sogar nachdrücklich den Standpunkt vertreten zu haben, daß die deutsche Aufrüstung noch nicht genügend fortgeschritten sei, um einen größeren Zusammenstoß bestehen zu können. Hitlers Gegenargument ging wohl dahin, daß — falls sich ein Konflikt wirklich als unvermeidlich erwiese — ein Zeitgewinn für England und Frankreich wahrscheinlich wertvoller wäre als für die deutsche Wehrmacht, deren Rüstung zwar noch nicht komplett, aber doch moderner war als die der Westmächte. Ein anderes ähnliches Moment klang in einem Wort an, das Hitler dem britischen Ministerpräsidenten Chamberlain in Godesberg gesagt hat: „Wenn Sie Krieg haben wollen, dann führe ich ihn lieber im Alter von fünfzig als von sechzig Jahren."

Als dann der Krieg wirklich vor der Tür stand, hat es freilich für Hitler eines Aufwandes an Überredungskunst nicht bedurft,

um die Militärs für ein Losschlagen zu gewinnen. Möglicherweise waren die vorhergegangenen Einwendungen auch mehr als Vorsichtsklausel gedacht, um für alle Fälle nicht mit der Verantwortung belastet zu werden.

Die Operationspläne für den Polenfeldzug sind, wie ich aus manchen Äußerungen im September 1939 entnehmen konnte, zwar vom Generalstab entworfen, aber von Hitler nicht so angenommen worden, wie sie vorgetragen wurden. Der schnelle und weitausgreifende Vorstoß von Panzern und motorisierten Verbänden war eine der Grundforderungen, die Hitler damals und später vertrat und durchsetzte.

Hatte Hitler beim Operationsplan für Polen nur mitgewirkt, so wurde sein Einfluß für den Feldzugsplan im Westen entscheidend. Von einem angriffsweisen Vorgehen gegen Frankreich wollte man von militärischer Seite zunächst gar nichts wissen, wie ja auch Hitler diesen Gedanken erst nach Abschluß des Polenfeldzuges und nach Scheitern seines Friedensappelles ernstlich überlegte. Dann aber vertiefte er sich in das Problem und gewann den Eindruck, daß es zu lösen sei. Mit dieser letzteren Meinung stand Hitler zunächst ziemlich allein da. Bei einer großen militärischen Besprechung, in der Hitler davon sprach, daß die Lage im Westen „mit einem kühnen großen Schlag" völlig geändert werden könne, lautete — wie mir ein Teilnehmer später erzählte — die allgemeine Meinung der Generale etwa: „Von jeder Sachkenntnis ungetrübt." (Der spätere Feldmarschall von Manstein soll damals fast der einzige General gewesen sein, der Hitlers operative Idee für aussichtsreich hielt.) Hitler mußte für seinen Plan erst „Propaganda" machen und er tat dies in mehreren großen Generalsbesprechungen, die im Spätherbst 1939 im historischen Kongreßsaal der Alten Reichskanzlei abgehalten wurden.

Angesichts dieser Vorgeschichte waren die Sommerereignisse 1940 auch ein Triumph Hitlers über die Militärs. Es ist schwer zu entscheiden, ob es Taktik ober Überzeugung war, daß sie nun nach dem Sieg im Westen überraschend zu den stärksten Wortführern der „Unbesiegbarkeit" des deutschen Soldaten wurden. Dem Wagnis des Rußlandfeldzuges scheinen sie keinerlei Bedenken entgegengesetzt zu haben. Nach dem 22. Juni 1941 habe ich von nüchternen Generalen überaus phantasievolle Auslassungen

zu hören bekommen, daß „der deutsche Panzersturm unaufhaltsam bis an den Ural branden würde".

Schon nach wenigen Monaten zeitigten diese etwas zu kühnen Vorstellungen ihr bedenkliches Resultat in einem der peinlichsten Fachskandale, die es auf dem Gebiete planender Generalstabsarbeit wohl je gegeben hat — in dem fast völligen Fehlen einer für den russischen Winter geeigneten Bekleidung und Ausrüstung der deutschen Truppen. Offenbar waren die Sommermonate für die Niederwerfung Rußlands als ausreichend erachtet worden. Hitler erhielt zwar im September eine Ausstellung von Mustern für die Winterausrüstung vorgeführt, daß die Aufträge für eine Massenfertigung erst viel zu spät erteilt worden waren und eine Ausgabe an die Truppe im Laufe des Winters kaum mehr denkbar war, davon wurde bei dieser Gelegenheit nichts berichtet.

Hitlers Maßnahmen in der Krise des Spätherbstes 1941 sind bekannt. Er enthob den Feldmarschall von Brauchitsch seines Postens als Oberbefehlshaber des Heeres und übernahm selbst dessen Führung. Seine Absicht war es, die unsichtbare und doch stets fühlbare Fronde der Militärs auszuschalten und durch den nun geschaffenen unmittelbaren Kontakt zum Generalstab des Heeres auf diesen persönlich Einfluß zu gewinnen und ihn fest in die Hand zu bekommen. Hitlers Erwartung erfüllte sich nicht, im Gegenteil — von diesem Augenblick an begannen die oppositionellen Elemente ihre bisher lockeren Verbindungen zu aktivem Widerstand zusammenzuschließen.

Hitler spürte diese Entwicklung, ohne sie genau fassen zu können. Um ihr zu begegnen, ernannte er seinen militärischen Adjutanten, den ihm treu ergebenen General Schmundt zum Chef des Heerespersonalamtes. Die „Fülle der Gesichte" war freilich zu groß, als daß dieser einzelne der wachsenden Bewegung hätte Herr werden können. Es erwies sich als unmöglich, mitten im Kriege den Aspekt der „Führertreue" in die Heerespersonalpolitik auch nur für die obersten Spitzen einzuführen. So war es Schmundt, der im Juni 1944 den Grafen Stauffenberg ahnungslos in die Stellung gebracht hat, die dieser haben wollte, um durch unmittelbares Vortragsrecht bei Hitler die Möglichkeit zur Durchführung seines Attentates zu erhalten ...

Die Herbstkrise 1941 stellt im Verhältnis Hitlers zu den Mili-

tärs einen tief einschneidenden Wendepunkt dar. Organisatorisch äußerte er sich in dem damals einsetzenden Ausbau der Waffen-SS zu einem fast selbständigen Wehrmachtsteil. Diese Entwicklung war die sichtbarste Frucht des Mißtrauens, mit dem Hitler nun in wachsendem Maße der Führung des Heeres begegnete, aber sie war nicht das einzige sachlich bedenkliche Resultat des endgültigen Auseinanderlebens zwischen Hitler und den Militärs. Seine großen Erfolge, die er mehrfach gegen ihren fachlichen Widerstand errungen hatte, gaben ihm ein natürliches Gefühl der Überlegenheit, jetzt minderte ihre spürbare grundsätzliche Opposition den Wert ihrer Ratschläge, die in der Periode der Defensive notwendiger und wichtiger waren als in den Zeiten des Angriffes an allen Fronten. In diesen entfalteten sich Hitlers Fähigkeiten der großen Schau und des kühnen Entschlusses, später, als es um das kühle Haushalten mit den Kräften ging, wäre die nüchterne Mitwirkung des Militärs von ernstester Bedeutung gewesen. Die Kluft aber war bereits zu tief. Auf der einen Seite war das Vertrauen geschwunden, auf der anderen nahm der Gedanke an einen innenpolitischen Umsturz konkrete Formen an.

Nach dem 20. Juli hat die sog. „Säuberung" zahlreiche Offiziere in militärische Schlüsselstellungen gebracht; eine planmäßige Opposition von seiten des OKH und ähnlicher Organisationen fand von diesem Zeitpunkt an wohl nicht mehr statt. Manche „alte Männer", denen eine Beteiligung an der Verschwörung nicht nachgewiesen werden konnte, wurden als höhere Truppenführer an die Fronten geschickt. Es mag eine umstrittene Frage sein, ob für Hitler damit das Übel größer oder geringer geworden ist.

Ein letzter sachlicher Streit entstand mit dem Generalstab noch Anfang Februar 1945, als die Abteilung „Fremde Heere Ost" die These aufstellte, daß die Russen nach ihrem Vorstoß an die Oder den Vormarsch auf Berlin unverzüglich fortsetzen würden, während Hitler glaubte, daß sie dies nicht ohne Bereinigung der Flanken, d. h. ohne vorherige Eroberung Pommerns, tun würden. Hitler vermutete in den Thesen der Abteilung „Fremde Heere Ost" — wohl nicht ohne Grund — eine Kritik an seinem, im März dann durchgeführten Plan, im ungarischen Raum eine Entlastungsoffensive zu führen. Er glaubte, den Russen hier an einer

Front treffen zu können, wo Truppen minderer Qualität und balkanische Bundesgenossen eingesetzt waren, und er erhoffte sich eine automatische Erleichterung an der ganzen Ostfront, falls im ungarischen Raum die Donaulinie wieder erreicht werden könnte. Seine Erwartung, daß die russischen Vorbereitungen für den Angriff auf Berlin lange genug dauern würden, um den Schlag in Ungarn zu führen, haben sich zwar erfüllt, aber die versteckte Kritik des Generalstabs erwies sich auch als begründet — die letzte Offensive Hitlers versank im Sumpf der Donauniederung und in der Kapitulation mehrerer ungarischer Divisionen.

*

Das Kapitel „Hitler und die Militärs", zu dem ich nur die wenigen Striche und Ausblicke beitragen kann, die sich dem Außenstehenden — damals und später — gezeigt haben, gewinnt seine volle Bedeutung erst durch die Erinnerung, daß auch in anderen autoritären Regimen ähnliche Entwicklungen zu Tage traten, daß es sich also offensichtlich um eine für dieses Staatssystem typische Problemstellung handelt.

Im faschistischen Italien hat sich der Kreis der einflußreichen Militärs ebenfalls in einer entscheidenden Stunde zu Worte gemeldet und als stark genug gezeigt, den Sturz des Politikers und die Kapitulation des Landes zu erzwingen.

Auch in der Sowjetunion ist das Problem aufgetreten, nur wurde es bereits *vor* dem Kriege gelöst. Die Verschwörung Tuschatschewskys wurde bereits 1937 aufgedeckt und niedergeschlagen und die sich daran anschließende Krise der Wehrmacht noch in den Friedensjahren überwunden. Außer Wlassow, der nach seiner Gefangennahme eine nichtkommunistische russische Armee organisierte, ist kein russischer General zu nennen, der im Kriege etwas anderes geplant, getan und vielleicht auch nur gedacht hat, als der Politiker Stalin es von ihm forderte und erwartete.

Das Votum der Militärs aus den Jahren 1938 und 1939, daß die Wehrmacht noch nicht voll kampfbereit sei, hat trotz ihrer beispiellosen kämpferischen Leistungen doch eine geschichtliche Bestätigung, wenn auch in anderem Sinne erfahren — sie hatte die revolutionäre Krise noch nicht überstanden und daran zerbrach sie, als die härteste Stunde der Prüfung gekommen war.

Der deutsche Zusammenbruch war nicht nur ein machtpolitisches, sondern auch ein moralisches Ereignis. Die letzten Jahre des deutschen Widerstandes gegen die Ost-West-Koalition sind erfüllt von immer neuen Situationen, in denen vertragliche und Treuebindungen auf die Probe gestellt — und nicht gehalten wurden. Einem Verhängnis gleich ergab sich, daß Hitler, dem man in der Welt vorwarf, seine Verträge nicht gehalten und sein Wort gebrochen zu haben, durch eine Lawine von Vertrags- und Wortbrüchen anderer seinem Ende entgegengetrieben wurde. Von Stalingrad bis zur letzten Offensive in Ungarn zeigte sich immer wieder das Bild des Umsturzes aller Berechnungen und Pläne, weil entscheidende Faktoren plötzlich ihre Vorzeichen änderten, weil über Nacht feste Bindungen zu unüberbrückbaren Klüften wurden.

Im Felde der großen Politik leitete der Abfall Italiens — beginnend mit dem Sturz Mussolinis am 25. Juli, vollendet mit der Kapitulation am 8. September 1943 — den Zusammenbruch des deutschen Bündnissystems ein. Eine sofortige militärische Katastrophe wurde damals nur durch Hitlers vom ersten Augenblick an feststehende Überzeugung verhindert, daß der Abgang Mussolinis trotz aller Versicherungen der Badoglio-Regierung den Abfall bedeute. Die sechs Wochen, die zwischen dem 25. Juli und der italienischen Kapitulation lagen, wurden von Hitler mit nüchterner Entschlossenheit dazu benutzt, alle erforderlichen militärischen Dispositionen zu treffen, um im Augenblick einer italienischen Waffenstreckung wenigstens Nord-Italien fest in der Hand zu behalten. Tatsächlich gelang es, die Front nach Eintreten der Kapitulation sogar noch südlich von Rom zu stabilisieren, obwohl von seiten der Badoglio-Regierung alles getan und nichts unterlassen worden war, um den deutschen Bundesgenossen zu täuschen. Als Hitler — am Spätnachmittag des 8. September 1943 durch eine von unserem Pressebüro aufgenommene amerikanische Meldung über die vollzogene Kapitulation unterrichtet — den deutschen Geschäftsträger in Rom direkt zum König sandte, leugnete dieser alles ab, gebrauchte starke Worte der Entrüstung über

amerikanische „Lügen“ und erklärte, sofort eine Richtigstellung über die italienischen Rundfunksender verbreiten zu wollen. Als die Tür sich hinter dem deutschen Diplomaten geschlossen hatte, bestieg Seine Majestät hastig den bereitstehenden Kraftwagen und eilte in Richtung Küste, um sich mit einem Torpedoboot in den Hoheitsbereich der Amerikaner zu begeben.

Trotz der im Augenblick wirksamen Gegenmaßnahmen in Italien — durch die in den gleichen Tagen erfolgende Befreiung Mussolinis unterstrichen — war der Zusammenbruch des deutsch-italienischen Bündnisses ein Ereignis, das das ganze politische Gefüge des damaligen Europa erschüttern mußte und erschüttert hat. In fast jedem der Deutschland verbundenen Länder begannen sich kapitulationsbereite Politiker, meist westlicher Prägung, gegen die regierende Schicht zu wenden, deren wichtigste Argumente: der militärische Erfolg und die politische Kraft der „Achse“ ins Wanken geraten waren.

In Finnland vollzog sich die Entwicklung bis zum Ausscheiden dieses Landes aus der deutschen Front am offenkundigsten — und korrekter als irgendwo anders. Mit Finnland hatte kein Vertragsverhältnis bestanden, ja die finnische Regierung legte sogar Wert darauf, daß ihr Land in der deutschen Presse nicht unter den „Bundesgenossen“ genannt wurde, auch in den Zeiten gemeinsamer Erfolge wollte sie bestenfalls den Ausdruck „Waffenbrüderschaft“ konzedieren. Bei dieser nur lockeren Bindung kam der Abfall Finnlands, als er nach vielerlei Verhandlungen schließlich eintrat, für die deutsche Kriegführung nicht überraschend. Auch in der Stunde der Trennung hat Finnland eine gewisse Ehrlichkeit gegenüber dem bisherigen Kampfgefährten nicht vermissen lassen.

Eine vom ersten Augenblick an entscheidende Katastrophe für die deutsche Kriegführung bedeutete der Übertritt Rumäniens auf die russische Seite. Als sich die Sowjets an die rumänische Grenze vorgeschoben hatten und die Krim verloren war, glaubte Hitler — im Gegensatz zu manchen militärischen Berichten, die den russischen Angriff in Richtung Warschau prophezeiten —, daß die zu erwartende große sowjetische Offensive sich gegen Rumänien richten würde, wo die Ölgebiete von Ploesti und die Verbindung nach Bulgarien ein für Moskau noch begehrenswer-

teres Ziel sei als der polnische Raum. Aus diesem Grund und in der Absicht, durch eine militärische Sicherung Rumäniens vor diesem russischen Angriff die Stellung Marschall Antonescus gegenüber den mit den Westmächten verhandelnden liberalen Politikern zu festigen, traf Hitler eine der folgenschwersten strategischen Fehlentscheidungen des ganzen Krieges: er verstärkte die russisch-rumänische Front durch fast fünfzehn bestausgerüstete deutsche Divisionen und versäumte es aus diesem Grunde, ausreichende Reserven hinter der Front der Heeresgruppe Mitte zu versammeln, die den polnischen Raum zu schützen hatte. Auch ein politischer Fehlschluß zeichnete sich in Hitlers Entscheidung ab — er vermutete auf Seiten der Amerikaner und Engländer mehr Realpolitik, als sie in jenen Jahren gegenüber Rußland trieben, offenbar hielt er für ausgeschlossen — was dann Tatsache wurde —, daß nämlich die rumänischen Verhandlungen mit den Westmächten schließlich zur Kapitulation gegenüber Moskau führten. Er rechnete nicht damit, daß die alliierte Politik bewußt auch die Herrschaft der Sowjets auf dem Balkan in Kauf nahm, als es galt, Deutschland niederzuzwingen. So vollzog sich im Sommer 1944 die große Ostkatastrophe: Die Russen traten — denn sie wußten ja, daß Rumänien um billigen Preis gewonnen werden konnte — nicht dort, sondern in Richtung Warschau zum Großangriff an, und als sie im August mit schwachen Kräften eine Scheinoffensive an der rumänischen Front begannen, wurde diese das Signal zum Sturz Antonescus und zur schlagartigen Umzingelung der deutschen Divisionen, die — zwischen rumänischen Verbänden an der Dnjestr-Front verteilt — innerhalb weniger Stunden eingekesselt und bald überwältigt waren. Die Schlacht von Stalingrad war eine Niederlage, wie sie in jedem Kriege erlebt und von einer starken Armee auch überwunden werden kann, der überraschende Verlust der deutschen Divisionen in Rumänien und die sich daran anschließende Überflutung auch Bulgariens durch die Russen hat dem deutschen Widerstand im Osten das Rückgrat gebrochen.

Der Abfall der Bundesgenossen verfolgte nun Hitler ununterbrochen, sogar die Staaten, deren politische Selbständigkeit von ihm begründet worden war, versuchten Anschluß an die Feindfront zu gewinnen. So erwies sich, daß der blutige Aufstand in

der Slowakei im Herbst 1944 von höchsten Würdenträgern dieses Staates organisiert worden war, auch in Kroatien gab es im letzten Abschnitt des Krieges ernste Bestrebungen des Abfalles von Deutschland. Der einzige Treue war der, nach dem die britische Propaganda alle mit Deutschland verbündeten Regierungen zu benennen pflegte: der Norweger Quisling. Dieser aber wiederum war kein Bundesgenosse von machtpolitischem Wert, sondern nur ein in einem besetzten Land eingesetzter Regierungschef.

In der Atmosphäre des allgemeinen Abfalles von Deutschland, die zum Merkmal der letzten Kriegsphase wurde, zeigten sich nun auch offenkundige Fälle unmittelbaren Verrates deutscher Wehrmachtsoffiziere, die für Hitler die bitterste Enttäuschung bedeuteten. Der erste Fall dieser Art ist schon mit der Schlacht von Stalingrad verbunden. Als sich der Kampf dort dem bitteren Ende zuneigte, erwartete Hitler, daß der Generaloberst Paulus, den er als kompromißlosen Kämpfer zu kennen glaubte, das Opfer seines Lebens bringen werde, um die militärische Niederlage zu einem moralischen Sieg des deutschen Soldatentums zu erheben. In der Annahme, daß Paulus sich keinesfalls gefangen geben werde, sandte er ihm in den letzten Tagen des Ringens eine Botschaft, in der er ihn zum Generalfeldmarschall ernannte. Die letzten Funksprüche aus Stalingrad schienen die Erwartungen Hitlers zu bestätigen. Unter ihrem Eindruck schloß sich Hitler an diesem Tage in der „Wolfschanze“ in seinen Bunker ein, sagte alle Besprechungen ab und verbrachte viele Stunden bei ernster Beethovenscher Musik. Zur gleichen Zeit übergab Feldmarschall Paulus einem russischen Leutnant seine Waffe und steigerte damit den sowjetischen Erfolg zu einem moralischen Triumph. Als Hitler später die russischen Bild- und Filmaufnahmen sah, die Paulus in der Gefangenschaft zeigten, gab es im Hauptquartier Militärs, die die Echtheit dieser Bilder anzweifelten. Hitler ließ daraufhin genaue Feststellungen treffen, die die Identität einwandfrei erwiesen. Bei Paulus ließ z. B. die Form der Ohrmuschel gar keinen Zweifel zu.

In Stalingrad ging es auch um ein moralisches Moment, militärisch wichtiger waren dann die Vorkommnisse beim Zusammenbruch der Heeresgruppe Mitte in jenem Juli 1944, in dem Hitler wesentliche Teile seiner Reserven nach Rumänien gesandt hatte

und infolgedessen besonders auf den hartnäckigen Widerstand der in Ostpolen kämpfenden deutschen Armeen angewiesen war. Gewiß war hier angesichts der Kräfteverhältnisse ein Rückschlag kaum vermeidbar, es trat aber eine über die Situation eines plötzlichen Rückzuges so weit hinausgreifende Verwirrung ein, daß schon in den ersten Tagen der Verdacht örtlicher Verratshandlungen entstand. Hitler gewann und äußerte damals die Auffassung, daß die Entsendung verräterischer deutscher Offiziere aus der Gefangenschaft hinter die deutschen Linien zur Taktik der Russen gehöre, um Verwirrung zu stiften und größere Einheiten kampflos in Gefangenschaft zu bringen. Der Umstand, daß der Chef des Stabes der Heeresgruppe Mitte ein führender Mann der Verschwörung des 20. Juli war und nach ihrem Scheitern zu den Russen übertrat, verstärkte Hitlers Auffassung von der Rolle örtlicher Verratshandlungen bei überraschenden militärischen Rückschlägen.

Das Ausmaß und die militärische Bedeutung solcher Einzelvorgänge lassen sich normalerweise weder feststellen noch zuverlässig vermuten. Einen Fall gibt es freilich aus den letzten Wochen des Krieges, in dem ein örtliches Versagen entscheidend zur Beschleunigung des endgültigen deutschen Zusammenbruches beigetragen hat: Die überraschende Bildung des amerikanischen Brükkenkopfes bei Remagen am Rhein. Beim Eintreffen der ersten amerikanischen Pressemeldungen über die Eroberung einer unversehrten Rheinbrücke wurde Hitler zunächst erklärt, es hätten sich Flüchtlingstrecks auf der Brücke bewegt, in die eingeschleust amerikanische Panzer vorgedrungen seien. Die auf Hitlers heftiges Verlangen angestellte Untersuchung ergab freilich ein ganz anderes Bild: die Brücke war als Eisenbahnbrücke von Flüchtlingstrecks überhaupt nicht benutzt worden. Nur einige wenige amerikanische Panzer waren zunächst zum westlichen Brückenkopf vorgestoßen. Der amerikanische Offizier, der sie befehligte, vermutete angesichts der unzerstörten Brücke einen Hinterhalt, verhielt deshalb etwa zwei Stunden, ohne sie zu betreten, und holte unterdes Verstärkung heran. Erst als diese eingetroffen war, wurden Sicherungen über den Fluß vorgetrieben und schließlich der östliche Brückenkopf gebildet. Dies alles geschah, ohne daß von deutscher Seite ein Schuß gefallen wäre. Unter Füh-

rung mehrerer Offiziere hatte eine deutsche Einheit in Stärke von mehr als 200 Mann in einem nahegelegenen Eisenbahntunnel Deckung genommen, ohne auch nur den Versuch einer Brükkensprengung zu unternehmen oder den vorfühlenden Gegner anzugreifen, dem dadurch ein bedeutender Erfolg zuteil geworden ist. Dieser eine Fall ist aufgeklärt worden, weil Hitler einen General entsandte, um ihn zu untersuchen — wie viele andere mögen sich seit der Wendung des Kriegsglückes noch ereignet haben? Gesondert müssen freilich jene Situationen der letzten Kriegsphase gewertet werden, in denen so mancher tapfere und anständige Deutsche sich in Gewissenskonflikte verstrickt sah, als es galt, militärische Befehle auszuführen, die schweres Leid über das eigene Volk bringen mußten. Wie immer sich hier der einzelne entschied — jeder, der eine bewußte innere Auseinandersetzung dabei durchkämpfte, hat sich über fremden Vorwurf erhoben.

Die Frage ist müßig, ob die Gesamtentwicklung eine andere gewesen wäre, wenn Hitlers Bündnissystem sich festgefügter erwiesen hätte, wenn die Eide wortgetreu gehalten worden wären, die in den Jahren des Erfolges so eifrig geschworen wurden. Tatsache ist aber gewiß, daß Hitlers strategische Rechnung nicht erst in den letzten Monaten vor allem deshalb falsch sein mußte, weil die Faktoren, mit denen er rechnete, nicht mehr den gewohnten Wert besaßen.

Hitler teilte hierin das Schicksal Napoleons: Auch sein wichtigster Bundesgenosse war der Erfolg. Als dieser ihn verließ, verfiel seine vorher so überdimensionale Anziehungskraft nach dem physikalischen Gesetz des freien Falles in die Tiefe.

*

Der Oberbefehlshaber einer deutschen Heeresgruppe erzählte mir später, daß ihn am Tage der Kapitulation der amerikanische General, mit dem er zu verhandeln hatte, mit der Frage empfing: „Herr Generaloberst, sagen Sie mir — wie konnten Sie diesen Krieg verlieren?"

Daß Männer des Glückes nur im Siege Gefolgschaft und echte Treue finden, das scheint mir die gültigste Antwort auf diese Frage zu sein.

Bei der Niederschrift dieses Kapitels sind Jahre seit dem Zusammenbruch des Reiches vergangen — Jahre, in denen im Gespräch mit Kameraden und im eigenen Nachdenken kaum ein Tag vorüberging ohne ein Ringen um die Frage, die auch in diesem Buch nicht unerörtert bleiben kann, obwohl es unter den Lebenden wohl keine Antwort mehr auf sie gibt: Wie war das möglich, was wir unter den Sammelbegriff „Auschwitz" zu fassen gelernt haben? Wer trägt wirklich die Verantwortung für dieses Geschehen, das zwar nicht — wie manche meinen — einzig in der Geschichte dasteht, auch nicht in der Geschichte unserer Zeit, das aber in Bezirke der Brutalität führt, die Deutsche bisher nicht betreten haben.

Ich gestehe, daß das Geschehene — je länger ich über das grausame Problem nachsinne und je mehr ich mich darüber unterrichte — nicht klarer, sondern fast noch rätselvoller wird, als es vom ersten Tage an war. Wenn in diesen Blättern versucht worden ist, auf manche Fragen der Vergangenheit durch eine Zusammenfassung mir bekannter Antworten gewisse Einzelbilder zu entwerfen, von deren historischer Haltbarkeit ich überzeugt bin, so fehlt mir hier noch eine überzeugende Einsicht in das Problem. Der einzige Beitrag, den ich einem späteren Urteil liefern kann, ist eine Sammlung von Eindrücken und Meinungen, wie sie sich dem grübelnden Verstande heute darbieten, dem manches nun bedeutend geworden ist, was einstmals nur am Rande bemerkt wurde.

Eine meiner letzten beruflichen Bemühungen in Berlin galt der Beischaffung eines sachlich fundierten Dementis zu einigen aus russischer Quelle stammenden Meldungen über ein Konzentrationslager Auschwitz und dort vorgefundene „Vernichtungsanlagen". Die Geschichte erschien auf den ersten Blick völlig phantastisch und so unglaubwürdig, wie so viele Nachrichten der sowjetischen Kriegspropaganda. Wir versprachen uns eine überzeugende Bloßstellung der sowjetischen Nachrichtengebung durch eine klare und mit gutem Material versehene amtliche Richtigstellung. Angesichts der vielen Störungen des dienstlichen Ver-

kehrs durch Bombenangriffe, Telefonausfall usw. war es in jenen Märztagen 1945 zunächst nicht auffällig, daß die uns sonst in solchen Fällen gut und prompt bedienenden zuständigen Dienststellen trotz mehrfacher Mahnung schweigsam blieben. Hartnäkkig wie wir waren, erhielten wir zwar mehrmals Verbindung, sahen uns aber immer wieder auf einen gerade nicht anwesenden Referenten oder eine noch einzuholende Genehmigung oder sonstige, nun schon als Ausreden erkennbare Argumente verwiesen. Inzwischen drangen die russischen Meldungen in die Weltpresse, und wenn auch noch nicht mitgeteilt wurde, was wir heute von der Funktion der Auschwitzer Gaskammern wissen, so war das Fehlen eines substanziierten deutschen Dementis doch bereits ein beunruhigender Tatbestand. Es *mußte* von unserer Seite etwas Klares gesagt werden. Ich empfinde es als eine tragische Ironie in meinem persönlichen Schicksal, daß ich wenige Stunden vor meiner Entlassung wenn auch nicht die ganze, so doch einen Zipfel der Wahrheit erfuhr: Nachdem alle Versuche, von den unteren Dienststellen eine Antwort zu bekommen, ergebnislos verlaufen waren, ergriff ich am Spätnachmittag des 3. April 1945 eine in der Reichskanzlei sich bietende Gelegenheit, Kaltenbrunner, den ich flüchtig kannte, persönlich auf die russischen Meldungen anzusprechen und ihn auf die dringende Notwendigkeit eines überzeugenden Dementis hinzuweisen. Kaltenbrunner ließ mich in seiner verschlossenen Art ruhig aussprechen, dann sah er mich mit einem mir unvergeßlichen, halb finsteren, halb traurigen Blick an und sagte langsam: „Da ist nichts zu dementieren." In Hut und Mantel, wie er bereits war, drehte er sich um und ging zur Türe. Und wenn ich nun auch noch nicht wußte, was eigentlich geschehen war, so ahnte ich nun ein Verbrechen, mit dem das deutsche Volk und der Nationalsozialismus beschmutzt worden sind.

Die Frage, was eigentlich geschehen ist, scheint inzwischen weitgehend augeklärt zu sein. Manche der in diesem Zusammenhang genannten Zahlen mögen zwar propagandistisch übertrieben sein, aber es handelt sich hier ja nicht um eine Frage des Ausmaßes, sondern um eine solche des Grundsatzes. Hier wurden zur vermeintlichen Lösung einer Frage Wege beschritten, die unseres Volkes unwürdig sind.

Was immer ich seither über die Vorgänge in Auschwitz erfahren konnte — jede Einzelheit bestätigt erneut, daß das das dort Geschehene weder dem deutschen Volk, noch der nationalsozialistischen Partei, auch nicht der SS oder einer sonstigen größeren Gruppe von Deutschen als Schuld angelastet werden kann. Für die Sonderabteilung des Konzentrationslagers Auschwitz, in der die Vernichtungen durchgeführt wurden, galt eine so strenge Geheimhaltung, daß sogar — wie eine Zeugenaussage im großen Nürnberger Prozeß feststellte — die Organisation des Todeslagers im wesentlichen in die Hände jüdischer Häftlinge selbst gelegt war, nur um möglichst wenig Deutsche zu verwenden und jede Verbindung zur Außenwelt zu verhindern. Die Zahl der eingeweihten Deutschen soll hundert nicht erreicht haben. Diese Geheimhaltung war wohlberechnet, denn sie war notwendig. Es ist meine feste Überzeugung, daß die Unterrichtung auch nur eines Teiles der höheren Parteiführerschaft — in der von den siebzigjährigen Epp und Hierl bis zum jugendlichen Axmann zahlreiche maßvolle und verantwortungsbewußte Persönlichkeiten ein Wort mitzusprechen hatten — eine Welle des Einspruches und des Protestes ausgelöst und eine Fortführung des Todesprogramms unmöglich gemacht hätte.

Von Männern, deren Namen vor 1945 auch mir unbekannt geblieben waren und die seitdem blutige Berühmtheit erlangt haben, wurde die Geheimhaltung nicht nur insoferne betrieben, als die wahren Tatbestände nicht mitgeteilt und sorgfältig verborgen wurden, sondern in viel wirkungsvollerer Form dadurch, daß mögliche Bedenken oder gar Nachforschungen durch überzeugend erscheinende Erklärungen vorweg abgeschnitten wurden.

Ich erinnere mich gut der offenen, eingehenden und damals durchaus überzeugenden Auskünfte, die wir vom sog. „Reichssicherheitshauptamt" erhielten, als wir im Zusammenhang mit Auslandsmeldungen über die Verhaftung von dänischen Juden um eine erschöpfende Erklärung zu diesen Vorgängen ersuchten. Zur Rechtslage wurde der Standpunkt eingenommen, daß von den Juden feindselige Handlungen zu erwarten und Sicherungsmaßnahmen dagegen berechtigt und erforderlich seien.

Dieses Argument war nicht unbegründet. Das Judentum war unter den anti-deutschen Elementen in der Welt das unstreitig

aktivste. Der Zionistenführer Dr. Chaim Weizmann hatte sogar am 3. September 1939, dem Tage der britischen Kriegserklärung, an den Ministerpräsidenten Chamberlain ein offizielles Schreiben gerichtet, das veröffentlicht und in dem erklärt wurde, daß *alle* menschlich-jüdische Kraft in diesem Kampfe auf seiten Großbritanniens eingesetzt werde. Angesichts so unbeschränkter und weitreichender Erklärungen war Deutschland sicher zu Maßnahmen berechtigt, um die in seinem Machtbereich lebenden Juden an einer Gefährdung der deutschen Kriegsanstrengungen zu hindern. Es wurde uns dargelegt, daß dabei schrittweise und trotz der infolge der Kriegsverlängerung eintretenden Verschärfung der Lage maßvoll vorgegangen worden sei. Bis Herbst 1940 sei amtlich die Auswanderung der Juden gefördert worden. Diese Politik habe beendet werden müssen, da nicht nur beträchtliche Werte, sondern auch zahlreiche für den Feind nützliche Informationen den Weg über die Grenzen genommen hätten. Die Einführung des sog. „Judensterns" im September 1941 wurde als erste sichtbare Schutzmaßnahme gegen das „unterirdische Treiben der Juden insbesondere bei der Verbreitung von Gerüchten unter der deutschen Bevölkerung" bezeichnet. Als nächstes habe man sich mit dem Ernsterwerden des Krieges zur Zusammenfassung der Juden in eigenen Wohngebieten entschlossen, diese Maßnahme aber habe sich nicht bewährt, weil die Juden in diesen Ghettos sich militärisch organisiert, ja sogar systematisch bewaffnet hätten. Nunmehr (die Auskunft wurde im Oktober 1943 erteilt) sei man dazu übergegangen, das zu tun, wozu die deutschen Behörden schon bei Kriegsausbruch berechtigt gewesen seien, nämlich die Juden in Lagern zu internieren. Für alte und kranke Juden habe man aber das Ghetto-System beibehalten und ihnen die ganze Stadt Maria-Theresienstadt im Protektorat Böhmen-Mähren zur Verfügung gestellt, wo sie unter jüdischer Selbstverwaltung lebten. Das Internationale Rote Kreuz habe dort bereits Besichtigungen vorgenommen, die befriedigend verlaufen seien. Diese korrekte Auskunft, deren Richtigkeit in mehreren Punkten auch heute noch unbestreitbar ist, bot damals zu Zweifeln um so weniger Anlaß, als sie sich in verschiedenen Einzelheiten zu bestätigen schien. Man hörte vom jüdischen Kulturleben in Theresienstadt, von zufriedenen Briefen internierter holländischer Ju-

den, die in den Niederlanden vieles zur Beruhigung beitrugen, und ähnliches mehr. Der Eindruck war, daß die europäische Lösung der Judenfrage im Sinne einer Auswanderung weiterhin angestrebt, aber — wie so viele andere Probleme — auf die Zeit nach dem Kriege vertagt sei, nachdem die Fortsetzung der Auswanderungsbewegung im Augenblick nicht mehr rätlich erscheinen konnte.

Darüber freilich — das muß hier festgestellt werden, um falsche Eindrücke zu vermeiden — gab es für keinen von uns einen Zweifel: Wir sahen eine Judenfrage und erwarteten ihre Lösung. Die Existenz einer jüdischen Nation hat sich gerade in den anderthalb Jahrhunderten seit der Emanzipation des Judentums zweifelsfrei erwiesen. Es hat seither trotz der gegebenen Möglichkeiten der Vermischung seine blutsmäßige Geschlossenheit bewahrt. Solange die Juden dies taten, ohne gleichzeitig eine staatliche Form für ihre Nation zu prägen, mußten sie in der Welt immer wieder Kritik finden und in Konflikte geraten. Solange das Prinzip des Nationalstaates wirksam ist — und es hat den Anschein, daß es auch bei Bildung übernationaler Zusammenschlüsse doch als politische Organisationsform lebendig bleibt — konnte es für die Juden nur zwei Wege zur Lösung ihres Existenzproblems unter den Völkern geben: Entweder sie assimilierten sich, d. h. sie gaben ihren nationalen Zusammenhalt tatsächlich auf, oder sie suchten für ihre Nation eine geographisch fixierte staatliche Organisation, wie sie schließlich im Staate Israel geschaffen wurde. Bei dem Versuch, zwar in allen zivilisierten Staaten zu leben und Einfluß zu besitzen, aber trotzdem die eigene nationale Bindung nicht abzulegen, konnte die Gefahr von ernsten Reibungen nicht vermeidbar sein.

■

Ich kenne kein Wort Hitlers, das darauf schließen ließ, daß er durch das Mittel der Massentötung in eine natürliche Regelung der Judenfrage einzugreifen beabsichtigte. Im Gegenteil — die brutale Gewalttat von Auschwitz steht in offenem Gegensatz zu vielen persönlichen Äußerungen über die Judenfrage, die ich von Hitler in Erinnerung habe. Aus ihnen war zu entnehmen, daß er die Erkenntnis des Bestehens einer Judenfrage bereits als den wichtigsten Schritt zu ihrer weltweiten Lösung ansah. Er schien

sich völlig klar darüber zu sein, daß hier ein Problem vorliege, das niemals von Deutschland allein, sondern nur durch gemeinsame Schritte aller betroffenen Nationen gelöst werden könne. Obwohl er die Juden als die absoluten Feinde Deutschlands ansah und er bei der Beurteilung ungünstiger Weltnachrichten sehr dazu neigte, jüdische Ursprünge zu vermuten, so schrieb er doch in vielen Gesprächen dem jüdischen Volk eine Funktion zu, die mit Ausrottungsplänen unvereinbar ist. Ich erinnere mich mancher Bemerkung aus seinem Munde, daß die Juden gerade durch ihr internationales Wirken die nationalen Kräfte der europäischen Völker lebendig erhielten, daß sie zwar eine vielleicht mephistophelische, aber — wie er meinte — gerade deshalb eine notwendige Funktion im Völkerleben erfüllen, ja, daß sie wie „ein Sauerteig" wirkten. Hitler verschloß sich auch nicht der Tatsache jüdischer Kulturleistungen — hoffentlich schadet es in jüdischen Kreisen nicht dem Andenken des Komponisten Mendelssohn, des Dichters Hugo von Hofmannsthal und des Regisseurs Max Reinhardt, wenn ich berichte, daß Hitler ihr künstlerisches Wirken oftmals rühmend besprochen hat.

Bei der historischen Prüfung der offenen antisemitischen Aktionen Hitlers wird auch nicht übersehen werden, daß fast zu jeder einzelnen ein Anstoß von jüdischer Seite gegeben worden ist — Hitlers Temperament entsprach es freilich, daß über der Heftigkeit seiner Antwort der ursprüngliche Ausgangspunkt weit in den Hintergrund trat. Am 27. März 1933 wurden in New York und anderen Städten der USA jüdische Boykottkundgebungen gegen deutsche Waren veranstaltet — vier Tage später antwortete Hitler mit einem 24stündigen Boykott aller jüdischen Geschäfte in Deutschland. Als einige jüdische Emigrantenzeitungen in Paris und Prag zu einem Krieg gegen Deutschland aufriefen, erließ er die Nürnberger Gesetze, und als in Paris ein Jude den deutschen Legationssekretär vom Rath erschoß, ließ er der Goebbelsschen Phantasie freies Feld.

Hitler war überzeugt — nicht zuletzt durch aufgefundene Akten aus dem polnischen Außenministerium —, daß in der Vorkriegs- und Kriegspolitik Roosevelts unmittelbare jüdische Einflüsse gewirkt haben. Auch im Kreml vermutete er Juden am Werk und schrieb ihnen eine Mitverantwortung für die Grausam-

keiten der sowjetischen Kriegführung zu. Besonders empörte ihn im Herbst 1941 der Beschluß der Moskauer Regierung, die an der Wolga seit zweihundert Jahren angesiedelten Deutschen nach Sibirien zu verbannen. (Sie mußten im Winter im Fußmarsch den Ural überqueren, und man hat seitdem nichts mehr von diesem Volk gehört, das nach sowjetischen Statistiken vor dem Kriege noch etwa 1/2 Million Menschen umfaßte.)

Es erhebt sich die Frage, ob Hitler etwa auf Grund solcher Eindrücke und Meinungen Himmler ebenso freie Hand ließ wie im November 1938 Goebbels —? Es muß dabei auch gesagt werden, daß manche bedenklichen Ereignisse den Augen Hitlers verborgen blieben. Noch in den Apriltagen 1945 erlebte ich dafür ein Beispiel: Als ich am 19. April ein letztes Gespräch mit Berlin führte, wurde dort berichtet, daß Hitler eine scharfe Gegenargumentation der Berliner Presse gegen die damals einsetzende amerikanische Propagandawelle über die Zustände in den deutschen Konzentrationslagern angeordnet habe: Es sei kein wahres Wort an den feindlichen Greuelberichten. Wie ich später erfuhr, hat Hitler noch am gleichen Tag seinen Auftrag widerrufen — es war ihm inzwischen auf Anfrage berichtet worden, daß „in den letzten Wochen" tatsächlich ernste Mißstände „in der Versorgung der Konzentrationslager" aufgetreten seien. Diese Mitteilung veranlaßte Hitler, auf die publizistische Erwiderung zu verzichten, was er sonst zu der Angelegenheit bemerkt hat, habe ich nicht in Erfahrung bringen können. Der Vorfall aber gibt zu denken: Hitlers in den letzten Jahren oft ausgesprochener Grundsatz „der Krieg kann nur durch den Krieg gewonnen werden" hat ihn nicht nur von manchem politischen Schritt abgehalten, der die europäische Situation Deutschlands hätte bessern können, seine immer ausschließlichere Beschäftigung mit rein militärischen Fragen begünstigte auf anderen Gebieten selbstherrliche Entwicklungen, die nicht wenig zum Verlust des Krieges und zu den Bürden beigetragen haben, unter denen unser Volk noch zu leiden hat.

Selbst unter Berücksichtigung dieser Umstände kann die Frage nach der Verantwortlichkeit an der Judenvernichtung kaum mehr erschöpfend beantwortet werden. Sicher scheint nur zu sein, daß die Fäden der Organisation bei Himmler zusammengelaufen sind. Keiner der in den Prozessen aufgetretenen Angeklagten oder

Zeugen hat meines Wissens behauptet, mit Hitler direkt über diese Angelegenheit verhandelt zu haben, obwohl dieser sich für alle Unternehmungen, die durch seine Initiative veranlaßt waren, lebhaft zu interessieren pflegte und in solchen Fällen stets auch untergeordnete Offiziere und Beamte empfing und mit Weisungen versah. Höß, den Organisator von Auschwitz, hat Hitler nie empfangen und wahrscheinlich auch nicht gekannt, jedenfalls hat Höß bei seinen mehrmaligen gerichtlichen Vernehmungen nur von seinem Verkehr mit Himmler zu berichten gewußt. Der einzige, der nach seiner Aussage mit Hitler über Auschwitz gesprochen hat, war Kaltenbrunner, und dieser behauptete im Zeugenstand des Nürnberger Tribunals, daß das Ergebnis seines Gespräches die Einstellung der Vernichtungsaktion gewesen sei.

Trotz solcher Indizien scheidet die Möglichkeit aus, daß Himmler etwa in einer so ernsten Frage ganz auf eigene Faust gehandelt habe — als das Wahrscheinlichste erscheint, daß er sich zu irgendeinem, vermutlich stimmungsmäßig überlegt gewählten Zeitpunkt eine allgemeine Vollmacht von Hitler erwirkt hat, die es ihm ermöglichte, einen Teil der Juden in Auschwitz durch Giftgas zu töten, andere in Maria-Theresienstadt dem Internationalen Roten Kreuz vorzuführen, wieder andere im Flugzeug nach Lissabon reisen zu lassen und schließlich ab Herbst 1944 alle Juden unter seinen „besonderen Schutz" zu stellen — denn alle diese Phasen Himmlerscher Judenpolitik hat es gegeben!

*

Das Geheimnis von Auschwitz — ob es je ganz gelüftet wird oder ob es als offene Frage in die Geschichte eingeht — kann nicht für sich betrachtet werden, die Erlebnisse der Moderne zwingen uns, es in Beziehung zu setzen zu dem noch größeren Rätsel der mörderischen Verirrung des menschlichen Denkens in unserer Zeit. Kein Jahrhundert seit der Epoche der griechischen Philosophen hat dem Begriff der Humanität so viele Wort gewidmet — und ihn gleichzeitig so furchtbar und brutal in den Staub getreten wie das Zwanzigste. Der erste Weltkrieg erscheint heute fast nur eine Einleitung zu dem Furioso, das sich erstmals im russischen Bürgerkrieg mit seinem Klassenmord entfaltete, seinen

nächsten Triumph auf beiden Seiten des zweiten Weltkrieges und einen dritten in der Nachkriegsperiode erlebte.

Wie der Krieg selbst von der einstigen ritterlichen Zweikampfvorstellung zum Einsatz von mechanisierten Massenheeren und schließlich zum Volkskrieg nicht nur der Männer, Frauen und Kinder, sondern auch gegen sie geführt hat, so ist auch das Rechtsgefühl und der Verantwortungsbegriff kollektiv entartet. An die Stelle der Einzelverantwortung ist die Kollektivhaftung, an die Stelle der Individualstrafe die Nationalbuße, ja der Massenmord getreten. In Rußland wurden in und nach dem Kriege mehrere Sowjetrepubliken unter der Anklage des „Landesverrates" aufgelöst und ihre Bewohner ins Unbekannte deportiert, Dutzende europäischer Städte wurden durch Flächenbombardements „bestraft" (um einen beliebten Ausdruck der britischen Propaganda aus der Zeit des Bombenkrieges zu wiederholen). Als höchste technische Leistung des zweiten Weltkrieges galt die Erfindung und der Abwurf einer Bombe, die in Sekundenschnelle eine ganze Stadt auslöschen konnte. Ohne besondere Warnung wurde sie im August 1945 einem Lande gegenüber angewandt, das bereits einen Monat vorher seine Friedensbereitschaft zum Ausdruck gebracht hatte.

In diesem Bilde ist zwar Auschwitz eine besondere Szene — die planmäßige Tötung, die minuziöse Heranführung der Todesfracht aus mehreren Ländern, die nüchterne Sortierung und schließlich die grausam „humane" Methode, die den Opfern eine hygienische Maßnahme vortäuschte und sie bis zur letzten Sekunde über ihr Schicksal im unklaren ließ — aber auch diese Besonderheiten gehören in den Rahmen jener Verfinsterung des abendländischen Geistes, die einst die Weltherrschaft des weißen Mannes auf die Entvölkerung ganzer Kontinente gründete und die nun einem Rachegott gleich in diesem Jahrhundert auf unseren Erdteil zurückgekehrt ist.

Die stolzesten Erfindungen noch des 19. Jahrhunderts waren Eisenbahn und Telegraf, Glühlampe und Benzinmotor — in unserem scheint vor allem die Technik der Tötung zu triumphieren. Unserer Zeit war es vorbehalten, in die Zukunftsmöglichkeiten ein Menschheitsende durch Atombombe oder Gaskammer einzubeziehen.

Wann soll die abendländische Menschheit sich besinnen, wenn sie es nicht jetzt tut?

Diese Besinnung freilich, so scheint mir, kann erst beginnen, wenn wir *gemeinsam* die Wurzeln *all* der furchtbaren Geschehnisse zu erspüren suchen, die dem 20. Jahrhundert ein so finsteres Gesicht aufprägen und die nicht nur uns Deutschen zu denken geben.

Das Geheimnis der Endlösung*

Hans Fritzsche, der inzwischen verstorbene, vom Nürnberger Tribunal freigesprochene Angeklagte im sog. Prozeß der „Hauptkriegsverbrecher", schildert in seinem Buch „Das Schwert auf der Waage" überzeugend, wie überrascht und empört die meisten seiner damaligen Mitangeklagten waren, als die Anklagebehörde begann, Beweise dafür vorzulegen, daß in den letzten Kriegsjahren im deutschen Machtbereich unzweifelhaft eine große Mordkampagne gegen internierte Juden stattgefunden hatte.

Es erging diesen Männern auf der Nürnberger Angeklagtenbank nicht anders als allen Deutschen damals: sie blickten schaudernd in einen Abgrund. Da waren — während sie in einen riesigen Krieg verwickelt waren, der an allen Fronten das deutsche Schicksal entschied — geheimnisvolle Untaten vollbracht worden, die zwar in ihrer Art nicht einzig in der Weltgeschichte dastehen, aber doch zum ersten Male unter deutsche Verantwortung fallen.

Das Verfahren der widerstandslosen Tötung nicht nur tatsächlicher, sondern mutmaßlicher Widersacher hatte in früheren Jahrhunderten die Eroberung fremder Kontinente begleitet, es hatte im 20. Jahrhundert die bolschewistische Herrschaft in Rußland begründet, es war zum Leitgedanken der britischen Luftkriegführung geworden und hatte schließlich in den experimentellen Atombombenwürfen auf das bereits zu Boden gesunkene Japan einen schaurigen Höhepunkt gefunden: jetzt aber stellte sich heraus, daß zu dieser brutalen Selbsterniedrigung des Weißen Mannes auch ein deutscher Beitrag geleistet worden war.

---

* Aus „Nation Europa", Coburg, August 1956, erweitert erschienen, in „Das Dritte Reich – Eine Richtigstellung in Umrissen", Leoni 1964.

Wir Deutschen sind ein grüblerisches Volk — wir können nicht mit einem Achselzucken über etwas hinweggehen, was irgendwo und irgendwie in unserem Namen geschah. Die Amerikaner, die sich keine Gedanken über den Verbleib der indianischen Ur-Bevölkerung oder über Hiroshima machen, die Engländer, die sich nicht mit Skrupeln über die Luftkriegsschuld belasten, die Russen, die den Klassenmord der Jahre nach 1917 einfach mit dem Deckmantel der „Revolutionsperiode" zudecken — sie alle tun sich leichter und finden so rascher den Anschluß an Gegenwart und Zukunft als wir, die wir auch dort die Gewissensfrage „Dürfen wir vergessen?" erheben, wo wir sogar heute noch nicht ernstlich wissen, was eigentlich geschehen ist.

Immer noch sind uns nur Fragmente bekannt — gefaßt in jene Schlagworte, die nach 1945 die Besatzungsmächte formulierten, um unseren seelischen Schock zu verstärken — natürlich war ihnen ein zermürbtes, in Selbstbezichtigungen zerfallenes Volk als Objekt ihrer Politik erwünschter als etwa eine trotz der Niederlage in sich einige Nation. Alle Künste moderner Propaganda wurden entfaltet, um das Geschehene — so furchtbar es ohne zusätzliche Übertreibung schon war — in eine Dimension zu steigern, in der alle Deutschen in die Rolle der Parias unter den Menschen verwiesen wurden. In diesem grotesken Umfang ließ die Kollektivschuldformel sich freilich nicht konservieren — neue weltpolitische Situationen erforderten eine Revision; aber im etwas begrenzteren Umfang gegen „die" Nationalsozialisten und „die" SS-Männer von damals ist sie heute noch in Kraft und leistet das Gewünschte: die Verhinderung innerdeutscher Befriedung.

Es soll hier nicht untersucht werden, ob die „Reue- und Buße"-Propaganda im deutschen Raum heute noch für irgendeine weltpolitische Macht zweckmäßig und vernünftig ist — Tatsache ist jedenfalls, daß bisher weder von alliierter noch gar von deutscher Seite ein irgendwie gearteter Versuch unternommen worden ist, den Vorgang des Judenmordes 1941 bis 1944 daraufhin zu untersuchen, ob er wiklich ein Anhaltspunkt dafür bietet, irgendeine Gruppe von Deutschen ernsthaft zu beschuldigen.

So beherrschen auch heute — über zehn Jahre nach dem deutschen Zusammenbruch — die Schlagworte von 1945 die Szene, und es hat den Anschein, daß es zur west- und ostdeutschen

„Staatsräson" gehört, jede ernsthafte Untersuchung zu verhindern — aus Sorge, die als erforderlich und nützlich erachtete Dauerdiffamierung aller früheren Nationalsozialisten könne beeinträchtigt werden.

Angesichts dieser Verhältnisse muß das Erscheinen zweier dokumentarischer Werke geradezu begrüßt werden, die von jüdischer Seite her versuchen, das Geschehen, das wir unter dem Begriff „Auschwitz" zusammenzufassen pflegen, erstmals aus der Sphäre der Strafprozesse und der journalistischen Sensation in die einer historischen Untersuchung hinüberzuleiten.

Natürlich sind es Anklageschriften, die von dieser Seite vorgelegt werden — aber welcher rechtlich Denkende könnte jüdischen Schriftstellern das zum Vorwurf machen?!

Das erste dieser Werke ist von Leon Poliakov, dem „wissenschaftlichen Leiter des Centre de Documentation Juive Contemporaine in Paris zusammengestellt worden und im Arani-Verlag in Berlin unter dem Titel „Die Juden im Dritten Reich" in deutscher Übersetzung erschienen. Dieser umfangreiche Band ist nicht sehr beweiskräftig, wie noch festzustellen sein wird. Schon der Titel ist irreführend — es handelt sich keineswegs um eine Dokumentation, die etwa das Gesamtproblem der Behandlung des Judentums im Dritten Reich 1933 bis 1945 umschließt, sondern um eine im Wesentlichen erst 1938 einsetzende Auswahl von Zitaten unterschiedlichster Qualität in polemischer Aufbereitung. Immerhin finden sich hier einige wirklich wichtige Dokumente wie der erst nach Abschluß des Nürnberger Prozesses am 18. 11. 1946 verfaßte Bericht des SS-Hauptsturmführers Wisliceny, sowie der statistische Bericht des Dr. Korherr an Himmler vom 19. 4. 1943 sowie die ihm dazu erteilte Weisung vom 20. 4. 1943 im Wortlaut z. T. in Faksimile-Wiedergabe.

Wesentlich aufschlußreicher als der unkritische, immer noch auf Propaganda abgestellte sog. „Dokumentenband" von Poliakov ist das mit beträchtlich größerer Mühe erarbeitete Werk von Gerald Reitlinger: „Die Endlösung" (Deutsche Übersetzung im Colloquium-Verlag, Berlin erschienen). Ein beflissener deutscher Vorwortschreiber nennt das Werk „das Buch eines Engländers". Reitlinger selbst tarnt sich nicht: er erklärt ehrlich, daß er als Jude und als Ankläger schreibt, und unter diesem Aspekt wird der fast

700 Seiten starke Band, so mühselig er zu lesen ist, sachlich beachtenswert.

*

Natürlich bietet auch Reitlinger keine Zusammenhänge und er beleuchtet nur die eine, die deutsche Seite des Konfliktes. Auch seine Darstellung setzt erst 1938 ein, und es findet sich keinerlei Hinweis etwa auf die vom Zionistenführer und späteren Präsidenten von Israel Dr. Chaim Weizmann bei Kriegsausbruch 1939 veröffentlichte offizielle Vereinbarung mit der britischen Regierung, durch die die „menschlich-jüdische Kraft" unter die „zusammenfassende Leitung der britischen Regierung" gestellt wurde — eine erstaunliche Erklärung, auf Grund deren die deutsche Regierung in der Tat berechtigt, ja fast gezwungen wurde, die in ihrem Machtbereich lebenden Juden als Kriegsgegner zu betrachten und zu behandeln.

Reitlinger wird für sich in Anspruch nehmen, daß damit äußersten Falles ein deutsches Recht auf Internierung der Juden begründet wurde — und so ist es auch; aber sein Buch hätte gewonnen, wenn er diesen Hintergrund wenigstens erwähnt hätte.

So sind die umfangreichsten Teile seines Werkes nur eine „Leichenschau" geworden — er selbst gebraucht dieses Wort. Trotz aller Tragik erschüttert es weniger, als es ermüdet: so als ob etwa ein deutscher Schriftsteller uns nochmals durch das tagelang bombardierte Dresden wandern ließe — in jeden Keller blicken, in dem verkohlte Körper ineinanderverkrampft liegen, jeden der Plätze untersuchen, auf dem zertrümmerte Flüchtlingswagen sich mit blutigen Leichenhaufen mischen — und der Erzähler uns nie gestatten würde, den Schritt zu beschleunigen, sondern bei jeder grausigen Einzelheit erneut die Stimme erhöbe, ja uns im Kreise führen und zu den furchtbarsten Stätten uns immer und immer wieder hingeleiten wollte. Nachdem Reitlinger seine Wanderung durch den weiter östlich gelegenen Bezirk des Todes schließlich doch beendet hat, findet der Verfasser, daß der Leser „der die Geduld hatte, auch nur einem Bruchteil dieses düsteren Berichtes zu folgen, sich Dutzende Fragen gestellt haben wird".

So ist es in der Tat.

Die Nürnberger Ankläger machten es sich einfacher. Sie operierten mit einigen geschätzten Zahlen und mehreren wohl-

präparierten Zeugen. Diese Nürnberger „Affidavits" und die Publikationen der Nachkriegsjahre verlieren für den an Gewicht, der — wie Reitlinger — mehr Material verarbeitet. So hat sich beispielsweise herausgestellt, daß das „imposante Krematorium in Maidanek, das in der englischen Presse abgebildet worden ist", in Wirklichkeit doch „keine Todesfabrik in der Art von Auschwitz war" (S. 332), und die Nürnberger Erklärung des Auschwitzer Lagerleiters Höß (die noch im Poliakov-Buch als eines der wichtigsten Dokumente figuriert) nötigt Reitlinger eine Bemerkung über den „perversen Größenwahn" ab, „der Höß dazu veranlaßt hat, in einer schriftlichen Erklärung die Verantwortung für die Ermordung von zweieinhalb Millionen Menschen auf sich zu nehmen" (S. 115) und mit der gleichen Skepsis gegenüber Höß' „verwirrten und wortreichen Aussagen" (S. 119) begegnet er der Behauptung, Höß habe schon im Sommer 1941 einen geheimen Auftrag Himmlers erhalten, während dieser einen solchen Befehl nach Reitlingers Ansicht erst im Juni 1942 erteilt haben kann. Nun — das sind Einzelheiten, die mit dem Gesamtbild ebensowenig zu tun haben wie der Streit um die wirkliche Zahl der Tötungen. Während Poliakov leidenschaftlich an der gewohnten Propagandaziffer „6 Millionen" festhält, errechnet Reitlinger eine Höchstzahl von 4,8 Millionen, wobei er aber zu nicht weniger als 3,5 Millionen erklärt, daß es sich nicht um verläßliche Angaben handle. Reitlinger macht geltend, daß die Zahlenfrage für die Beurteilung des Gesamtvorganges nicht von ernster Bedeutung ist. Insoweit keine materiellen Forderungen aus den angestellten Rechenexempeln abgeleitet werden, wird man ihm zustimmen: für die historische und sittliche Beurteilung ist es in der Tat völlig belanglos, ob wir es mit 6000, 600 000 oder 6 Millionen zu tun haben. Wahrscheinlich liegt die richtige Zahl irgendwo dazwischen.

Das sind jedenfalls nicht die wichtigsten Fragen, nach deren Beantwortung wir suchen.

Wir fragen zunächst nach der „Genesis", nach der Entwicklungsgeschichte dessen, was sich zwischen Juni 1941 und Oktober 1944 abgespielt hat — dies ist nämlich, wie sich herausstellt, der genaue Zeitbereich, in dem es um völkerrechtswidrige Tötungen ging — alles was vorher und nachher im deutschen Machtbereich

mit den deutschen Juden geschah, ist zwar auch kein erfreuliches Kapitel, aber die Maßnahmen bewegten sich im Rahmen öffentlicher Gesetzgebung und üblicher Kriegsgebräuche.

Mindestens bis 1941 hatte — wie Wisliceny überzeugend klarmacht (Poliakov S. 87 ff.) und Reitlinger nicht bestreitet — das Wort „Endlösung der Judenfrage" sogar im engsten Kreis Himmlers noch die Bedeutung einer organisierten Auswanderung der Juden aus dem europäischen Raum. Sogar von Heydrich berichtet Reitlinger, daß dieser „nicht immer mit der gleichen Lösung beschäftigt" gewesen sei (S. 25). Obwohl Reitlinger natürlich bemüht ist, dem Wort „Endlösung" grundsätzlich die Bedeutung „Rassenmord" zu unterlegen, kommt er an einer Stelle (S. 343) zu dem Ergebnis, daß die „Frage nach der wahren Bedeutung der Endlösung" „beunruhigend und nicht zu beantworten" sei.

In unseren Augen ist das nicht so „beunruhigend", denn mancher sonst unverständliche Vorgang erklärt sich, wenn wir wissen, daß innerhalb der Reichsführung unter dem Begriff „Endlösung" offenbar lange Zeit ganz etwas anderes verstanden worden ist als das, was alle Welt heute darunter begreift. Auch Reitlingers Darstellung leugnet nicht, daß bis in die ersten Kriegsjahre die Auswanderung der Juden aus dem Reich, ja die Bildung eines jüdischen Staatswesens außerhalb des deutschen Machtbereiches organisiert und gefördert worden ist — also gerade das Gegenteil dessen, was hätte geschehen müssen, wäre von vorneherein ein „Rassenmord" geplant worden!

Der Plan, auf Madagaskar einen jüdischen Staat zu errichten, war nicht nur ein Hirngespinst. Reitlinger erwähnt, daß nicht nur die polnische, sondern auch die französische Regierung sich schon 1937 und 1938 damit beschäftigt haben. Nach dem deutschen Sieg über Frankreich erhielt das Projekt eine neue Note. Zu den Frankreich aufzuerlegenden Friedensbedingungen sollte es gehören, daß das zum französischen Kolonialreich gehörige Madagaskar als jüdisches Staatsgebiet zur Verfügung zu stellen sei. Himmlers zuständige Dienststelle unter dem später berüchtigt gewordenen Sturmbannführer Eichmann beschäftigte sich das ganze Jahr 1940 hindurch mit diesem Plan; Hitler erwähnte ihn am 17. Juni 1941 noch Mussolini gegenüber. Reitlinger weiß begreiflicherweise mit dem ganzen Vorgang, an dem nachweislich

auch noch Göring und Heydrich beteiligt waren, nichts Rechtes anzufangen. Er rettet sich in eine ironische Bemerkung: „Bestimmt hat Eichmann in keinem Jahr seines Lebens weniger Schaden angerichtet." (S. 87)

Es läßt sich nicht daran deuteln: offenkundig war der Madagaskar-Plan bis 1941 die „Endlösung", und ebenso offenkundig hatte diese Endlösung nichts mit Rassenmord zu tun, sie war nicht nur nicht völkerrechtswidrig, sondern entsprach, wenn auch nicht in der geographischen Einzelheit, wohl aber im Prinzip sogar einer jüdischen Forderung.

Wenn wir Reitlingers Darstellung folgen, dann war der Beginn des Rußlandfeldzuges der Zeitpunkt, von dem ab das Wort „Endlösung" einen neuen bedenklicheren Inhalt erhielt — wenigstens für Himmler und Eichmann. Hier tritt nun ein neues Fragezeichen auf, das Aufmerksamkeit verdient:

Es ist bekannt, daß Hitler bei Beginn des Rußland-Krieges einen Befehl erließ, nach dem sog. „Politruks", also kommunistische Kommissare der Roten Armee nicht als Kriegsgefangene behandelt, sondern erschossen werden sollten. Er stützte sich bei diesem gewiß brutalen Befehl auf den Umstand, daß die Sowjetunion sich der Genfer Konvention nicht angeschlossen hatte. Zur Durchführung dieser Maßnahme wurde zu jeder im Osten kämpfenden Heeresgruppe eine sog. „Einsatzgruppe" des SD gebildet — und mit diesen „Einsatzgruppen" ist die Geschichte der ersten Judenmorde verbunden. Wisliceny berichtete dazu: „Dieser ‚Kommissarerlaß' wurde von Himmler und Heydrich auf alle russischen Juden ausgedehnt, in denen sie die Träger der kommunistischen Weltanschauung sahen" (Poliakov S. 93). Reitlinger gibt eine andere Erklärung. Er meint, Hitler habe auch diese Judenerschießung befohlen, aber „der Teil des Führerbefehls, der die Hinrichtung der Juden betraf, wurde jedenfalls niemals schriftlich ausgefertigt" (Reitlinger S. 91). Wir stehen hier unmittelbar vor dem merkwürdigsten Fragezeichen des ganzen Komplexes, vor einem Zweifel, der geradezu grotesk klingt, der aber trotzdem besteht: „Hat Hitler von den Judenmorden gewußt?"

Als Fritzsche noch während des Nürnberger Prozesses Göring direkt auf diese Frage ansprach, sagte ihm dieser: „er glaube nicht, daß Hitler den Befehl dazu gab; eher habe Himmler den

Massenmord veranlaßt". (Springer-Fritzsche: Das Schwert auf der Waage S. 118.) Später (1952) hat der SS-Obergruppenführer Wolff, der jahrelang Chef von Himmlers persönlichem Stab gewesen war, in einem Prozeß gegen den Legationsrat Rademacher unter Eid ausgesagt, er sei „überzeugt, daß Hitler von der Vernichtung der Juden nichts wußte" (Reitlinger S. 126).

*Sowohl Poliakov wie Reitlinger haben ihr Bestes getan, um gerade diesen Punkt aufzuklären, aber ihre Bemühungen blieben ergebnislos: auch in zehnjähriger Suche ist es nicht gelungen, auch nur einen Befehl aufzufinden oder eines unmittelbaren Befehlsempfängers habhaft zu werden oder einen sonstigen schlüssigen Vorgang festzustellen, der Hitlers unmittelbare Beteiligung nachweisen würde.**

Es gibt das „Affidavit" eines gewissen, inzwischen spurlos verschwundenen Kurt Gerstein vom 4. Mai 1945, in dem nach dem Hörensagen behauptet wird, Hitler habe am 16. August 1942 eine „Gaskammer" in Polen besichtigt. Poliakov druckt dieses „Dokument" unbedenklich als Beweisstück ab (S. 101 ff.); Reitlinger ist genauer — er hat festgestellt, daß die unbeeidete Aussage Gersteins nicht einmal in Nürnberg als Beweis zugelassen wurde und, was noch wichtiger ist, Hitler am genannten Tag sein Hauptquartier in der Ukraine nicht verlassen hat.

Die indirekten Beweise, zu denen Reitlinger übergeht, um Hitlers Beteiligung festzustellen, erscheinen auf den ersten Blick überzeugend, halten aber einer Nachprüfung nicht stand. Vor allem stützt sich Reitlinger auf ein Zitat aus Hitlers Reichstagsrede vom 30. Januar 1939, also noch vor Kriegsausbruch:

---

* Auch H. G. Adler kann in seinem Werk „Die verheimlichte Wahrheit — Theresienstädter Dokumente" (Tübingen 1958) nirgends einen Eingriff Hitlers in die hier erörterten Judenmaßnahmen feststellen. Adler erklärte z. B. (a.a.O. Seite 106): „Seit April 1944 zeigte sich Himmler unter verschiedenen Einflüssen geneigt, die ‚Endlösungspolitik' zu mildern und zu durchbrechen, wenn schon nicht aufzugeben." Alles das scheint im Bereich der Himmlerschen Entschlußmöglichkeiten gelegen zu haben! Adler fügt zwar einige Zeilen später die Bemerkung an, Himmler habe bei dieser „Milderung" mit der „Gegnerschaft Hitlers und der Gestapo" rechnen müssen, aber diese Vermutung hält einer kritischen Prüfung nicht stand: wo Hitler wirklich befahl, mußte Himmler gehorchen, und wo Himmler anordnete, da gab es natürlich auch keine „Gegnerschaft" der ihm unterstellten Staatspolizei.

„Ich will heute wieder ein Prophet sein. Wenn es dem internationalen Finanzjudentum in- und außerhalb Europas gelingen sollte, die Völker noch einmal in einen Weltkrieg zu stürzen, dann würde das Ergebnis nicht die Bolschewisierung der Erde und damit der Sieg des Judentums sein, sondern die Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa."

Diese drohenden Worte scheinen — von 1945 her gesehen — klar genug. Aber der Beweis für Hitlers Verantwortung an den geheimen Judenmorden ab 1941 schwindet dahin, wenn wir die Rede vom 30. Januar 1939 an dieser Stelle weiterlesen:

„Denn" — so erklärte Hitler damals weiter — „die Zeit der propagandistischen Wehrlosigkeit der nichtjüdischen Völker ist zu Ende. Das nationalsozialistische Deutschland und das faschistische Italien besitzen jene Einrichtungen, die es gestatten, wenn notwendig, die Welt über das Wesen einer Frage aufzuklären, die vielen Völkern instinktiv bewußt, nur wissenschaftlich unklar ist."

Es folgen schließlich noch Aufforderungen an die europäischen Regierungen, in gemeinsamen Bemühungen eine Regelung der Judenfrage im europäischen Raum zu suchen und zu finden. In der Tat war ja damals und nachweisbar noch zwei Jahre später der Madagaskar-Plan Hitlers Geheimrezept für die Lösung der Judenfrage.

Auf seiner langwierigen Suche hat Reitlinger schließlich noch eine Stelle im Protokoll einer Besprechung Hitlers mit dem ungarischen Reichsverweser Horthy vom 17. 4. 1944 entdeckt, von der er hervorhebt, sie sei „Hitlers einziges schriftlich festgehaltenes Geständnis der Massaker in Polen" (S. 472). Diese Stelle im Protokoll der Besprechung lautet (im Anschluß an eine heftige Kritik der Schwarzhandels- und sonstigen subversiven Tätigkeit ungarischer Juden):

„Mit diesen Zuständen habe man in Polen gründlich aufgeräumt. Wenn die Juden dort nicht arbeiten wollten, würden sie erschossen. Wenn sie nicht arbeiten könnten, würden sie verkommen."

Auch zu dieser groben Sprache ergibt sich wieder eine merkwürdig auflösende Erklärung, in diesem Falle sogar bei Reitlinger selbst; er schildert ausführlich (S. 478) das Motiv des brutalen

Druckes, den Hitler auf den widerstrebenden Horthy ausübte: er wollte nämlich zur Durchführung seines „Jäger-Programmes" für die Luftwaffe 100 000 Juden als zusätzliche Arbeitskräfte aus Ungarn herausholen. Das Programm der Zwangsarbeit während des Krieges hatte den „Madagaskar"-Plan in Hitlers Denken überlagert — die neue Tendenz war weniger human als die vorhergegangene, beide Richtlinien stimmen nur in einem Punkt überein: in ihrem offenkundigen Kontrast zum Verfahren des Mordes, wie es zur gleichen Zeit in einem streng abgetrennten Geheimlager in der Nähe von Auschwitz unter Beteiligung von nur einem knappen Dutzend deutscher Aufseher praktiziert wurde.

Ein besonders merkwürdiges Dokument zur unbeantworteten Frage, inwieweit Hitler unter dem Wort „Endlösung" jemals wirklich Mord verstand, findet sich bei Poliakov sogar in Faksimile-Wiedergabe: da hatte Himmler im Frühjahr 1943 von seinem Statistiker Dr. Korherr zunächst einen ausführlichen Bericht über „Die Endlösung der Europäischen Judenfrage" verlangt und dann die Anfertigung eines „gekürzten Berichtes zur Vorlage an den Führer" befohlen. (Poliakov S. 242.) Am 19. 4. 1943 reichte Dr. Korherr diesen Entwurf ein; bereits am Tage darauf, am 20. 4. 1943, erhielt er ihn wieder zurück mit der Anordnung, „daß an keiner Stelle von ‚Sonderbehandlung der Juden' gesprochen wird. Auf Seite 9, Punkt 4, muß es folgendermaßen heißen: ‚Transportierung von Juden aus den Ostprovinzen nach dem russischen Osten' ". (Poliakov S. 241.) Poliakov setzt unter die Faksimile-Wiedergabe dieser als „Geheime Reichssache" ausgeschriebenen Weisung die polemische Unterschrift: „Von der ‚Sonderbehandlung' der Juden darf nicht gesprochen werden", er vergißt hinzuzusetzen: „Hitler gegenüber" — denn das ist der offenkundige Sinn der befohlenen Textänderung!

Trotz all solcher Indizien wird man natürlich die Frage, ob und inwieweit und gegebenenfalls wann Hitler von dem Geschehen unterrichtet worden ist, zu den vielleicht nie ganz aufzuklärenden Problemen der Vergangenheit zählen müssen.

Es ist bedauerlich, daß wir dazu keine Klarheit erhoffen dürfen, denn das geschichtliche Urteil über Hitler wird — neben anderen Gesichtspunkten — unvermeidlich auch von der Frage be-

stimmt, ob und inwieweit er selbst sein zwei Jahrzehnte hindurch verkündetes Parteiprogramm verlassen hat. Der nationalsozialistische Antisemitismus zielte (nach Punkt 4 des Parteiprogramms) auf staatsrechtliche Rassentrennung, in einigen weiteren Punkten ist auch von der Verhinderung weiterer Einwanderung Nichtdeutscher und im Notfall von Ausweisungen die Rede. In Feders offiziellen Erläuterungen wird von einer Ausscheidung der Juden aus „verantwortlichen Stellen des öffentlichen Lebens" gesprochen. Es wird erklärt: „Wer nicht Deutscher ist, kann nur als Gast im deutschen Staat leben und steht unter Fremdenrecht." Der schärfste Satz lautet: „Lästige Ausländer und Juden können abgeschoben werden." Das waren die — keineswegs von allen Nationalsozialisten in so polemischer Schärfe vertretenen — Grundsätze der NSDAP zur Behandlung der Judenfrage, und wir erkennen den ideologischen Hintergrund zu Himmlers Anweisung: die „Sonderbehandlung" dürfe nicht erwähnt, nur von „Transportierung" dürfe gesprochen werden. Es sind in der Tat zwei grundverschiedene Begriffe, die sich gegenüberstehen: hier die Rassentrennung, die schließlich auch der Grundgedanke des Zionismus war und ist, dort der Rassenmord, der in der Konsequenz die Auslese des Lebenskampfes beendet und die Welt zur Wüste werden läßt. Die Vorstellung der Nationalsozialisten sah die Bedeutung der Rasse in ihrer kämpferischen Bewährung, Himmlers Ideal scheint das einer überdimensionalen Satrapie gewesen zu sein.

Jedenfalls stehen wir hinsichtlich der Befehlsgebung für den Judenmord nur bei Hitler vor einer unbeantworteten Frage, hinsichtlich Himmlers gibt es keinen Zweifel — alle Befehlswege gehen von ihm aus, wenn auch bis zum Tode Heydrichs (Juni 1942) in den Aktenstücken dieser mehr im Vordergrund steht. Aber die Auschwitzer Todesfabrik (es handelte sich wie erwähnt um eine Sonderanlage, der jeweils ein Teil der mit Eisenbahntransporten aus ganz Europa eintreffenden Juden zugeführt und in der die ahnungslosen Opfer getötet wurden, während der arbeitsfähige Teil der Transporte in das normale Konzentrationslager Auschwitz kam und am Leben blieb) trat erst nach Heydrichs Tod in Funktion und sie blieb es, bis im Oktober 1944 wiederum Himmler den Befehl gab, die Tötungen einzustellen.

Wir stehen erneut vor einem Fragezeichen: erst kürzlich ging durch die Zeitungen eine Meldung, wonach schwedische Dokumente ein Fühlungnahme Himmlers mit den Westalliierten schon für 1942 nachweisen. Daß Himmler in den letzten Monaten vor dem Zusammenbruch mit dem Gedanken umging, hinter Hitlers Rücken eine Kapitulation abzuschließen, war bisher schon bekannt.

Das Rätsel Himmler ist schwer auflösbar — wir werden auch die bewegte Klage hinzurechnen müssen, die er im Januar 1943 Bormann vortrug (vgl. die in England erschienenen „Bormann-Letters") und in der er sich eine Stunde lang heftig beschwerte, von Hitler nicht genügend gewürdigt zu werden — er sei offenbar nur dazu gut, von Zeit zu Zeit einige Divisionen herbeizuschaffen. Auschwitz erwähnte er nicht!

Die Serie der Fragezeichen ist noch nicht zu Ende: Auch Reitlinger glaubt das vielverbreitete Märchen, Himmler habe im Mai 1945 unmittelbar „nach der Festnahme durch einen britischen Posten in der Lüneburger Heide Selbstmord" begangen. Von Offizieren, die Himmler damals begleitet haben, ist inzwischen bekannt geworden, daß Himmler nicht nur sich selbst beim Kommandanten eines britischen Kriegsgefangenenlagers melden ließ, sondern auch, daß er Stunden nach der Gefangennahme und nach den ersten Gesprächen mit britischen Offizieren noch gelebt hat. Mehr wissen wir nicht, aber es läßt sich vermuten, daß ein solcher wirklich „Hauptschuldiger" in der damaligen Zeit dem Sieger um so weniger erwünscht war, je mehr Verbindungen vorher mit ihm gepflogen worden waren. Das Schlagwort des Tages war die „Nazi-Verschwörung", der man am liebsten sämtliche Mitglieder der NSDAP zurechnete, und man suchte Argumente*

---

* Ein ehemaliger SS-Führer, der sich noch Anfang Mai 1945 in Himmlers Begleitung befand, versicherte mir, der Reichsführer SS habe in den Tagen der Kapitulation beabsichtigt, eine Rundfunkrede zu halten, darin sich zur alleinigen Verantwortung für alle von ihm angeordneten Maßnahmen zu bekennen und sich anschließend zu erschießen. Die Durchführung des Planes habe sich verzögert, weil Himmler vergeblich auf die Rückkehr seines Abgesandten Schellenberg aus Stockholm wartete; schließlich habe ihm kein Sender mehr zur Verfügung gestanden und er habe seinen Entschluß dahin geändert, sich dem erwarteten Kriegsverbrecher-Gericht zu stellen, um dort als Oberbefehlshaber der SS aufzutreten. Auffällig ist jedenfalls, daß bisher keinerlei Bekanntgabe über die Aussage erfolgt ist, die Himmler nach seiner Gefangennahme zweifellos noch gemacht hat.

für ein Urteil gegen „verbrecherische Organisationen"; ein Mann, der wirkliche Verantwortung getragen und absolute Befehlsgewalt ausgeübt hatte, konnte einer Kollektiv-Anklage nur im Wege stehen.

Es gab nach Himmler noch zwei Personen, die bei der Durchführung der Judenmorde eine wichtige Rolle spielten und bei Reitlinger häufiger als Hitler und fast ebensooft wie Himmler genannt sind: das waren ein Gruppenführer Müller (ein ehemaliger Münchner Kriminalbeamter, der erst 1939 der NSDAP beitrat) und ein Obersturmbannführer Eichmann. Insbesondere dieser Eichmann, offenbar die Schlüsselfigur bei allen Tötungsanordnungen, war eine höchst undurchsichtige Erscheinung. Nach Reitlingers Angaben war Eichmann 1906 in Solingen geboren, aber in Linz/Donau aufgewachsen und dort Angestellter einer amerikanischen Ölfirma, bevor er im Juli 1933 ins Reich kam, um in der damaligen „österreichischen Legion" Unteroffizier zu werden. Dann soll er in Berlin in untergeordneter Stellung im SD-Hauptamt tätig gewesen sein und dort ein „Museum" verwaltet haben. „Eichmanns richtige Laufbahn begann am 1. August 1938 (so berichtet Reitlinger S. 30) einige Monate nach dem Anschluß, als er zum Vorstand des Wiener Amtes für jüdische Auswanderung gemacht wurde." Die weitere Laufbahn des unbekannten jungen Mannes könnte man meteorhaft nennen, wenn sie sich nicht völlig unbemerkt vollzogen hätte. Er scheint später Himmlers unmittelbares Vertrauen genossen zu haben — jedenfalls hat er in dessen Auftrag nicht nur sämtliche Judendeportationen dirigiert, sondern auch noch während des Krieges mit führenden Persönlichkeiten des Weltjudentums, so mit Dr. Kasztner, der später im israelischen Außenministerium tätig war, weittragende Besprechungen geführt. Während Himmlers Tod zwar der Art nach mysteriös, aber als Tatsache unbestritten ist, weiß man von den nächst Verantwortlichen, von Müller und Eichmann nur, daß sie seit den Tagen des Zusammenbruches spurlos verschwunden sind! Reitlinger rechnet ernstlich damit, daß Eichmann noch am Leben ist* und es entschlüpft ihm die ironische Bemerkung (S. 551):

* Seit Niederschrift dieser Ausarbeitung ist Eichmann nicht nur in Argentinien festgestellt, sondern auch vom israelischen Geheimdienst entführt, in

„Nach dem Kriege glaubte der Nürnberger Gerichtshof, daß der verachtungswerte Streicher eine bedeutende und symbolische Figur war, die vor den Augen der ganzen Welt abgeurteilt werden sollte, während nach Müller und Eichmann nicht einmal Ausschau gehalten worden war."

*

Dieser letzte Satz verdient nochmals gelesen zu werden: „Glaubte der Nürnberger Gerichtshof, daß ... Streicher eine bedeutende ... Figur war ..." Es ist dies die einzige Stelle in der ganzen über Hunderte von Seiten gehenden Darstellung Reitlingers zur „Endlösung", an der der Name des Mannes überhaupt erwähnt wird, den wir als den gewiß wildesten Antisemiten der ganzen NSDAP kennen.

Diese Einzelheit beleuchtet das Kernproblem, zu dem Reitlinger natürlich auch ein Fragezeichen anbringen möchte, obwohl hier der Punkt ist, an dem es keines mehr gibt:

„Wieviel wußte der einfache Mann in Deutschland, und bis zu welchem Grade fühlte er, daß dies auch seine Angelegenheit war? Wie war es möglich, daß so viele Hunderte und sogar Tausende schwer arbeitender Beamter aller Dienststufen täglich in ihren Kanzleien den nicht mißzuverstehenden Schriftwechsel über den Rassenmord vorbereiteten, abschrieben und weiterleiteten? Und wie ist es möglich gewesen, da wir doch sahen, daß jedes Ministerium mit allen anderen Ministerien ständig im Kampf lag und daß Hitler niemals wirklich wußte, was dort eigentlich vorging – ebensowenig wie Tolstois Generale während der Schlacht von Borodino –, daß nicht ein einziger der rechtschaffenen Männer, die in Nürnberg ihr Sprüchlein aufsagten, einen einzigen aktiven Protest wagte?"

Man kann den Kunstgriff der Ironie auch übertreiben — Reitlinger rettet sich in Rhetorik, weil er genau weiß, daß weder die „schwerarbeitenden Beamten" noch die meisten derer, „die in Nürnberg ihr Sprüchlein aufsagten", eine Ahnung davon hatten,

---

Jerusalem vor Gericht gestellt und hingerichtet worden. Auch der umfangreiche Prozeß gegen Eichmann hat viele wichtige Fragen unbeantwortet gelassen; vergl. dazu die bekannte Schrift des französischen Historikers Professor Paul Rassinier: „Zum Fall Eichmann: Was ist Wahrheit?" Leoni 1962.

welch furchtbare neue Bedeutung seit 1941 den jahrelang in der Behördenmaschine normal behandelten Begriffen durch das Triumvirat Himmler — Müller — Eichmann unterschoben worden ist.

Die Wahrheit wird treffend gekennzeichnet durch Reitlingers eigenes Urteil über die Figur, die für eine örtliche Aktion in Ostpolen verantwortlich war, einen gewissen Gruppenführer Globocnik (einem 1939 seiner Ämter in der Partei enthobenen Halbkroaten):

„Sein Talent zum Verschwörertum war Globocniks einziges tatsächliches Verdienst. ‚Einsatz Reinhard' konnte von anständigen Menschen nicht durchgeführt werden. Dazu waren tatkräftige Verbrecher und Geheimagenten erforderlich, und in Globocnik fand Himmler beides." (S. 276)

Ja, das war wirklich eine Gruppe von Geheimagenten, die — hinter dem Rücken des deutschen Volkes und der deutschen Soldaten, hinter dem Rücken auch der Nationalsozialisten und der Hunderttausenden von SS-Männern, die an allen Fronten kämpften — ein Geheimverbrechen begingen, bei dem sie die Aufgabe der Tarnung nicht weniger wichtig nahmen als die des Mordes.

Sie tarnten sich nach allen Seiten — sogar gegenüber ihren Opfern. Es ist eine grausam-groteske Geschichte, wie gerade die zur Tötung bestimmten Juden über ihr bevorstehendes Schicksal getäuscht wurden, wie jüdische Häftlinge selbst dabei eine Rolle spielten — Reitlinger verschweigt diesen Komplex nicht, der es ermöglichte, den Kreis der „Wissenden" so erstaunlich klein zu halten.

Reitlinger und Poliakov stimmen in dem Bestreben überein, die Tatsache zu verschleiern, daß Eichmanns Mitarbeiterstab im Verhältnis zu dem, was angerichtet wurde, geradezu grotesk klein war. So wird zwar in beiden Werken mancherlei Aufhebens von einem Nürnberger Affidavit des Zeugen Dr. Wilhelm Höttl gemacht (auch eine recht undurchsichtige Erscheinung des Eichmann-Kreises, seines Zeichens Referent im Sicherheitshauptamt, gleichzeitig bereits vor dem deutschen Zusammenbruch Verbindungsmann einer „amerikanischen Stelle im neutralen Ausland", um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen) — aber es bleibt unerwähnt, daß dieser gleiche, so unverdächtige Dr. Höttl über sein

Gespräch mit Eichmann im August 1944 noch eine weitere Erklärung in Nürnberg abgegeben hat, die in der Sitzung vom 11. 4. 1946 verlesen wurde, und in der es heißt:

„Eichmann erklärte unter anderem, daß die ganze Aktion ein besonderes Reichsgeheimnis und nur ganz wenigen Menschen bekannt sei. Die Zahl der Angehörigen dieses Kommandos liegt nach meinem Dafürhalten bei insgesamt kaum über hundert Personen."

Reitlinger liefert zu dieser Aussage selbst eine überzeugende Bestätigung: alle von ihm in seiner jahrelangen Forschungsarbeit im Zusammenhang mit der „Endlösung" festgelegten Namen stellt er am Schlusse seines Werkes in einem Verzeichnis zusammen. Es umfaßt — vom völlig unbekannten Untersturmführer X bis zum Generalfeldmarschall von Manstein — insgesamt 208 Namen und ist, wie man schon aus dem genannten Beispiel sieht, recht unkritisch zusammengestellt; offenbar wurde einfach jeder Name erfaßt, der nur irgendwie greifbar war. Bei einigen kommen selbst Reitlinger Bedenken, und er erwähnt sie nur in kleiner Schrift — wie den Generalfeldmarschall von Brauchitsch oder den in der deutschen Presse vielgenannten, aus der Sowjetunion zurückgekehrten Professor Clauberg. Kleingedruckt sind 52 von den 208 Namen, so daß es nach Reitlingers Meinung 156 verantwortlich Beteiligte gibt. Von 32 sei keine Spur gefunden worden: „darunter befinden sich Heinrich Müller und Adolf Eichmann, die beiden größten Massenmörder nach Himmler" (Reitlinger S. 574).

17 wurden, obwohl ihr Aufenthalt bekannt ist, nicht vor Gericht gestellt. Reitlinger berichtet das im Tone der Entrüstung; er ist Ankläger und mag das tun.

Wir aber schließen mit besseren Gründen daraus: wenn es nicht einmal bei 208 namentlich Genannten zu einem Strafverfahren ausreicht — wo bleibt da das Kollektivschuldvorbringen, das nach 1945 zuerst der Ausgangspunkt einer jahrelangen Verfolgungswelle geworden ist und seither immer noch das innerdeutsche Leben vergiftet?

Mit diesem Hinweis, der in Wirklichkeit die einzige noch in die unmittelbare Gegenwart wirkende Frage des düsteren Geheimgeschehens der Jahre 1941 bis 1944 deutlich genug beantwortet, mag diese Untersuchung abgeschlossen werden.

Das Jahr der Entscheidung

Das Diarium der Journalisten ist die Zeitung, selten führt er ein Tagebuch, und so habe auch ich es versäumt, den Verlauf des Krieges in privaten Niederschriften festzuhalten. Manche Einzelheit mag damit meiner Erinnerung verlorengegangen sein, aber vielleicht haben sich gerade deshalb die großen Momente des Geschehens um so deutlicher dem Gedächtnis eingeprägt.

Als freilich mit dem Tag der Normandie-Invasion, am 6. Juni 1944 ganz offensichtlich die entscheidende Phase des Krieges begann, glaubte ich doch von Zeit zu Zeit einige Streiflichter meiner Erlebnisse und Überlegungen notieren zu sollen. Es geschah nach Gelegenheit und Laune auf zufällig gegriffenen losen Blättern — und es wurden ihrer nicht allzu viele.

Der Zufall fügte es, daß diese unzusammenhängenden und lückenhaften Papiere sich erhielten, und so seien sie teilweise als ein mehr atmosphärisches als politisches Dokument jenes Jahres — in Stil und Inhalt unverändert — hier wiedergegeben.*

*

6. Juni 1944

Kurz nach 6 Uhr früh weckt mich das Telefon. Ich erwarte die nun schon seit einiger Zeit gewohnte Meldung über den Einflug feindlicher Flugzeuge, aber der diensttuende Beamte der Presseabteilung teilt Wichtigeres mit: „Die Invasion scheint begonnen zu haben, Landungen feindlicher Fallschirm- und Luftlandeeinheiten im Gebiet der Seine- und Viremündung." Dienstlich geht es zunächst um die rasche Freigabe von Auslandsmeldungen. Da die Invasion seit Monaten erwartet wird, sind schon Vorbereitungen dazu getroffen, daß möglichst *wir* als Erste die Nachricht von dem Ereignis veröffentlichen. Sowohl DNB** wie das „Transocean"-Büro haben Mitteilungen ihrer Pariser Büros vorliegen, die nun unverzüglich in die Welt gefunkt werden.

---

* Ein wesentlicher Teil dieser Aufzeichnungen ist bereits in dem Werk „Deutsche Notizen 1945/65 – Erlebnis, Widerspruch, Erwartung", Leoni 1965, veröffentlicht worden.

** Deutsches Nachrichten-Büro.

Ich gehöre nicht zu denen, die es gar nicht erwarten konnten, bis die Invasion kam — es ist ein Geschehen voll von Wagnissen und Möglichkeiten, das jetzt seinen Anlauf nimmt. Wenn wir die Invasion glatt abschlagen würden, wäre unsere ganze Lage von Grund auf zu unseren Gunsten verändert. Werden wir uns ihrer in längerem Kampf schließlich erwehren, dann wird der Krieg zwar noch nicht gewonnen sein, aber der Gegner hat dann wohl keine ernsthafte Chance mehr, mit uns fertig zu werden. Wenn wir aber die Invasion verlieren würden, d. h. wenn es dem Feind gelingt, in Frankreich zu weiträumigen Operationen zu kommen, so würde unsere Lage zweifellos sehr schwierig werden. Wir könnten dann nur noch darauf abzielen, dem Feind seine Absicht, eine „bedingungslose Kapitulation" zu fordern, zu teuer werden lassen.

Diesmal ziehe ich den Volkswagen, der mir für Sonderfälle zur Verfügung steht, aus der Garage, um schnell im Büro zu sein.

Während des frühen Vormittags warten wir vergeblich auf Meldungen von der anderen Seite. Das Reuterbüro beschränkt sich darauf, unsere Nachrichten von heute früh in seinem Dienst zu zitieren.

Erstes Gespräch mit Dr. Dietrich, der sich in Berchtesgaden befindet — ein neues Bild ergibt sich vorerst nicht. Es sind von der Feindseite starke Verbände im Einsatz, aber man muß abwarten, ob nicht der Hauptschlag in den nächsten Tagen anderswo erfolgt.

Um 9.30 Uhr liegen immer noch keine Nachrichten von der Gegenseite vor, aber zahlreiche Mitteilungen darüber, daß in der ganzen Welt Extraausgaben der Zeitungen mit den deutschen Meldungen erscheinen. Es ist grotesk — auch New York ist mit unseren Nachrichten überschwemmt. Gegen Mittag endlich gibt das Invasionshauptquartier die ersten Mitteilungen frei, sie sind sehr vorsichtig und zurückhaltend formuliert, bestätigen aber immerhin die Nachrichtenflut, die sich seit den Morgenstunden aus unseren Büros in die Welt ergießt.

Nachmittags kommen aus Paris erste Erfolgsmeldungen über die Kämpfe an der Küste — erfahrungsgemäß wird man freilich frühestens in drei Tagen ein zuverlässiges Bild vom tatsächlichen Verlauf der ersten Kämpfe gewinnen und absehen können, mit welcher Entwicklung zu rechnen ist.

9. Juni

Die Lage im Invasionsgebiet hat sich jetzt einigermaßen geklärt. Der Feind hat Bayeux genommen und sich dort stark gemacht. Unsere Gegenangriffe sind nahezu steckengeblieben. Wir müssen einen umfassenden Aufmarsch durchführen, der durch den feindlichen Lufteinsatz sehr erschwert wird. Hoffentlich kommt unsere Gegenaktion, von der die Militärs sehr zuversichtlich sprechen, rechtzeitig und stark genug.

10. Juni

Anruf aus Berchtesgaden — der Gegner konnte seine beiden Invasionsbrückenköpfe vereinigen. Man scheint im FHQ jetzt sehr wenig zufrieden zu sein. Für die Entwicklung der Küstenkämpfe haben vor allem die feindliche Fliegerei und das Ausbleiben unserer Luftwaffe eine große Rolle gespielt. Ich telefonierte mit Dr. Dietrich noch etwas ernster, als im Journalistenkreise gesprochen wird, damit er die „vox populi" recht deutlich vernimmt. In Wirklichkeit steht wohl der Kampf am fünften Tag der Invasion doch nicht ganz ungünstig für uns, da unsere Truppen immer noch in der Befestigungszone kämpfen. Für unsere Kollegen in London besteht auch kein Grund zum Jubel. Auf der „Nachbörse" unserer Pressekonferenz meint ein Journalist: „Eigentlich müßte der Sonntagsleitartikel zur Invasion die Überschrift tragen: „Enttäuschung auf beiden Seiten" — womit die Lage nicht unzutreffend gekennzeichnet ist.

11. Juni

Angesichts der Tatsache, daß sich in Italien unter dem Schutz britischer und amerikanischer Bajonette eine klare Entwicklung zur Bolschewisierung abzeichnet, schreibe ich einen Artikel, der sich mit dem Bolschewismus und seinen „Steigbügelhaltern" beschäftigt. Vor zwölf und vierzehn Jahren waren solche Ausdrücke für uns sehr geläufige Begriffe in unserer Diskussion mit bürgerlichen Parteien. Es ist merkwürdig, wie sich die Dinge wiederholen. Die Ausmaße sind heute unendlich größer, aber die Bedeutung der Entwicklung war damals schon nicht gering. Wenn Deutschland 1932/33 einer kommunistischen Revolte zum Opfer gefallen wäre, dann hätte sich die Welt nicht weniger verändert, als sie sich verändern müßte, wenn wir den Krieg nicht durchstehen würden.

12. Juni

Aus dem heutigen Mittags-Telefongespräch mit Dr. Dietrich entnehme ich eine interessante Information, die er freilich nur andeutungsweise ausspricht: Es scheint nun doch ernst zu werden mit dem Einsatz einer neuen Vergeltungswaffe. Gewiß kann man sich davon keine direkte Kriegsentscheidung versprechen, aber für die innere Entwicklung in England, die ich für besonders wichtig halte, ist das Einsetzen der so lange angekündigten Vergeltung sicher nicht unbedeutend. An der Invasionsfront sieht die Lage für den Feind nicht mehr sehr rosig aus. Es scheint für ihn jetzt wirklich das blutige Abenteuer zu werden, das wir ihm angekündigt und das auch drüben einige Leute befürchtet haben.

13. Juni

Unser militärischer Sachverständiger, Hauptmann R., nimmt mich nach unserer Tagesparolenbesprechung zur Seite und flüstert mir zu, daß der erste Vergeltungsschuß heute nacht abgefeuert wurde. Die Engländer schweigen sich aus. Ob das Projektil schon vor dem Aufschlag explodiert ist?

14. Juni

Im Gespräch mit dem nüchternen Leiter unserer Auslandspresseabteilung werden wir uns darüber einig, daß der Krieg in seinen heutigen Ausmaßen nicht offensiv gewonnen werden kann, denn wir können und wollen ja nicht Washington erobern. Der einzige Weg zum erträglichen Frieden kann es sein, dem Feind den Europakrieg unrentabel zu machen. Im vergangenen Jahr versuchte uns der Gegner politisch und moralisch zu überrennen, jetzt versucht er es durch konzentrische militärische Operationen. Wenn wir diese Phase überleben, dann haben wir die beiden Deutschlandkriege in Wirklichkeit gewonnen, auch wenn wir noch so erschöpft daraus hervorgehen.

15. Juni

Im Auslandsklub Gespräch mit einem spanischen Journalisten, der zwar das Falange-Zeichen im Knopfloch trägt, mir aber alle Thesen der britischen Propaganda als seine eigene Meinung vorhält. Er meint, es ging in diesem Kriege auch für England um die Existenz. Das räume ich meinem Gesprächspartner ein, aber ich finde, daß England in diesem Existenzkampf auf der falschen

Seite kämpft, daß es dort steht, wo es gerade dann geschlagen sein wird, wenn es siegen sollte.

16. Juni

Heute endlich bestätigt London den Beginn der Vergeltungsbeschießung. Die Militärs wollen das Wort „Vergeltung" nicht angewandt haben, es wird also aus den Überschriften ferngehalten, aber in den Kommentaren dürfen die Zeitungen diesen Gedanken doch zum Ausdruck bringen. Von militärischer Seite wird der Ausdruck „Anti-Invasionswaffe" geprägt, da London als Hauptnachschubhafen und außerdem militärische Ziele in Westengland angegriffen werden sollen.

17. Juni

Unsere Leute kommen ganz verstört aus der Ministerkonferenz — Dr. Goebbels hat getobt: Die deutsche Presse habe alles falsch gemacht. Von Vergeltung habe sie geschrieben, das ganze Volk sei in einen Freudentaumel versetzt worden. Der Minister vergißt, daß schon die zwei Zeilen des OKW-Berichtes diese Wirkung ausgelöst haben, weil er seit anderthalb Jahren von diesem Augenblick geredet und geschrieben hat. Kurz darauf Anruf aus Berchtesgaden: Der Führer hat Meldungen der schwedischen Presse über die Wirkungen des Beschusses in London gelesen. Er will sie in den Zeitungen groß aufgemacht haben. Dazu soll geschrieben werden, daß das erst der Anfang der Vergeltung sei! Die Weisung ist in Gegenwart der Militärs erteilt worden. Damit ist auch das Tauziehen über den Ausdruck „Vergeltung" beendet.

25. Juni

Ribbentrop war in Helsinki. Es scheint, daß seine Mission erfolgreich verlaufen ist und die Finnen nicht mehr darauf bestehen, aus Angst vor dem Tode Selbstmord zu begehen. Leider ist ein sehr tragisches Ereignis mit diesem politischen Erfolg verbunden — Generaloberst Dietl ist am Semmering abgestürzt, als er von Graz kommend nach Helsinki fliegen wollte, um den militärischen Teil der Verhandlungen zu führen.

Statt des finnischen ist ein anderes, offenbar nicht mehr lösbares Problem aufgetreten: Cherbourg. Es wird bereits in der Stadt gekämpft. Die Truppe kämpft nach allen Meldungen — auch nach denen des Feindes — ganz hervorragend, aber es stellt sich jetzt heraus, daß Cherbourg eben doch keine Rundum-Festung,

sondern nur eine Seefestung ist und gegen den starken Angriff von Landseite her nicht genügend geschützt war. Diese jetzigen Mitteilungen sind um so ärgerlicher, als der Presse noch vor wenigen Tagen eine ausführliche Information von der Presseabteilung des OKW gegeben wurde, die die Zeitungen veranlaßte, ausführliche Betrachtungen über Cherbourgs Uneinnehmbarkeit anzustellen. Die Zeitungen befinden sich nun in der fatalen Lage, trotz besten Glaubens ihre Leser direkt irregeführt zu haben, denn die meisten der Befestigungen, von denen sie auf Grund der redseligen Erläuterungen des OKW tagelang geschrieben haben, gibt es in Wirklichkeit gar nicht. Wir haben uns kein Blatt vor den Mund genommen und den Herren von OKW/WPr, die selbst betroffen und überrascht waren, ungeschminkt unsere Meinung gesagt. Die Presse wird nun zum Ausdruck bringen, daß der Fall von Cherbourg von deutscher Seite ernst beurteilt wird.

Bei einem Empfang der Auslandspresse weist der Reichsjugendführer Axmann auf die Tatsache hin, daß die Freiwilligenmeldungen aus der Jugend, d. h. die Meldungen vor Erreichen des wehrpflichtigen Alters in diesem Jahre noch höher sind als im vergangenen. Es besteht schon ein großer Unterschied im Vergleich zu 1918 — damals war gerade der junge Ersatz ein Zersetzungsfaktor an der Front.

1. Juli

Von einem kurzen Aufenthalt in Berchtesgaden, wo ich auf dem Platterhof den Führer zu Wehrwirtschaftsführern sprechen hörte, nehme ich den Eindruck mit nach Berlin, daß der dreiseitige Ansturm, dem wir uns in diesem Jahre gegenübersehen, uns noch vor sehr ernste Situationen stellen wird. In seiner Ansprache vor den Industriellen stellt der Führer den Gedanken der Wiederherstellung des technischen Gleichgewichts in den Mittelpunkt. Bei Kriegsbeginn seien wir technisch durchwegs auf höherer Stufe gestanden als unsere Gegner. Dieser Vorsprung sei verlorengegangen, er müsse wenigstens insofern wieder eingeholt werden, daß ein Gleichgewicht bestehe. Wenn das erreicht würde, gebe es keine Sorge um den Ausgang des Krieges, denn der deutsche Soldat sei der beste. Der moderne Krieg aber werde nun einmal nicht nur vom Soldaten, sondern auch vom Techniker geführt und entschieden. Nach des Führers Gepflogenheit waren diese knappen

Stellungnahmen zur Kriegslage in längere allgemeine Ausführungen eingefügt, in denen er sich diesmal mit dem Kommunismus beschäftigte: Dieser biete für die Zukunft das an, was wir als Ausgangspunkt der Menschheitsentwicklung kennen. Im primitivsten Urzustand herrsche die ausgeprägteste Leistungsgleichheit unter den Menschen, hier gebe es wirklich kommunistische Verhältnisse. Schon mit der Findung des Feuers aber beginne die Reihe der Leistungen überragender Einzelpersönlichkeiten, die schließlich immer differenzierter geworden seien. Unser Ziel sei die höchste Leistung des Einzelmenschen, korrigiert durch das Interesse der Gesamtheit. Im letzten Teil der Ansprache ist der Führer ernster, als ich ihn je gehört habe: Er spricht vom ewigen Leben eines Volkes, und es klingt merkwürdig in seinem Munde, wenn er erklärt: „Was hat das deutsche Volk nicht schon an Schicksalen bestanden und überlebt. Es wird auch diese Zeit bestehen und auch mich überleben." Es fehlt nicht die Anrufung der Vorsehung, doch anders als früher: „Wenn mich die Vorsehung bis zur letzten Stunde des Krieges leben läßt, so will ich dankbar sein, den Frieden wird ein anderer gestalten können, aber den Krieg mit allen diesen Sorgen — den kann nur ich durchstehen." Und abrupt zum Schluß: „Deutschland ist bisher noch nie durch seine Feinde besiegt worden, sondern immer nur durch Deutsche selbst."

6. Juli

Ein sehr realistischer Bericht des Polizeipräsidenten von Hamburg über die Wirkung der Großangriffe im Juli des vorigen Jahres wurde für die Auslandspresse zur Verfügung gestellt. Die Zahl der damals in Hamburg getöteten Zivilisten ist inzwischen mit über 39 000 amtlich festgestellt worden. Ein neutraler Journalist spricht mich auf dieses Dokument an und meint, daß es „schwierig" sein werde, auch nur eine Erwähnung dieser Zahlen in seinen Blättern zu erreichen. Aber die wildesten Londoner Erfindungen finden eifrigen Abdruck.

Sir Samuel Hoare hat in Barcelona eine sehr interessante Rede gehalten, in der er seine Europa-These vertiefte, die er kürzlich schon einmal in London ausgesprochen hatte. Er macht sich zum Fürsprecher einer wirtschaftlichen Zusammenarbeit Europas und findet, daß zum Wiederaufbau in jedem europäischen Land eine

Rationierung, d. h. eine Art Planwirtschaft beibehalten werden müsse. Er meint weiter, daß es keine Blockbildung Westeuropa — Osteuropa geben dürfe usw. Das Hauptproblem der europäischen Zukunft sei es, sowohl den Krieg als eine Massenarbeitslosigkeit zu verhindern. Alle Thesen Hoares sind deutliche Absagen an die Amerikaner und an die Sowjets. Die ersteren erwarten sich wahrscheinlich ein großes Nachkriegsgeschäft mit Europa, das ins Wasser fällt, wenn wir uns nach dem Plane Hoares aus eigener Kraft erholen. Daß die Ideen Hoares mit den Absichten Moskaus gar keinen Kontakt haben, ist völlig klar. Wie freilich stellt sich Hoare die Verwirklichung seiner Thesen unter Fortsetzung der Churchillschen Politik vor?

17. Juli

Im Westen wird zwischen dem 16. und 19. Juli ein zweiter Invasionsschlag, möglicherweise in der Nähe von Calais, erwartet, wie uns die Militärs vertraulich mitteilen. Vielleicht ist die auffällige Freizügigkeit, mit der die englische Presse zur Zeit die Regierung kritisiert, auch ein Indiz für kommende Überraschungen. Wenn man so offen die „Ratlosigkeit" der britischen Regierung zur Debatte stellen läßt, dann erwartet man wohl Ereignisse, die die Regierung dann in um so strahlenderes Licht setzen.

Im internationalen Gespräch geht es um den Kriegseintritt der Türkei. Die türkische Presse schreibt aber immer noch recht nüchtern. Gerade in diesen Tagen haben die dortigen Zeitungen die alliierten Haßpläne gegen Deutschland behandelt und sie durchweg — also wohl auf amtliches Stichwort — verurteilt. Ein Blatt deutet ganz mit Recht an, daß die Frage eines Kriegseintritts nicht nur das Ergebnis politischer Verhandlungen sein könne, es gehöre schon auch ein wirkliches nationales Interesse dazu.

Seit drei Tagen wird München wahllos mit Bomben belegt. Reuter meldet interessanterweise, daß der Bombenabwurf auch beim Tagesangriff der Amerikaner infolge starker Bewölkung „ohne Sicht" erfolgt sei.

21. Juli

Es ist doch wertvoll, diese Tagenotizen zu machen — jede Szene des gestrigen Tages war denkwürdig genug.

Mittags sprach Speer im Theatersaal des Propagandaministeriums. Er entwarf ein ebenso interessantes wie eindrucksvoll gün-

stiges Bild von unserer Rüstungslage und den erzielten technischen Fortschritten. Zweck seiner Rede, zu der auch eine Reihe von Ministern kamen, war es, ein weiteres Auskämmen des Staatsapparates für Rüstungsarbeitskräfte zu propagieren.

Nachmittags geht es im Büro ungewöhnlich ruhig zu, es liegen auffallend wenig militärische Meldungen vor — aber nach den vielen schlechten Nachrichten der letzten Wochen dürstet uns nicht danach. Das übliche Nachmittagsgespräch mit der Wolfschanze verzögert sich — doch das ist schon öfters vorgekommen. Ich habe gerade einen verwundeten Schriftleiter einer Stuttgarter Zeitung zu Besuch, der von der Situation an der Front erzählt, als Dr. Dietrich erregt anruft: „Sorgen Sie gleich für die Aufnahme einer Meldung, die sofort ausgegeben werden muß, vor allem über den Rundfunk. Heute mittag ist auf den Führer ein Anschlag verübt worden. Der Führer ist unverletzt." Schleunigst verabschiede ich meinen Besucher, berufe eine Sonderpressekonferenz für 18 Uhr ein und treffe die erforderlichen Maßnahmen. Erst in einem zweiten Gespräch erfahre ich einige Einzelheiten. Der Anschlag hat mittags gegen 12.30 Uhr während der Lagebesprechung stattgefunden. Es gab mehrere Schwerverletzte. Von allen Beteiligten hat der Führer die geringsten, d. h. so gut wie keine Verletzungen. Von dem oder den Tätern weiß man noch nichts. Die Vermutungen gehen dahin, daß bei den großen Bauten, die kürzlich in der Wolfschanze aufgeführt wurden, ein Sprengkörper eingebaut worden ist. Die Durchgabe der Meldung im Rundfunk, die wir gleich an die zuständige Abteilung weitergegeben haben, verzögert sich etwas, immer wieder ruft Dr. Dietrich an und drängt auf Beschleunigung. Bei einem neuerlichen Anruf erklärt er, es würde verbreitet, daß der Führer tot sei, und deshalb müsse die Meldung unverzüglich über die Sender laufen. Um 18.30 Uhr ist es schließlich so weit. Fritzsche spricht einige würdige Kommentarworte dazu, aber die Leonoren-Ouvertüre, die der Rundfunk anschließend bringt, klingt wie Begräbnismusik.

Eine Stunde später mache ich mich zum Potsdamer Platz auf, um mit der S-Bahn nach Hause zu fahren. Dieses Vorhaben erweist sich überraschend als undurchführbar, das Regierungsviertel ist durch Militär abgesperrt. Eine Gruppe von Auslandskollegen, unter ihnen der Türke Tuna, bemerkt nicht ohne Vergnügen, daß

auch ich vor der Treppe zum S-Bahnhof umkehren muß. Ich schließe mich ihnen an, wir gehen zusammen in den Auslandsklub, um zu Abend zu essen. Dort begegnet uns der Spanier Maspons und ruft uns zu: „Das sieht ja ganz nach Putsch aus." Zum ersten Male denke auch ich an diese Möglichkeit. Der Klub ist wie ein Wespennest, die wildesten Gerüchte schwirren umher. Ein „Triumvirat" sei gebildet worden, so lautet eine der Parolen — der Führer sei Staatspräsident, Himmler Reichskanzler, so verkünden die anderen. In der Telefonzentrale herrscht lebhaftester Betrieb. Das ist schon eine merkwürdige Situation: Die Passage zum Potsdamer Platz ist gesperrt, aber die Pressetelefonate nach Stockholm, Madrid und Ankara laufen ungestört! Ich rufe im Büro an, dort hat man bereits bei Dr. Goebbels angefragt, ob er die Absperrung angeordnet habe, und darauf die mysteriöse Antwort bekommen: „Nein, umgekehrt." Gegen 21 Uhr gehe ich zum Wilhelmplatz zurück, melde Dr. Dietrich an und bekomme ihn tatsächlich an den Apparat. Er bemerkt zur Absperrung ebenfalls in merkwürdiger Verklausulierung: „Die ist sicher von Leuten angeordnet worden, die Ihnen nicht wohlwollen." Die Absperrung steht um diese Zeit immer noch, sonst aber geschieht innerhalb des Regierungsviertels nicht das Geringste. Die Verlage rufen an: Die Zeitungen sind ausgedruckt, können aber nicht zu den Zügen geliefert werden. Während wir gerade überlegen, was hier zu tun ist, kommt die Nachricht von der Aufhebung der Sperre. Ist der „Putsch" schon zu Ende? Dr. Dietrich, mit dem ich nochmals spreche, um Näheres zu erfahren, sagt mir, ich solle mit Dr. Goebbels Verbindung aufnehmen. Ich gehe also in die Ministerwohnung in der Hermann-Göring-Straße und melde mich bei Goebbels, der sich aber gleich mit Speer und einem Major Remer, dem Kommandeur der Truppe, die nun auf der Straße sammelt, in sein Arbeitszimmer zurückzieht. Es ist unglaublich, aber wahr: Der Mordanschlag wurde von Militärs verübt. Major Remer kommt wieder in den Raum, in dem ich mit mehreren Herren des Ministeriums warte, und führt ein Telefongespräch mit dem Kommandeur einer Truppe, die vor dem Rundfunkhaus angetreten ist: „Ich habe soeben mit dem Führer telefoniert. Der Führer ist nicht tot. Ich habe das Kommando über alle in Berlin eingesetzten Truppenteile. Wie lauten die Befehle, die Sie erhal-

ten haben, von wem stammen sie?" „Vom Oberkommando des Heeres" — das ist die Antwort, die Remer von dem Kommandeur erhält. Es laufen Meldungen ein über die Lage im OKW in der Bendlerstraße. Dort scheint alles noch ungeklärt zu sein. Gleichzeitig heißt es, daß ein Panzerregiment am Fehrbelliner Platz aufmarschiert sei. Ein Ordonnanzoffizier wird dorthin gesandt, um die Truppe zu unterrichten. Es gibt eine Reihe von merkwürdigen Ereignissen. So ruft plötzlich unsere Presseabteilung an — dort hat sich einer der Generale gemeldet, vor deren Befehlen in allen Telefongesprächen gewarnt worden war. Er will Dr. Goebbels sprechen, und es erweist sich tatsächlich, daß er sich völlig loyal verhalten hat. Um Mitternacht trifft Generaloberst Fromm bei Dr. Goebbels ein. Auch vor seinen Befehlen war gewarnt worden. Nun wird bekannt, daß er — den General Olbricht und den Oberst Graf Stauffenberg im Hofe des OKW bereits habe erschießen lassen! Dies ist etwas sehr eilig gehandelt, denn jetzt geht es natürlich darum, die Lage voll zu klären. Was das Ausmaß des „Putsches" betrifft, von dem die Auslandsjournalisten merkwürdigerweise zuerst etwas wußten, so scheint es doch nicht sehr bedeutend gewesen zu sein. Ich habe den Eindruck, als ob die vielen „Befehle", die Dr. Goebbels jetzt an die Gaue gibt, zu dramatisch seien, und ich telefoniere mit Dr. Dietrich, um die Ausgabe einer Meldung anzuregen, aus der hervorgeht, daß die ganze Affäre abgeschlossen ist. Tatsächlich kommt diese Meldung, die wichtig ist, um wilde Aktionen gegen vermeintliche „Putschisten" zu verhindern, noch rechtzeitig für die Extrablätter, die mit der nächtlichen Ansprache des Führers in den Morgenstunden überall im Reich erscheinen. Gegen 4 Uhr morgens fahre ich mit dem Wagen eines Bekannten nach Hause. Der Putsch ist aus. Im frühen Dämmerlicht sehen wir am Fehrbelliner Platz die Panzer stehen. Auf die freundliche Bitte eines Postens, der lächelnd grüßt, machen wir einen kleinen Umweg und kommen ungestört nach Hause.

28. Juli

Vorgestern abend bin ich mit dem üblichen Kurierzug ab Berlin Schlesischer Bahnhof wieder einmal in die Wolfschanze gefahren und befinde mich seit gestern morgen in diesem vertrauten Waldquartier, das sich freilich beträchtlich verändert hat. Riesige Bun-

ker sind entstanden, zur Verminderung der Brandgefahr sind auch unsere Holzbaracken mit Mauerwerk umkleidet worden. Gleich am Vormittag gab es zweimal Luftwarnung, abends Vollalarm — auch das sind Neuerungen. Die Front ist jetzt merklich nähergerückt, sie ist kaum mehr weiter entfernt als in den ersten Tagen nach Beginn des Ostfeldzuges 1941.

Hier steht alles noch im Zeichen der Vorgänge vor einer Woche. Generaloberst Jodl trägt noch einen weißen Verband um den Kopf, andere Herren den Arm in der Schlinge usw. Mehrere Schwerverletzte liegen in einem nahegelegenen Lazarett, sind aber nun außer Lebensgefahr. Lebhaft besprochen werden die Vernehmungs-Protokolle der Staatspolizei, die Kaltenbrunner täglich an Reichsleiter Bormann übersendet. Durchschläge davon läßt Gruppenführer Fegelein zirkulieren. Danach war der Anschlag bereits am Obersalzberg geplant und sollte ursprünglich am 11. Juli stattfinden. An diesem Tage aber mußte Stauffenberg gleich zu Beginn der Lagebesprechung selbst vortragen und konnte deshalb den Anschlag nicht durchführen. Dann war als Termin der 15. Juli festgesetzt worden. An diesem Tage aber fand gerade der Umzug des Hauptquartiers von Berchtesgaden zur Wolfschanze statt. So wurde denn der 20. Juli festgelegt.

Über den Ablauf höre ich von Augenzeugen: Die Explosion hat sich in einem Augenblick ereignet, in dem der Führer am Kartentisch saß, während General Korten, der Generalstabschef der Luftwaffe, sich über den Tisch beugte und auf der Karte erklärend Vortrag hielt. Hinter dem Führer stand Feldmarschall Keitel. Zweifellos hat einerseits der Tisch, an dessen Fuß Stauffenbergs Mappe mit dem Sprengstoff abgestellt war, andererseits die Gestalt Kortens den Hauptdruck der Explosion vom Führer abgehalten, der von allen die geringsten Verletzungen erlitten hat. Seine Hose hing in langen Streifen zerrissen zu Boden, aber er war bis auf einen Ohrenschaden und eine Armprellung so gut wie unverletzt, während alle anderen mehr oder weniger schwere Verwundungen und Verbrennungen davongetragen haben. Von großer Bedeutung war, daß die Lagebesprechung noch nicht im neuen Führerbunker, sondern in einer Holzbaracke stattgefunden hat; so haben nicht nur die Fenster, sondern auch der Fußboden dem Explosionsdruck nachgegeben.

Dr. Dietrich hat einen Bericht des Führers gehört, wonach dieser nach der Explosion betäubt am Boden liegend bei Rückkehr des Bewußtseins zunächst erfaßte, daß er mit seinen Augen noch sehen und gedanklich noch Wahrnehmungen machen könne. Dann, als er sich mühsam aus den Trümmern und Holzsplittern aufrichtete, habe er schon Keitels Ruf gehört: „Wo ist der Führer?"; als dieser ihn dann sah, sei er mit ausgebreiteten Armen auf ihn zugekommen, habe ihn ganz glücklich geradezu an seine Brust gedrückt und ihn dann ins Freie geführt.

Der Kreis der Belasteten und Verdächtigen wird immer größer, es sollen schon an die zweihundert Verhaftungen stattgefunden haben. Auch Admiral Canaris, der langjährige Chef des Wehrmachts-Geheimdienstes, ist unter ihnen. Das ist eine alarmierende Information. Hier bestand sicher Kontakt zum Ausland. Vielleicht hat man in London mehr von der Sache gewußt, als wir ahnen. Die Staatspolizei hat nicht unterlassen, die Leichen der am späten Abend des 20. Juli Erschossenen exhumieren und fotografieren zu lassen, um sicher zu sein, daß der Attentäter nicht etwa doch geflüchtet ist. Die düster drohende schwarzhaarige Maske des toten Stauffenberg kann einem im Schlaf erscheinen . . .

Die Diskussion, ob Kriegsgericht oder politischer Prozeß, ist noch nicht abgeschlossen. Es wird aber immer wahrscheinlicher, daß die Fälle dem Volksgerichtshof übergeben werden, denn es sind auch Zivilpersonen in die Verschwörung verwickelt, darunter der noch flüchtige frühere Leipziger Oberbürgermeister Goerdeler. Er ist einer der wenigen der bisher Genannten, die ich persönlich kannte. Vor fast zehn Jahren — als er auf den Posten eines „Reichs-Preiskommissars", den er schon unter Brüning einmal eingenommen hatte, wieder berufen worden war, habe ich ihn interviewt und damals den Eindruck eines nicht gerade geistvollen, aber doch ganz gescheiten, typischen Verwaltungsbeamten ohne größeren Ausblick gewonnen, ein absoluter Bürger. Daß die Putschisten diesen Mann als „Reichskanzler" einsetzen wollten (unter Beck, der „Reichspräsident" werden sollte), zeigt — wie eigentlich alle weiteren Namen, die noch genannt werden —, daß sie sich personell in Verlegenheit befunden haben.

*

Am Abend nach dem Essen bleibt Generaloberst Jodl, wie er es auch früher oft getan hat, noch eine halbe Stunde sitzen, um vor Beginn der Abendarbeit einen kleinen „Steinhäger" zu sich zu nehmen, und ich leiste ihm Gesellschaft; seine meist trockenen Bemerkungen haben mir schon oft Stoff zu nützlichem Nachdenken geboten. Diesmal erwähnt Jodl, daß er vor dem Krieg von Generaloberst Beck sehr gefördert und durch ihn ins OKW gebracht worden sei. Dann aber hätten sich so starke Meinungsverschiedenheiten entwickelt, daß man fast von einem persönlichen Bruch habe sprechen können. Seit einiger Zeit aber habe er das Gefühl gehabt, daß von dort wieder menschliche Annäherung gesucht würde; ob das wohl mit den Putschplänen zusammenhing? Das fragt sich Jodl heute.

Zur Lage im Osten liegt ein Bericht des britischen „Exchange"-Büros vor, das außerordentlich starke Ausdrücke gebraucht. „Die Entscheidung des deutsch-russischen Krieges" sei gefallen, Hitler habe „das Ostheer endgültig verloren" usw. Jodl schüttelt zu dieser Berichterstattung den Kopf. Er ist einverstanden, daß das Deutsche Nachrichtenbüro mit dem neuen Generalstabschef Generaloberst Guderian ein Interview für die Auslandspresse entwirft, um die Dinge richtigzustellen. Wir legen später dem Generaloberst Jodl den Text des Interviews vor, und er genehmigt es. Natürlich ist die Situation im Osten nach wie vor sehr ernst, aber eine gewisse Stabilisierung scheint sich abzuzeichnen.

5. August

Heute hatte ich Gelegenheit, in der Kinobaracke der Wolfschanze die Ansprache zu hören, die der Führer vor den Gauleitern hielt. Anfangs sprach der Führer so leise, daß ich ihn, in der hintersten Stuhlreihe sitzend, kaum verstehen konnte. Das gewohnte Rednerpult ließ er beiseite stellen und einen Tisch und Stuhl bringen. Ganz gegen seine Gewohnheit sprach er im Sitzen. Er begann mit der Bemerkung, wieviel es für ihn bedeute, „wieder einmal in die vielen treuen Augen zu blicken". Dann wurde seine Stimme härter: Er habe immer gewußt, daß „von dieser Seite" einmal auf ihn geschossen würde. Er sei alt und zittrig geworden nicht durch den Kampf mit den äußeren Feinden, sondern durch die unablässige Auseinandersetzung „mit dieser Clique, die nie zu fassen war". Zum Schluß wurde er wieder sehr

warm — für ihn bedeute das Leben nichts als Kampf und Sorge. Trotzdem aber sei er dem Schicksal dankbar, daß es ihn dieser Sorge weiter erhalten habe. Obwohl kein aktuelles Wort gefallen ist, beeindruckt die Rede die Gauleiter offensichtlich. Als der Älteste des Kreises dankt Hierl mit wenigen Worten: Es gibt nur eine Treue, es gibt kein „treu, treuer, treuesten" — es gibt nur ein „treu", das aber hat *alles* zum Inhalt.

23. August

Ich war ein paar Tage in Havelberg, um ohne nächtliche Störung eine längere Arbeit über die Vorgeschichte des Kriegsausbruches an Hand der inzwischen erschienenen englischen, französchen und deutschen Dokumentenbücher zu schreiben.*

Vor der Abreise habe ich kurze Zeit am Pressetisch in der Volksgerichtshofverhandlung gegen die Männer des 20. Juli verbracht. Unglaublich, aber wahr: Beim Namensaufruf der Angeklagten erhob der Feldmarschall von Witzleben die Hand zum Hitlergruß! Freisler erklärt dazu — in diesem Fall mit Recht: „Herr von Witzleben, an Ihrer Stelle würde ich den Deutschen Gruß nicht erweisen — diese Bemerkung soll keine Vorwegnahme des Urteils sein." Ich habe keine Zeit, der ganzen Verhandlung beizuwohnen, aber die kurzen Szenen, die ich sehe, sagen genug: Das waren keine Fanatiker, ja nicht einmal starke Männer. Keiner von den Generalen bekennt sich mit Überzeugung zu dem, was er als Tat nicht leugnen kann. Einen menschlich würdigeren Eindruck machen nur die beiden jungen Offiziere: Bernardis und Klausing. Es ist bedauerlich, daß sie im Urteil nicht anders behandelt wurden, ihre aktive Teilnahme ist freilich unbestritten, aber sie sind wenigstens männlich vor Gericht gestanden, und man kann ihnen die Achtung nicht versagen.

Die Nachrichten aus dem Westen bildeten die wenig erfreuliche Begleitmusik der paar ruhigen Arbeitstage auf dem Lande. Dazu kam die schlechte Rede, die Bagrianoff in Sofia gehalten hat. Seit ich vor einigen Monaten kurz in Bulgarien war, mache ich mir keine Illusionen mehr über die Schwäche des dortigen Regimes. Wir stehen jetzt in einer militärischen und politischen Zerreißprobe wie nie zuvor, jetzt heißt es Nerven behalten.

* Helmut Sündermann: „Der große Weltkrieg – Zur Vorgeschichte des 3. September 1939 – Ein zeitgemäßer Bericht", erschienen im „Völkischen Beobachter", am 31. 8.–3. 9. 1944.

29. August

Eine dramatische Woche seit meiner Rückkehr nach Berlin. Gleich in der ersten Nacht wurde ich durch einen Anruf aus dem Schlaf geweckt: Abfall Rumäniens! Aus diesem Ereignis ist eine sehr ernste Entwicklung entstanden. Heute nähern sich die Russen schon Ploesti. Unsere erste Hoffnung, den Bukarester Königsputsch rasch niederschlagen zu können, hat sich nicht verwirklicht. Im Gegensatz zur Kapitulation Italiens hat uns dieses Ereignis doch sehr überrascht. Es war so, als wenn Badoglio am Tage des Duce-Sturzes gleich mit den Alliierten gegangen wäre. Ich erinnere mich noch gut des Tages vor 13 Monaten, als uns Churchill mit seiner Rede, in der er den Italienern ein „Schmoren im eigenen Saft" ankündigte, einen Stein vom Herzen nahm. Die Rumänen haben aus dem italienischen Vorgang gelernt. Bukarest wird von General Jonescu mit einer Panzerdivision beherrscht, die mit unseren Waffen modern ausgerüstet ist. Mit den wenigen Kräften, die uns in und bei der rumänischen Hauptstadt zur Verfügung stehen, läßt sich dagegen wenig machen — übrigens werden sicher eines Tages die Russen das Geschäft besorgen und mit der Hof-Clique Fraktur reden. Das Groteske an der Situation ist, daß der König den Frieden mit Rußland proklamierte, ohne daß von dieser Seite die Sache unterschrieben war. Nur frühere Verhandlungen dienten als Unterlage. Für unsere Truppen, die bei Jassy kämpfen, entwickelt sich die Lage sehr ernst. Als die Russen angriffen, sind die Rumänen einfach weggelaufen, ohne den geringsten Widerstand zu leisten. Dort wo deutsche Truppen standen, haben die Russen überhaupt nicht angegriffen — rechts und links sind sie widerstandslos durchmarschiert.

Aus den Auslandsstimmen zu den Bukarester Ereignissen hat der Führer den Eindruck gewonnen, daß „London und Washington Rumänien als ausschließliches Interessengebiet der Sowjetunion betrachten".

Auch im Westen sind die Dinge sehr schlecht gelaufen. Frankreich ist so gut wie verloren. Es geht jetzt darum, irgendwo wieder eine Front zu bilden und dann auf der Basis der inneren Linie einen starren Widerstand aufzubauen, der allein eine politische Lösung ermöglichen kann, d. h. ein Kriegsende, bei dem der

Feind von seinen Plänen abläßt. Ein Kampf, der so sehr um die Existenz geht, kann nicht anders als mit letzter Konsequenz geführt werden.

2. September

Einige Tage in der Wolfschanze. Die Stimmung dort ist sehr gedrückt. Fast stündlich kommen schlechte Nachrichten, aus Rumänien, aus dem Westen, politisch aus Finnland. Nur eine günstige Meldung heute abend: In Warschau geht der polnische Aufstand zu Ende, in der Altstadt ist die weiße Fahne gehißt worden.

Abends im Zug treffe ich S., einen Mitarbeiter Speers. S. kommt gerade vom Führer und erzählt mir mehrere Einzelheiten aus einem langen Gespräch, das er dort gehabt hat. Es wird mir dabei ein militärisches Geheimnis bekannt, wie ich es sonst nie zu erfahren bekäme: Der Führer beschäftigt sich mit einem Plan, im Westen wieder offensiv zu werden! Mitten im Inferno schlimmster Nachrichten beginnt er die Einzelheiten dieses Projekts zu fixieren. Den Ausgangspunkt soll das Plateau von Langres bilden, der Angriff selbst erst nach Eintritt des Winters stattfinden, in dem zu kämpfen der Gegner nicht so gelernt hat wie der deutsche Soldat und in dem auch der feindliche Lufteinsatz behindert ist. Im Südosten glaubt der Führer, daß die Russen sich vor allem in Bulgarien stark machen werden, um die Dardanellen und das Mittelmeer zu forcieren. Hier werde sich die größte Belastungsprobe vor allem für die britische Politik ergeben.

6. September

Ein bemerkenswertes Ereignis. Die Sowjets haben gestern abend an Bulgarien den Krieg erklärt. Die Bulgaren haben offensichtlich auf die anglo-amerikanische Karte gesetzt, und da hat Moskau gleich energisch dazwischengefunkt.

12. September

Die Art, wie die Russen den Fall Bulgarien behandeln, scheint die Engländer nun doch aus ihrer Bierbankruhe aufzuscheuchen. Sie werden eines Tages noch merken, wie falsch sie gehandelt haben. Hoffentlich merken sie es aber noch rechtzeitig, d. h. so, daß noch etwas für Europa zu retten ist. Denn dort, wo der Bolschewist heute sitzt, kann und darf er ja nicht bleiben. Die Voraussetzung für eine solche Änderung ist aber, daß im Westen einmal Ruhe eintritt.

28. September

Gestern abend wieder einmal im Schauspielhaus am Gendarmenmarkt, wo es einen „Schiller-Abend" gab: Gedichtvorträge und einige Szenen aus den „Räubern" — im Zeichen des „totalen Krieges" ohne Kulissen, ohne Kostüme, nur einige von den Schauspielern selbst auf die Bühne getragene Stühle als Requisiten. Ein neuer, ungewohnter Eindruck und doch ein Eindruck.

Unvergeßlich die Szene „Karl Moor im Walde", in der es um die Treue der Genossen gegenüber ihrem Hauptmann geht und sie aller Drohung zum Trotz zu ihm stehen — ein wahrhaft zeitnahes Thema. Das dichtgefüllte Haus empfindet diesen Sinn. Die Szene findet langen, demonstrativ-starken Beifall. Es ist etwas Großes um die Kunst: vor 150 Jahren hat Schiller seine Worte geschrieben — und heute noch wirken sie wie ein Aufruf.

16. Oktober

Gestern mittag, gerade als ich mit einer Gruppe dänischer Journalisten bei Tisch saß, kam ein alarmierender Anruf. Um 13 Uhr 15 hat der ungarische Reichsverweser Horthy im Rundfunk eine Erklärung verlesen lassen, aus der hervorgeht, daß er an Moskau ein Waffenstillstandsgesuch gerichtet hat! Jetzt ist also auch diese Bombe geplatzt. Es bleibt uns nichts erspart.

Heute früh sind die Nachrichten aus Budapest besser. Dort hat sich das Blatt zu unseren Gunsten gewendet. Horthy hat einen Nachfolger ernannt, sich in den Schutz der deutschen Wehrmacht begeben und wird mit seiner Familie ins Reich kommen. Die ungarischen Truppen sind trotz der Ereignisse ziemlich intakt geblieben. Der Oberbefehlshaber der 1. Ungarischen Armee ist allerdings zu den Sowjets übergelaufen. Die Schlacht von Debrecen aber wird infolge der entstandenen Unruhe nicht mehr zu einem Erfolg gebracht werden können, der so nahe schien.

18. Oktober

Ein interessantes Intermezzo im Büro: Der amerikanische Journalist Beatty, der bis 1939 in Berlin arbeitete und vor kurzem in Frankreich in Gefangenschaft geriet, macht nun, von einem Feldwebel begleitet, Besuch bei früheren Bekannten. Über eine Stunde lang habe ich mich mit ihm unterhalten. Er ist ein blonder germanischer Typ und amüsant im Gespräch. Auf alle Themen reagiert

er ganz im Sinne der amerikanischen Propaganda. Völlig verschroben sind seine Ansichten über Moskau. Er behauptet, ernstlich zu glauben, daß es den Sowjets jetzt darauf ankäme, Ruhe zu erhalten, und daß sie sich gerne und aufrichtig an internationalen Konventionen beteiligen würden. Wieviel Blut muß noch fließen, bis diese Leute von ihren Wahnvorstellungen geheilt sind?

19. Oktober

Aus dem feindlichen Nachrichtenstoff geht hervor, daß die deutsche Volkssturm-Proklamation doch großes Unbehagen hervorgerufen hat. Man beginnt zu erkennen, daß die Haßparolen der Morgenthau und Vansittart nicht unwesentlich zur Stärkung unseres Widerstandes beitragen. Mit solchen Hinweisen dürfen wir nicht sparen. Das ist jedenfalls das einzige Argument, mit dem wir vielleicht einen gewissen propagandistischen Einfluß auf die Roosevelt-Wahl nehmen können.

22. Oktober

Heute früh Ankunft in der Wolfschanze. Hier ist alles in Aufbruchstimmung. Auch in unserem Pressebüro stehen offene Kisten herum. Die Russen haben gestern in der Gegend der Romintener Heide einen Durchbruch erzielt. Das ist für moderne Verhältnisse nicht mehr allzu weit von hier. Vorerst wird freilich nur das schwere Gepäck versandfertig gemacht. Die Weisung lautet, sich so weit zu entlasten, daß gegebenenfalls in kürzester Frist abgereist werden kann.

Nachmittags mache ich noch einmal einen Spaziergang über die Felder bei Groß-Partsch. Wie viele Erlebnisse sind doch mit diesem Quartier verbunden, wie viele Erinnerungen an gute und schlechte Nachrichten, an hoffnungsfrohe und ernste Situationen! All das tritt wieder ins Gedächtnis, während ich zwischen den herbstlichen Wiesen wandere, die jetzt von Stacheldrahthindernissen und Minensperren durchzogen und nicht mehr passierbar sind. Als ich vom Lager weit genug entfernt bin und die Geräusche der Betonmaschinen und des Autoverkehrs nicht mehr an das Ohr dringen, höre ich in der Ferne von Zeit zu Zeit ein dumpfes Wummern. Der Gedanke, daß nun schon auf ostpreußischem Boden gekämpft wird, ist bitter. Bei meiner Rückkehr ins Pressebüro liegt die Meldung vor, daß die Sowjets Goldap genommen haben.

Abends noch einmal im Kasino I. Wie früher so oft, so bleibt auch diesmal Generaloberst Jodl nach Beendigung des Essens am leeren Tisch sitzen, zu lockerem entspannendem Gespräch bereit, währenddessen er eine Zigarette an der anderen entzündet. Er erzählt, daß die Heeresgruppe ihr Hauptquartier bereits westlich von uns aufgeschlagen hat und daß das Armeeoberkommando 4 schon anfragen ließ, ob es die Anlage Wolfschanze als Gefechtsstand übernehmen könne. Der Führer habe aber, wie Jodl berichtet, die feste Absicht, so lange als möglich hierzubleiben. Auf der 100 000er Karte mißt er täglich die Entfernung, die das Quartier noch von der Front trennt. Da aber, wie Jodl sagt, für Wolfschanze und OKH nicht weniger als 40 Züge benötigt werden, wäre es wohl richtiger, rechtzeitig von hier wegzugehen.

Anfang November

Die Speer-Leute erzählen von dem neuen Strahljäger, der Me 262, die jetzt in die Serienproduktion kommt. Dieser Jäger soll eine überlegene Geschwindigkeit erreichen und eine Wendung im Luftkrieg garantieren. Doch der Absturz Walter Nowotnys mit einem der neuen Strahljäger, der Me 262, hat der Kritik am „Drama Luftwaffe" ein neues, bitteres Argument hinzugefügt.

17. Dezember

Seit gestern früh 5 Uhr 30 läuft nun die große Offensive im Westen, auf die sich seit Monaten meine Erwartungen konzentrieren. Seit ich Anfang September intern die Ausgangsinformation erhielt, konnte ich manche Einzelbemerkung, die sonst unverständlich gewesen wäre, richtig werten, obwohl die strengste Geheimhaltung stattfand. Sie hat diesmal wohl auch Erfolg gehabt, und die Überraschung des Gegners scheint gelungen zu sein. Seit Monaten hat der Führer seine Gedanken und Dispositionen auf diese Schlacht konzentriert und es durchgesetzt, daß für sie eine große und moderne Angriffsarmee bereitgestellt wurde. Das Plateau von Langres ist freilich im Herbst noch verlorengegangen, und es mußte in den Ardennen ein weniger geeigneter Ausgangspunkt für die Offensive gewählt werden. Vorerst haben weder wir noch der Feind den erfolgten Angriff gemeldet. Erst muß die Schlacht sich entfalten, bevor wir davon berichten. Auch

dann wird es besser sein, in der Berichterstattung zurückhaltend zu bleiben, um die jetzt gewonnene feste Haltung unseres Volkes nicht wieder in einen bierseligen Hurra-Patriotismus aufzulösen.

19. Januar 1945

Große Ereignisse sind im Gange. Vor über einem Monat begann die deutsche Offensive im Westen. Die kühnen Erwartungen haben sich nicht erfüllt, aber etwas Luft hat uns der Schlag im Westen doch verschafft. Durch eine Reihe von Einzelaktionen sind wir dort bis heute in der Initiative geblieben.

Dafür sind aber seit acht Tagen im Osten schlimme Dinge geschehen. Während sich in Ostpreußen, wo alles fest steht, zeigt, daß schon gehalten werden kann, wenn nur örtlich gut geführt und infolgedessen gut gekämpft wird, denn der Soldat ist intakt geblieben, scheint das am Baranow-Brückenkopf an der Weichsel nicht der Fall gewesen zu sein. Der Führer ist nach der schlimmen Wendung, die die Dinge im Osten genommen haben, sofort nach Berlin gekommen und wird wohl noch einige Zeit hier bleiben. In der Reichskanzlei wird davon gesprochen, daß seine Befehle immer noch nicht richtig nach unten durchdringen. Beispielsweise soll er immer darauf aufmerksam gemacht haben, daß es wichtig sei, beim Erkennen eines bevorstehenden Großangriffs die Reserven nahe an der Front bereitzuhalten, um sie beim Antreten des Feindes sofort in den Kampf um die Hauptkampflinie werfen zu können. Das ist am Baranow-Brückenkopf wieder nicht geschehen — mit dem Erfolg, daß die Reserven sich weit im Hinterland noch in der Bereitstellung befanden, als die durchgebrochenen Russen sie bereits überfuhren.

Das politisch Schlechte an dem Sowjeterfolg ist, daß die Churchill- und Roosevelt-Politik wieder Auftrieb erhält, nachdem es wegen der polnischen und griechischen Frage bereits stark gekriselt hat. Mit politischen Entwicklungen zu unseren Gunsten kann natürlich nur gerechnet werden, wenn die militärische Lage endlich stabil wird. Jodl hatte mich vor einigen Tagen zu einem Vortrag eingeladen, den er vor den in Berlin akkreditierten ausländischen Militärattachés hielt. Diese Ansprache wäre eine ziemliche Sensation gewesen, wenn sie vor Journalisten gehalten und veröffentlicht worden wäre. Ihr Gewicht lag in der politischen Be-

weisführung: er sprach von der Gewißheit, einer Herrschaft des Bolschewismus in Europa, falls Deutschland unterliegen würde, hob hervor, daß die deutsche Wehrmacht dem Russen *allein* nach wie vor überlegen sei, und erteilte so einen deutlichen Wink. Er wird sicher übersehen werden, solange die Kriegshandlungen immer neue Erfolge für das Bündnis Churchill—Roosevelt—Stalin bringen. Ein paar Monate *halten* in des Wortes vollster Bedeutung — dann haben wir uns durchgesetzt, dann könnte Jodls Hinweis Erfolg haben.

23. Januar

Es sind schwarze Tage, die wir erleben. Die Sowjets stehen nun tief auch in Ostpreußen, sie bedrohen Schlesien und das oberschlesische Industriegebiet. Gestern abend war Allenstein gefallen und die Oder bei Oppeln überschritten. Eine riesige Flüchtlingsbewegung geht im Osten vor sich. In der eisigen Kälte spielen sich furchtbare menschliche Tragödien ab. Der Führer ist mit Plänen einer Gegenoffensive beschäftigt.

24. Januar

Vor den Toren Elbings wurden 17 Panzer abgeschossen und damit die Stadt vorerst gerettet. Dagegen ist Oppeln besetzt worden. Der Volkssturmgedanke scheint nirgends vernünftig verstanden zu werden. Die mehreren tausend Elbinger und Oppelner Rüstungsarbeiter und sonstigen UK-Gestellten im Militäralter müßten doch, richtig ausgerüstet und eingesetzt, jeden Angriff auf die Stadt jedenfalls so lange abwehren können, bis der Feind sich planmäßig bereitstellt und eigene Truppe herangeführt ist. Es sind durchwegs nur Panzerspitzen, mit denen der Russe sich ausbreitet. Das Beispiel von Leningrad scheint nirgends begriffen zu werden: Die Stadt wurde vor ihren Toren dadurch für die Sowjets gerettet, daß im entscheidenden Augenblick aus ihr selbst heraus eine Armee buchstäblich aus dem Boden gestampft wurde.

Bei der Durchsicht unseres Pressematerials liest der Führer eine Meldung aus Ankara, wonach fünfzig deutsche Generale, die sich in sowjetischer Gefangenschaft befinden, in Ostpreußen eine Regierung bilden sollen. Kopfschüttelnd gibt er das Blatt dem dabeistehenden Feldmarschall Keitel. Er sagt nur ein Wort dazu: „Schande!"

Das Material enthält auch eine Meldung des Moskauer Senders,

der verkündet, Hitlers Niederlage stünde nicht erst bevor, sondern sie sei schon endgültig eingetreten. Der Führer macht dazu eine Bemerkung, die auf unsere im Herbst 1941 erfolgte voreilige Verkündung einer im Osten gefallenen Entscheidung abzielt: Es habe damals Herren gegeben, die ihm nach der Doppelschlacht von Wjasma und Brjansk erklärt hätten, damit sei der Krieg in Rußland entschieden und beendet. Auch in Moskau sei damals gewiß alles der gleichen Meinung gewesen, mit Ausnahme eines einzigen, der im Kreml saß und sich nicht beirren ließ. Jetzt sei er, der Führer, es, der die Aufgabe habe, den Mut in keiner Situation sinken zu lassen.

7. Februar

Die letzten Tage, in denen sich der Russe bis Frankfurt/Oder vorschob, brachten viel Aufregung und auch wilde Parolen, von denen nicht einmal die Reichskanzlei verschont blieb. So rief mich von dort plötzlich L. an und sagte, daß Sowjetpanzer bei Fürstenwalde, also halben Weges zwischen der Oder und Berlin aufgetaucht seien! Das hat sich bald darauf als Unsinn herausgestellt.

Alles sieht wie fasziniert auf die zur Zeit stattfindende Dreier-Konferenz Stalin—Roosevelt—Churchill. Manche unserer Militärs scheinen zu hoffen, daß diese Zusammenkunft mit einem Krach endet. Der Führer erwartet offenbar das Gegenteil und will, daß die Presse ihre Leser auf eine von dort zu erwartende Proklamation an das deutsche Volk vorbereitet. Der Führer ist auch mißtrauisch hinsichtlich der in der internationalen Presse diskutierten Möglichkeit der Einsetzung einer „Regierung" des in Rußland aus gefangenen deutschen Offizieren gebildeten sog. „Seydlitz-Komitees" in Königsberg.

Zu den Ereignissen der letzten Tage gehört die Zerstörung der „Wolfschanze". In 14stündigen Sprengungsarbeiten wurden alle Anlagen des Lagers am 26. Januar in Trümmer gelegt.

16. Februar

Wegen der schwierigen Verkehrsverhältnisse wohne ich seit einiger Zeit im Büro. Es fällt mir nun in der Regel das Los zu, abends bis zur sog. „Nacht-Lage" aufzubleiben, die zwischen 1 und 2 Uhr im Bunker stattfindet. Da der Führer meist vorher Zeitungen und Nachrichtenmaterial liest, muß einer von uns um diese Zeit noch bereit sein. Beim Führer ist freilich dann der Tag

immer noch nicht zu Ende. In den letzten Nachtstunden findet bei Fräulein Braun Tee statt, zu dem die Sekretärinnen, die Ärzte usw. zugezogen sind. Dieses Unternehmen dauert dann normalerweise bis 5 Uhr, manchmal bis 6 Uhr früh!

Das politische Ereignis der Woche ist das Jalta-Kommuniqué, für das sich der Führer sehr interessiert. Als es ihm von unserer Aufnahme blattweise zugeleitet wird, nimmt er es mit der Bemerkung an sich, daß er es in Ruhe studieren und mit Ribbentrop und Goebbels besprechen wolle. Überraschend ist das Fehlen einer Deutschland-Erklärung. Für das deutsche Volk scheint man nicht einmal mehr Worte übrig zu haben. Der Führer meint freilich, daß die Alliierten eine solche Aktion zu einem späteren Zeitpunkt doch noch starten würden. Dr. Goebbels schickt dem Führer das Stenogramm der Ausführungen, die er auf seiner Ministerkonferenz zu Jalta gemacht hatte. Auf Veranlassung des Führers arbeitet er sie um und formuliert zwei einleitende Punkte, die die Argumentationsgrundlage geben: In Jalta sei bewiesen worden, daß die Westmächte Europa vor dem Bolschewismus weder bewahren können noch wollen. Der Führer korrigiert die als Presseweisung vorgesehene Ausarbeitung dann persönlich noch einmal genau durch. Er fügt dabei einen Punkt über die Dardanellen ein, von denen er annimmt, daß sie den Russen von den Westmächten so gut wie zugesprochen seien.

Die eilige Korrektur dieser Sprachregelung, auf die die Redaktionen dringend warten, geschieht in außergewöhnlicher Umgebung. Der Führer befindet sich im Bunker an der Voßstraße in einem Raum, in dem Professor Giesler die Modelle für den Neubau von Linz aufgestellt hat. Es sind die einzigen Projekte dieser Art, deren Planung weitergeführt worden ist. Der Führer verbringt mehrere Stunden bei der Prüfung und Besprechung architektonischer Probleme.

Militärisch hat sich in diesen Tagen nichts Wesentliches verschlechtert. Im Raume Stettin ist der Russe nicht weitergekommen, was im Hinblick auf unsere dortigen Bereitstellungen, die zu einer Gegenoperation in Richtung Landsberg/Warthe führen sollen, von großer Bedeutung ist. Es ist auch wichtig gewesen, daß die Engländer jetzt nicht Stettin angegriffen haben. Statt dessen haben sie in Dresden furchtbar gehaust. Der Führer meint: „Jetzt

haben sie die Dresdner Oper zerstört und Flüchtlinge umgebracht, aber den mit Truppentransporten vollgepfropften Stettiner Hafen haben sie in Ruhe gelassen!" Unsere neuen U-Boote machen sich wieder bemerkbar. Die Marineleute meinen, daß es bald wieder zu beträchtlichen Feindverlusten kommen werde.

Feldmarschall Model war gestern in der Reichskanzlei. Er wird bald einem großen Angriff im Westen standhalten müssen und er bereitet sich mit Ernst und Ruhe darauf vor. Er hofft sehr, daß bis dahin einige Erfolge aus dem Osten vorliegen. Nur dann kann die im Westen kämpfende Truppe vom Sinne ihres Widerstandes noch überzeugt bleiben.

22. Februar

Der von Südpommern aus geplante Gegenstoß hat nicht durchgeschlagen und ist gleich wieder abgebrochen worden. Dafür ist eine Aktion am Gran-Brückenkopf gelungen — eine wichtige vorbereitende Aktion für die geplante Offensive in Ungarn.

Die Russen verstärken sich in der Gegend von Küstrin, ihr Aufmarsch in Richtung Berlin ist unverkennbar. Hierher wollen sie und hierher müssen sie auch. Darin kann auch eine Chance für uns liegen. Nichts würde sie härter treffen als ein Rückschlag vor dem so leidenschaftlich angestrebten Ziel.

12. März

In einem Artikel, der heute früh im „Völkischen Beobachter" erscheint („Zwischen Jalta und San Franzisko") versuche ich die Denkfehler in der Politik der Westmächte deutlich zu machen. Meine beiden Thesen sind: 1. Die Sowjetunion ist nicht „Rußland", sondern ein System ohne nationale Begrenzung, 2. Lenins Wort, daß das Dasein der Sowjetunion neben Staaten mit anderer Struktur auf die Dauer nicht denkbar sei, ist stets der grundlegender Glaubenssatz der Moskauer Politik gewesen und geblieben.

Sie kann ihn gar nicht aufgeben, ohne ihre ideologische Basis zu zerstören. Meine Schlußfolgerung: nicht in San Franzisko, nicht am Konferenztisch einer internationalen Organisation, sondern auf den deutschen Schlachtfeldern entscheidet sich das europäische Schicksal.

15. März

Vieles hat sich in den letzten Wochen wieder ereignet: Die Krise im Westen und der Verlust Pommerns. Die Katastrophe im

Rheinland hat unzweifelhaft moralische Gründe. Es wurde nicht mehr so gekämpft wie im Herbst. Dazu kam als Einzelfall der Skandal von Remagen, wo eine Rheinbrücke dem Feind kampflos in die Hände fiel. Der Führer äußert sich immer bitterer. Er meint, daß jetzt „nur noch russische Methoden" Abhilfe brächten.

Der Führer steht auf dem Standpunkt, daß von der uns östlich von Stettin verbliebenen Position weiter angegriffen werden muß, um den russischen Stoß auf Berlin zu verzögern, denn unsere Reserven sind ja noch in Ungarn festgelegt. Auch dort ist unser Angriff, der die Donau und damit eine mit wenigen Kräften zu verteidigende Linie gewinnen soll, liegengeblieben, er soll aber wieder in Fluß kommen. Der einzige Lichtblick ist die Schlacht bei Schwarzwasser, wo Schörner es tatsächlich wieder fertiggebracht hat, einen russischen Großangriff zum Stehen zu bringen. Es scheint also doch möglich zu sein! In Kurland das gleiche Bild. Dort halten wir, aber Pommern und Ostpreußen geht verloren. Es ist eben nicht nur ein militärisches, sondern in hohem Maße auch ein moralisches Problem. Wenn wir nur endlich einmal *halten* könnten, so würden sich wieder Möglichkeiten eröffnen, die endgültig und wohl für alle Zeiten zu Ende sind, wenn wir nicht halten. Gegenwärtig sind wir politisch gar nicht mehr verhandlungsfähig, nur durch militärisches Festbleiben können wir es wieder werden.

Vorgestern abend, am 13. März, wurde bei einem der Moskito-Angriffe, die seit Wochen täglich abends zwischen 20 und 21 Uhr stattfinden, unser Trakt des Propagandaministeriums Ecke Wilhelmstraße—Wilhelmplatz von einer schweren Mine getroffen. Es war gerade der 12. Jahrestag der Gründung des Ministeriums. Dr. Goebbels stand fast eine Stunde lang vor dem brennenden Haus auf der Straße und sah schweigend in die Flammen, er selbst vom Brande gespenstisch beleuchtet.

18. März

In Stockholm hat eine Verbindung zwischen einem dorthin entsandten Beamten unseres Auswärtigen Amtes mit den Westmächten stattgefunden, die in der schwedischen Presse durch Indiskretionen, die möglicherweise aus sowjetischer Quelle stammen, aufgegriffen und damit gestört wurden. Der Führer, der die schwedischen Pressestimmen laufend liest, glaubt nicht an eine

Verhandlungsbereitschaft der Gegenseite und behandelt die Sache etwas ironisch. Er fürchtet, daß der Feind durch solche Vorkommnisse nur in seinem Angriffswillen bestärkt wird. Andererseits ist es natürlich ganz klar, daß dieser Krieg nur dann einigermaßen sinnvoll abschließt, wenn das politische Bündnis des Westens mit dem Bolschewismus ein Ende findet. Eines Tages wird dieser Knall auch kommen, für uns ist es nur entscheidend, daß das nicht erst auf den Trümmern des Reiches geschieht.

Während unter den Schlägen der Ereignisse die so fest scheinenden Fundamente der Stellung Hitlers zu wanken beginnen, während er sich in seinem Hauptquartier von der Partei und der Regierung isoliert und fast ausschließlich den militärischen Fragen lebt, bildet sich ein Kreis um ihn, der kleiner als früher ist und sich auch anders zusammensetzt als einst. Diese Veränderung galt sowohl im rein persönlichen Bereich als vor allem auch im Bezirk der großen Politik und läßt sich am prägnantesten mit Namen bezeichnen: was früher Göring und Heß bei ihm waren, das sind jetzt Bormann und Goebbels.

Über die Persönlichkeit Bormanns ist nicht viel zu sagen. Als ich ihn als einen täglichen Mittagsgast im Kasino des Braunen Hauses kennenlernte, war er Leiter der sog. „Hilfskasse", einer Versicherungsanstalt für Parteimitglieder. Aus dieser reinen Verwaltungsfunktion stieg er, nachdem Heß 1933 für die Partei „Stellvertreter des Führers" geworden war, als dessen Stabsleiter erstmals zu einer halbpolitischen Stellung auf. Dort mußte er keine größeren politischen Gedanken fassen oder auch nur eine Rede halten; jedoch gewann er in dieser Stellung zunächst ausschließlich durch seine Emsigkeit im Ausbau der Behörde „Stab Heß" eine gewisse Bedeutung. Die damals einsetzende und von den jüngeren Kräften der Parteiführerschaft bald beklagte Bürokratisierung des Parteiapparates ist zu beträchtlichen Teilen Bormanns Leistung. Jene, die ihn daraufhin genauer beobachteten, ahnten, daß es um Bormanns Loyalität gegenüber seinem Chef Heß nicht allzu gut bestellt sein konnte und er in tausend kleinen Dingen, vor allem nach Kriegsausbruch, Heß' Stellung bei Hitler zu unterminieren trachtete. Daß unter der Decke seiner geringen geistigen Bedeutung trotzdem ein brennender politischer Ehrgeiz schlummerte, wurde freilich erst offenkundig, als Heß selbst durch seinen Flug nach England das Feld für Bormann räumte. Er wurde nun in all den Fragen des Partei-Alltags Hitlers rechte Hand — und je mehr dieser sich den kleineren Problemen entzog, wurde Bormann schließlich zum — öffentlich nach wie vor unsichtbaren — entscheidenden Faktor der obersten Parteileitung.

Seine ständige Anwesenheit im Hauptquartier, seine Kontrolle über den Parteiapparat und seine genaue Kenntnis aller innerdeutschen Vorgänge, nicht zuletzt seine beispiellose Emsigkeit in der Bedienung des Fernschreibers, der ihn mit allen Gauhauptstädten verband, machten Bormann schließlich für Hitler auch in Staatsgeschäften unentbehrlich. Ein Engstirniger, der zudem fleißig ist, bedeutet im politischen Leben stets eine Gefahr — Bormanns wachsender Einfluß wurde für die Partei und für den Staat, in die er als „Sekretär des Führers" — ein bescheiden klingender, aber sehr dehnbarer Titel, den er sich noch 1944 von Hitler erbat — immer energischer hineinregierte, zweifellos zu einem tatsächlichen Verhängnis. Die Art, wie er seine Machtvollkommenheiten benützte, die schließlich die einstigen von Göring und Heß beträchtlich übertrafen, war oft töricht, niemals klug.

Sein wesentlichster politischer Gedanke — wenn man ein solches anspruchsvolles Wort dafür in den Mund nehmen will —, der aus Bormanns persönlichem Bezirk stammte, war sein fast krankhafter Kirchenhaß — was Rosenberg von der philosophischen Seite her entwickelte, setzte er in eine bürokratische Nadelstichpolitik um, wobei er sogar manche Zurechtweisung Hitlers in Kauf nahm. Weltanschaulich hat Bormann insoferne einmal ein gewisses internes Aufsehen erregt, als er ein von einem Referenten entworfenes Rundschreiben unterschrieb, in dem die erstaunliche These vertreten wurde, daß der Nationalsozialismus eine „Wissenschaft" sei. Diese allzu nüchterne und gewiß unhaltbare Umschreibung dessen, was immerhin Tausende mit Bewußtsein, Millionen mehr instinktiv als ihren Diesseits-Glauben empfanden, hat Bormann schon damals manche klare Gegnerschaft in der Partei eingetragen, aber seine Stellung nicht mehr erschüttern können.

Wenn es im Staate Hitlers eine „graue Eminenz" gegeben hat, so hat Bormann Anspruch auf diese Bezeichnung. Er scheute — sehr im Gegensatz zu fast allen anderen Parteiführern, die oft allzugerne im Vordergrund der Bühne standen — das Licht der Öffentlichkeit in fast pathologischer Weise. Ich erinnere mich, daß er einmal eine an ihn gerichtete Aufforderung Dietrichs, bei einer Zusammenkunft von Journalisten ebenso zu erscheinen, wie dies jeder Minister und Reichsleiter zu tun pflegte, nicht nur

schroff ablehnte, sondern ihm auch schon diese völlig routinemäßige Einladung persönlich jahrelang nachgetragen hat, als sei ihm eine schwere Beleidigung zugefügt worden. Bormanns Mitarbeiter hatten unter solchen Schwierigkeiten ebenso zu leiden, wie unter seinen Zornesausbrüchen. In seiner Familie soll er sich als Tyrann produziert haben — seinem Schwiegervater, der ebenfalls Reichsleiter, oberster Parteirichter und ein überaus anständiger, korrekter Mann war, verbot er das Betreten seines Hauses und mit seinem Bruder, der bei Hitler Adjutantendienste leistete, wechselte er jahrelang kein Wort, obwohl sie beide tagaus tagein am gleichen Tische ihre Mahlzeit nahmen und sogar dienstlich miteinander verkehren mußten. In solchen Fällen pflegte Bormann, wie ich selbst beobachtet habe, sich eines Zettels zu bedienen, den er durch einen Diener seinem Bruder übergeben ließ.

So war der Mann beschaffen, der sich in den letzten Jahren eine politische Schlüsselstellung bei Hitler erobert hatte. Gewiß hat Hitler — bis in die allerletzte Zeit — von sich aus immer wieder die Schranken durchbrochen, mit denen ihn dieser Mann umstellt hatte, aber das änderte nichts an der tragischen Entfremdung zwischen Hitler und seinen Getreuen, ja vielleicht sogar zwischen Hitler und der Welt der Realitäten, die ohne die Barriere Bormann nicht denkbar wäre.

Über Bormanns Tod herrschte Dunkel. Das Nürnberger Tribunal hatte ihn zum Tode verurteilt. Ich teile nicht die phantastischen Vermutungen über ein Zusammenspiel Bormanns mit den Russen. Seine persönliche Loyalität gegenüber Hitler ist nicht zu bezweifeln. Keiner hat sich jedoch so wenig für eine politische Aufgabe geeignet als Bormann, keiner von den Lebenden würde so geringe Chancen haben, Deutsche oder gar alte Nationalsozialisten für sich zu gewinnen als dieser emsige Totengräber des Idealismus in der NSDAP.

*

Nur auf Grund der tatsächlichen innenpolitischen Konstellation im Deutschland der letzten Kriegsjahre kann und muß Goebbels zusammen mit Bormann genannt werden, als Typus wären beide in vieler Hinsicht als Antipoden zu bezeichnen.

Der überragende Intellekt des Reichspropagandaministers, seine einmalige Rednergabe erheben ihn weit über den Durchschnitt

und reihen ihn in die Kategorie genialer Persönlichkeiten ein. Goebbels' persönliche Tragik liegt vielleicht darin, daß ihm die Begabung nur dort mangelte, wo Bormann allein über eine solche verfügte: bei der Handhabung politischer Macht. Das änderte nichts daran, daß Goebbels gerade nach ihr leidenschaftlich strebte. Hitlers Testament, das Goebbels als Reichskanzler designierte, ist eine bittere Ironie — in den Tagen des Todes ist der Propagandaminister erst dort angelangt, wohin alle seine Wünsche, aber keine seiner Begabungen in drängten, an einen Platz, an dem nicht nur das Wort gilt, sondern die unmittelbare Tat. Der äußerlich sichtbaren und meßbaren Leistung sprach Goebbels allein die geschichtliche Bedeutung zu. Diesen Bezirk unmittelbaren politischen Handelns aber hat Hitler Goebbels erst in den letzten Jahren zögernd eröffnet.

Es mag etwa im Frühjahr 1930 gewesen sein, als ich ihn zum ersten Male erlebte: den kleinen, fast asketisch wirkenden Mann, der auf der Rednerempore des Münchner „Circus Krone" auf und ab hinkte, in fast akademisch wirkender Sprechweise über das damals neugebildete Kabinett Brüning handelnd, dazwischen aber mit Elan und schärfster Formulierung Hieb auf Hieb gegen seinen imaginären Gegner richtend. Goebbels sprach damals, wie er es auch später liebte, in einem dunkelblauen Lüsterjakett, das dem Auge des Zuhörers keinen Anhaltspunkt bot und so die Wirkung des scharf geschnittenen Gesichts und der zu immer neuen glänzenden Schlagworten zusammengefaßten Rede noch unterstrich. Es war und blieb das Geheimnis seiner rednerischen Kunst, daß er mit echter Leidenschaft und ohne Rücksicht auf geistige und körperliche Anstrengungen einen Kampf um die Zuhörer so lange und so eindringlich führte, bis er der wahre Herr des Raumes war und der Arbeiter wie der Universitätsprofessor sich dem Sieger gleich bedingungslos ergaben. Goebbels kämpfte, wo immer er sprach — und mochte es der kleine Kreis einer ministeriellen Sitzung sein — nie nur um einen rednerischen Erfolg, sondern stets um den rhetorischen Sieg. Das Gefühl solchen Triumphes war ihm nicht nur vertraut, es war ihm zum Bedürfnis geworden — hier ist wohl die Wurzel seines noch in den Apriltagen 1945 sichtbar gewordenen Glaubens, daß ihn das Schicksal berufen habe, den letzten entscheidenden Sieg zu erringen.

Im Münchner Braunen Haus spielte Goebbels vor der Machtergreifung eine geringere Rolle, als seiner späteren Bedeutung gemäß zu erwarten gewesen wäre. Nach unseren damaligen Vorstellungen und gewiß auch nach seiner eigenen Auffassung gehörte Goebbels nach Berlin. Hier war sein Kampfplatz und sein Tätigkeitsfeld, obwohl auch bereits im Braunen Haus ein Büro für den „Reichspropagandaleiter I" vorgesehen und mit Mitarbeitern besetzt war. Vor 1933 gab es in der Parteileitung neben Goebbels noch einen „Reichspropagandaleiter II", den späteren Staatssekretär im Reichsfinanzministerium, Fritz Reinhardt. Er gab vor allem wirtschaftspolitische Rednerinformationen heraus.

Daß und wie Goebbels die Berliner Massen für die NSDAP gewann, verfolgte die ganze Partei mit wachsender Spannung — es war schließlich das Feld, auf dem gerade in der letzten Periode vor der Machtergreifung die Entscheidungen reiften. Die Heilrufe vor dem Hotel „Kaiserhof", die Aufmärsche im Berliner Lustgarten, die Menschenmassen in der Wilhelmstraße verfehlten damals ihre Wirkung weder auf uns — noch auf die letzten Regierungen vor dem 30. Januar. In den entscheidenden Augenblicken der politischen Verhandlungen hat dieser Hintergrund der Volksleidenschaft gewiß nicht wenig bedeutet. Sie bildete die Kulisse des Zusammenbruches der Weimarer Republik. Und hinter dieser Kulisse, jedoch durchaus nicht verborgen, stand als emsiger und einfallsreicher Regisseur der kleine dunkeläugige, schwarzhaarige Rheinländer, der es so trefflich verstand, mit den Berlinern umzugehen und den Ton zu finden, der sie begeisterte. Die völlige Beherrschung der Berliner Szene war Goebbels' Geheimnis und seine unbestrittene Leistung. Mag er sonst auf vielen Gebieten nicht immer eine glückliche Hand gehabt haben — hier blieb er bis zu den tragischen Tagen der Schlacht um die Reichshauptstadt unübertroffener Meister.

Schon jene Münchner Circus-Krone-Kundgebung mit ihrem fast akademisch wirkenden Goebbels und dem freundlichen Achtungsbeifall läßt sich kaum mit einer Berliner Sportpalast-Versammlung in Vergleich setzen, in die der kleine Doktor schon als Triumphator einzog und in der jeder seiner Sätze — von den ironischen bis zu den pathetischen — eine erwartungsvoll-nervöse Weltstadt-Menschenmasse von Minute zu Minute in immer lei-

denschaftlichere Ausbrüche emporpeitschte. Wie ein Rausch legten sich in diesen Stunden gewaltigster und doch fast spielerisch dargebotener Rednerleistung Goebbels' sorgfältig vorbereitete Parolen über die Menschen. Seine Worte wurden zu geistigen Befehlen, denen sich willig beugte, wer immer diesen Bannkreis betreten hatte. Das Phänomen einer Goebbelsschen Sportpalast-Rede und ihrer Wirkung gibt nicht nur dem Politiker und dem Historiker, sondern auch dem Philosophen zu denken.

Wer, ohne die Atmosphäre dieser Kundgebungen selbst erlebt zu haben, später einmal die Goebbelssche Rhetorik an Hand der stenografischen Berichte studiert, wird hohe Erwartungen vielleicht nicht ganz erfüllt sehen — gelesen erscheint die Argumentation zwar geschickt, aber doch meist nicht außergewöhnlich brillant. Gewiß erkennt man auch in der wörtlichen Wiedergabe die stilistische Steigerung, dazu die seltene Gabe Goebbels', eine nahezu druckreife Diktion zu führen. Aber das Typische der Goebbelsschen Wirkung lag doch nicht nur in seinen Argumenten und Schlagworten, sondern vor allem auch im Klang seiner Stimme, in der Art seines Sprechens, in seiner Mimik, seinen Handbewegungen, kurz: in dem Schauspiel, das er bot. Die knappe, aber wirkungsvolle Geste, der asketisch-fanatische Blick, das Spannungsverhältnis zwischen der Schmalheit seiner Gestalt und der metallischen Wucht seiner Stimme — hier liegen die Geheimnisse des Redners Goebbels.

So souverän er überall über diese Mittel verfügte und so groß sein Erfolg auch anderswo gewesen sein mag, so ist doch zu sagen, daß die höchste Entfaltung von Goebbels' rhetorischer Macht menschlich an die Berliner und räumlich an den Sportpalast gebunden war. Goebbels hat das selbst erfahren und erkannt: Nach 1933 ließ er in Berlin eine das Fassungsvermögen des Sportpalastes ums Doppelte übertreffende und nach besten akustischen Berechnungen konstruierten Versammlungsbau, die sog. „Deutschland-Halle" errichten. Nur einmal hielt er dort eine Rede und hat dann den Versuch nie wiederholt. In dem ovalen Bau stellte sich überraschenderweise das Fluidum nicht ein, das die langgestreckte Halle des Sportpalastes von der ersten Minute an erfüllte.

Wie sehr Goebbels auch organisatorische Einzelheiten für den Erfolg seiner Rede wichtig hielt, wurde nicht nur in der von ihm

fast bis zum Kult entwickelten Technik der Minutenprogramme (in denen jedes vor und nach der Rede vorgesehene Ereignis im Versammlungsraum peinlich genau festgelegt wurde) deutlich, sondern zeigte sich auch in einer kleinen, aber für ihn typischen Bestimmung: Zu den Regeln, die er für die organisatorische Durchführung von Sportpalast-Versammlungen aufstellte, gehörte auch, daß die sog. Ehrengäste nicht mehr wie sonst üblich in den vordersten Sitzreihen Platz nehmen durften. Goebbels meinte, diese Herren blieben der Rede gegenüber zu kühl — er wollte begeisterungsfähigere Zuhörer unmittelbar vor sich sehen. So wurden denn die Berliner Honoratioren auf der Tribüne hinter dem Redner plaziert und Goebbels sah beim Sprechen wieder unmittelbar vor sich, was er und was ihn entzündete: Berliner Volk.

Goebbels' intellektuelle Leistung als geistiger Beherrscher Berlins wird einmal als klassisches Beispiel in die Geschichte moderner Massenbeeinflussung eingehen. Er selbst freilich — und das war der tragende Konflikt seines Wesens, war von dem Bewußtsein, ein großer Propagandist zu sein, nicht befriedigt. Er strebte — vor allem nach 1933 — stets nach Einfluß auf solchen Gebieten des Staatslebens, die in Wirklichkeit seiner Begabung ferner lagen, auf denen es aber das Gefühl der Macht ganz anders zu kosten gab als auf der Tribüne des Sportpalastes.

Goebbels' Wirksamkeit in solchen Richtungen kann nur bedingt als glücklich und erfolgreich bezeichnet werden. Schon seine ministerielle Tätigkeit war von einer starken persönlichen Zurückhaltung zu manchen Bereichen des öffentlichen Lebens gekennzeichnet, die seinem Machtspruch unterstanden. Nicht nur den klassischen Werten des Theaters, der Musik und der bildenden Künste stand er reserviert gegenüber. Auch auf dem Gebiete des Journalismus stand trotz seiner persönlichen Begabung und Betätigung auf diesem Felde sein Bedürfnis zu Machtansprüchen in einem umgekehrten Verhältnis zu seinem Verständnis für die echten Probleme dieses Berufes.

Hitler hat von seiner Skepsis gegenüber manchen ministeriellen Experimenten Goebbels' kein Hehl gemacht. Verschiedene Gauleiter und Länder-Ministerpräsidenten und sogar einzelne Künstler konnten den Erfolg für sich buchen, eine Anordnung des Propagandaministeriums mit Hilfe der höchsten Stelle zu Fall zu

bringen. Auch die Stellung meines unmittelbaren Vorgesetzten, des Reichspressechefs Dietrich, basierte lange Jahre hindurch auf Hitlers Tendenz, Goebbels nicht zum alleinigen Beherrscher der deutschen Presse werden zu lassen.

Etwas anders lag wohl die Situation auf dem Gebiete des Films. Hier urteilte Goebbels mit ernstem Verständnis und echtem Interesse. Die moderne Erscheinung des Kinos bot der Goebbelsschen Begabung im Umgang mit Massen ein fruchtbares Betätigungsfeld. Die bedeutende Entwicklung des deutschen Filmes, der auch noch im Kriege seinen Platz in der Welt behaupten konnte, wird man zu guten Teilen als Goebbels' Leistung buchen müssen.

Goebbels Drang zu „regieren" hatte nur wenig Hintergrund in organisatorischer Begabung. Seine impulsive Veranlagung, seine rasche Entflammbarkeit, ja sein allzu lebendiger Intellekt schlossen die Stetigkeit aus, die nun einmal die Voraussetzung jeder wirkungsvollen organisatorischen Leistung ist. Man kann es als einen Fehler bezeichnen, daß er, der in so wirkungsvoller Weise die These des totalen Krieges propagandistisch verkündet hatte, sich auch dazu drängte, die organisatorischen Aufträge für die Bewältigung dieser Probleme zu erhalten. Goebbels' Schwäche zu leidenschaftsloser Arbeitsleistung machte sich dabei in bedenklicher Weise geltend. Seine oft ausgezeichneten Ideen, die er stets blendend vorzutragen wußte, zerbrachen unter seinen eigenen Händen! Die Krise, die für jede öffentliche Aufgabe dann einzutreten pflegte, wenn der Reiz der Aktualität vorüber ist, die allgemeine Diskussion endet und die eigentliche Arbeit beginnt, hat er kaum zu überwinden verstanden. Es kam ihm sichtlich nicht nur darauf an, ein Mann der geschichtlichen Tat zu werden, er wollte dies in jeder Phase der Entwicklung auch allgemein sichtbar zeigen. Wo die Gelegenheit dazu sich erschöpfte, da schwand sein Interesse, versiegten seine Ideen und erlahmte seine Energie.

Goebbels' bedenklichste und für einen Propagandaminister unglaubliche „organisatorische" Betätigung war dem Synagogenbrand und dem Schaufenstersturm in der Nacht vom 9. und 10. November 1938 gewidmet. Diese Leistung Goebbelsschen Tatendranges — man kann sie nicht anders als einen üblen Streich bezeichnen — hat dem Reich und dem deutschen Ansehen schwerstens geschadet, ihrem Urheber aber auch nicht genützt. Die Em-

pörung gegen Goebbels — das muß um der geschichtlichen Wahrheit willen festgestellt werden — war damals nicht nur in den Regierungskreisen, sondern auch in der Parteiführerschaft ganz allgemein. Sowohl Göring als auch das Oberste Parteigericht, ja sogar Goebbels' eigener Staatssekretär und langjähriger vertrauter Mitarbeiter, Hanke, der spätere Gauleiter von Niederschlesien und Verteidiger Breslaus, wandten sich gegen ihn — wäre nicht die Sommerkrise des Jahres 1939 und der Kriegsausbruch gekommen, durch die Goebbels bei Hitler wieder unentbehrlich wurde, so hätte er vielleicht das Schicksal Streichers oder Darrés geteilt und sich auf das Landleben und eine rein literarische Tätigkeit verwiesen gesehen. Sein erster Versuch, bei Hitler wieder in Gnaden aufgenommen zu werden, war noch im April 1939 dramatisch gescheitert. Goebbels hatte zum 50. Geburtstag Hitlers ein großes Buch geschrieben — es soll über 500 Seiten umfaßt haben — das am 20. April 1939 in Riesenauflage erscheinen sollte. Da verbot Hitler die Herausgabe und verhinderte den Druck des Buches. Ich weiß nicht, ob ein Exemplar jenes Manuskriptes erhalten ist — es würde ein literarisches Dokument besonderen Ranges sein.

Noch die ersten Septembertage 1939 brachten Goebbels einen schweren Schlag gegen seine Ministerposition, als sich Ribbentrop eine Verfügung Hitlers erwirkte, durch die das Auswärtige Amt für die gesamte Auslandspropaganda zuständig wurde.

Goebbels hat in jenem Sommer 1939 durch eine auch für ihn außergewöhnlich gesteigerte Aktivität die Krise seiner Stellung zu überwinden getrachtet. Ohne in jenen Monaten von Hitler zu irgendwelchen Beratungen zugezogen zu sein, schrieb er ein gutes Dutzend von Leitartikeln über das polnische Problem. Eine besondere, von Hitler beachtete Leistung vollbrachte er im Juli 1939, als er auf die erste Großaktion der britischen Propaganda — eine Wurfsendung von Briefen des Unterhausabgeordneten King-Hall — einen witzigen und wirkungsvollen Entgegnungsartikel schrieb. Das alles mußte Hitler die Unentbehrlichkeit seines Propagandaministers in der nun entstandenen Situation deutlich machen. Mit Kriegsbeginn hat sich Goebbels dann mit besonderer Emsigkeit in die tägliche Auseinandersetzung mit dem Gegner gestürzt. Man kann an der Bemerkung nicht vorübergehen, daß er dabei

wohl nicht so groß und überzeugend war als etwa in der Zeit des innenpolitischen Kampfes um Berlin. Auch Goebbels hat — ebensowenig wie die Gegner Deutschlands — die Leistung Northcliffes im Ersten Weltkrieg — nicht wieder erreicht, der es verstand, mit der Macht der Propaganda kriegsentscheidende Erfolge zu erzielen. Die deutsche Propagandawirkung in der Welt, die zu gewissen Zeiten trotzdem festzustellen war, ist nur zu einem gewissen Teil mit Hilfe Goebbelsscher oder Ribbentropscher Ideen erzielt worden, sondern zunächst vor allem durch die deutschen militärischen Erfolge und lange Zeit auch durch den Eindruck, den die Persönlichkeit Hitlers hervorrief — sie war insgesamt mehr ein Ergebnis des Nachrichtenstoffes, der aus Deutschland vorlag, als ein geistiges Produkt der Wilhelmstraße.

Die große europäische These, die die politische Idee unseres Jahrhunderts ist und deren sich die deutsche Argumentation eigentlich bedienen mußte, ist leider nie mit ausreichendem offiziellem Nachdruck vertreten worden. Goebbels hat zwar einmal — im Sportpalast — den Schlachtruf ausgestoßen: „Europa erwache", aber dieser Anfang bedeutete für ihn auch schon wieder fast das Ende der Parole, die Fanfare blieb ohne genügende Begleitmusik und der Ruf allein erwies sich als allzu pathetisch.

Nahezu der einzige, der immer wieder versucht hat, eine groß gesehene europäische Konzeption zu entwerfen und sie in einer für die deutsche Politik verbindlichen Form auszusprechen, war der weder für die innerdeutsche noch für die ausländische Propaganda verantwortliche Reichspressechef Dr. Dietrich. Die Reden, die er hielt, und die Journalistenkongresse, die er veranstaltete, um ein für die Welt erträgliches und für Europa wünschenswertes deutsches Kriegsziel zu formulieren, haben ihm sowohl von Ribbentrop als auch von Goebbels kaum Dank, sondern nur Anfeindungen meist persönlicher Art eingetragen, während Hitler, der Dietrichs Reden durchsah, bevor sie gehalten wurden, ihn gewähren ließ, ohne für oder gegen die während all der Kriegsjahre immer wiederholte journalistische Initiative Stellung zu nehmen.

Aus dem Unbefriedigt-Sein mit seiner eigentlichen Aufgabe, das eben daraus resultierte, daß er die internationalen Wirkungsmöglichkeiten der Propaganda nicht ganz erkannte, und aus dem Drange zu der Art von Taten, die er allein historisch ernst nahm,

mag die Tatsache erklärt werden, daß er im Kreise Hitlers die Rolle eines „Scharfmachers" gerade in solchen Situationen spielte, in denen er als Propagandist hätte warnen müssen. Das war nicht nur in der erwähnten Nacht vom 9./10. November 1938 der Fall, auch am 30. Juni 1934. Goebbels war nicht etwa in Berlin geblieben, sondern begleitete Hitler im Flugzeug nach München. Von besonderer Wirkung wurde der Goebbelssche Einfluß auf Hitler, als er im weiteren Verlauf des Krieges sich dessen Vertrauen voll wiedergewonnen hatte. Mit Bestimmtheit weiß ich, daß er es war, der im Februar 1945 Hitler aufforderte, als Vergeltung für den Dresdner Luftangriff, der allerdings in einer Nacht zweihunderttausend deutschen Zivilisten das Leben kostete, gefangene alliierte Flieger erschießen zu lassen, und daß er um die gleiche Zeit die erlahmende Kampfkraft der deutschen Truppe durch einen Austritt Deutschlands aus der Genfer Konvention beeinflussen wollte. Damit wäre dem deutschen Soldaten auch im Westen kein Schutz bei Gefangennahme mehr gewährleistet gewesen. Diese beiden Anregungen Goebbels' waren auch für Hitler zu stark — sie wurden nicht durchgeführt. Auch auf einen anderen Vorschlag, den Goebbels in jenen letzten Wochen machte — Hitler solle Ribbentrop absetzen und ihn, Goebbels, zum Außenminister machen —, wurde nicht mehr eingegangen.

Der letzte bedeutende Entschluß Hitlers, den Goebbels beeinflußt hat, war die Mitte April 1945 erfolgte öffentliche Mitteilung, daß Hitler sich in Berlin befinde. Es entspricht Goebbels' Denkweise, daß er glaubte, mit dieser Parole Berlin vor den Russen retten zu können.

Sicher ist freilich, daß Goebbels zu seinen Worten gestanden ist, daß er sich den letzten Ereignissen gegenüber als Mann gezeigt hat und — als einer von wenigen — Hitler treu bis in den Tod geblieben ist.

Der kompromißlose Ton seiner letzten Erklärung, die fanatische Art seines Todes bestätigen sein Charakterbild und seine Rolle in der Geschichte — gewaltig im Wort, umstritten als Politiker, bedenklich in seinen Leidenschaften. Ein Mann, der des inneren Konfliktes und der tragischen Größe nicht entbehrt — ein Shakespeare könnte angeregt werden, das Bild einer solchen Gestalt dramatisch zu zeichnen . . .

Das letzte Kapitel

In einem kalten, durch einen kleinen eisernen Ofen spärlich beheizten Büroraum der Neuen Reichskanzlei, in dem ich seit einiger Zeit untergekommen bin, verbringe ich fröstelnd und nachdenklich den Nachmittag des Karfreitags 1945.

Eine Ahnung des Kommenden liegt über uns allen. Zwar steht die Front an der Oder seit fast zwei Monaten, aber im Westen gibt es seit Remagen kein Halten mehr. Dazu kam in den letzten Tagen die große Enttäuschung über den Fehlschlag der Offensive in Ungarn. Sind noch Möglichkeiten denkbar, den vollen Zusammenbruch, die bedingungslose Kapitulation abzuwenden? Ich kann es immer noch nicht glauben, daß dieses furchtbare Schicksal unvermeidlich sein soll.

Es ist Abend geworden, die Schatten legen sich über den stillen Park, in dem einst Bismarck spazierenging und der jetzt von Bombentrichtern durchwühlt ist.

Die Lagebesprechung beim Führer muß bald zu Ende sein, der Dienst ruft, seine Regeln und Normen sind von den Ereignissen bisher unberührt geblieben. Wieder, wie schon so oft, wandere ich durch die lange Marmorgalerie. Die Schritte hallen in dem einst so pompösen, überdimensionalen Raum. Die hohen Fenster zur Voßstraße sind längst durch Pappen ersetzt, und diese hängen teilweise in Fetzen herunter. Da und dort ist eine der roten Platten aus Untersberger Marmor, mit denen der Boden belegt ist, durch Brandbomben und Sprengkörper angeschlagen — sonst aber steht die lange Halle noch unversehrt. Über der hohen Tür zum Arbeitszimmer des Führers, vor der früher zwei Männer der Leibstandarte Ehrenwache hielten, ragen die Initialen „AH" in die Düsternis.

Als ich durch den Gartensaal und den Verbindungsgang die Führerwohnung erreiche, kommen die Militärs gerade von der Lagebesprechung aus dem Bunker, nach ihnen blaß und erregt Dr. Dietrich: „Kommen Sie gleich in mein Zimmer." Ich folge ihm über die Treppe, die in den Nebenflügel führt. Schon auf dem Wege eine Andeutung — es scheint ein dramatisches Ereignis eingetreten zu sein, das unsere ganze Arbeit berührt.

Folgendes hat sich abgespielt: Unmittelbar nach Beendigung der Lagebesprechung ließ der Führer Dietrich zu sich ins Kartenzimmer rufen, wo er ihn allein erwartete. Dr. Dietrich hat Papier und Bleistift dabei, er erwartet einen Auftrag. Aber diesmal geht es nicht darum. Es sind nur wenige Worte, die ihm gesagt werden: „Ich beurlaube Sie aufs sechs Wochen ... bis dahin ist alles entschieden ..." auf eine überraschte Frage Dr. Dietrichs folgt die Bemerkung, Dr. Goebbels solle die deutsche Presse „radikalisieren", und dann ein nachdenkliches, freundlich gesprochenes Wort, das jede Antwort abschneidet: „Es ist besser so ..."

Das ist alles, was Dr. Dietrich berichtet. Der Zusammenhang ist freilich rasch hergestellt: Am Tage vorher war Dr. Goebbels zwei Stunden lang beim Führer, und es ist kaum ein Zweifel, daß er dabei einen erneuten Vorstoß gegen Dietrich unternommen hat, den er seit vielen Jahren systematisch kritisiert, weil er durch die Stellung und Tätigkeit des Reichspressechefs seinen eigenen Einfluß auf die deutsche Presse beeinträchtigt glaubt. Gerade in den letzten Tagen hat es wieder einen sachlichen Konflikt gegeben. Dr. Goebbels findet, daß die Sprache unserer Zeitungen gegenüber den Westmächten milder sei als gegenüber den Sowjets, und er besteht darauf, daß über die nach Mitteldeutschland vordringenden feindlichen Truppen in ähnlichen Ausdrücken geschrieben werde, wie dies gegenüber den in Ostpreußen und Pommern wahrhaft wütenden Russen geschieht. Über deren Verhalten liegen allerdings zahlreiche Flüchtlingsschilderungen vor, so daß die Zeitungen hier über reichlichen Nachrichtenstoff verfügen, während aus dem Westen kaum Meldungen zu uns dringen. Dr. Dietrich erklärte sich deshalb außerstande, in diesem Punkte die Zeitungen in dem von Dr. Goebbels gewünschten Sinne zu beeinflussen. In der allgemeinen politischen Argumentation bleiben die Zeitungen den Engländern und Amerikanern natürlich keinen der harten Ausdrücke schuldig, mit denen diese uns gegenüber nur so um sich werfen. Aber zu behaupten, daß im Verhalten der Westtruppen gegenüber der Zivilbevölkerung kein Unterschied zu dem der Sowjets bestehe — das hält Dr. Dietrich für unzulässig. Nachrichten, die diese These begründen würden, liegen nicht vor, sie müßten „gemacht" werden, ein Verfahren, das wir immer abgelehnt haben und das auch ganz

abwegig ist: Kein Deutscher würde die von Dr. Goebbels geforderte Behauptung als wahr hinnehmen.

Ich glaube nicht, daß Dr. Goebbels diesen Streitfall dem Führer in seinen Details vorgetragen hat, wahrscheinlich hat er hier ein ähnliches Argument verwendet, wie es im Kreise seiner Mitarbeiter berichtet wird: Seiner Propaganda sei es gelungen, die Front im Osten zum Halten zu bringen, ein solcher moralischer Erfolg sei auch im Westen möglich, wenn man ihn nur endlich frei arbeiten ließe.

Offiziell verabschiedet, kann Dr. Dietrich nun nichts anderes mehr tun, als seine Koffer packen. Er reist am nächsten Tage nach Berchtesgaden ab, wo er zunächst einige Zeit verbringen und dann nach angemessener Frist, denn er ist ja nur beurlaubt, eine Frontverwendung erbitten will. In unseren Abschiedsgesprächen rechnen wir beide mit der Wahrscheinlichkeit, daß Dr. Goebbels auch auf meinem Abgang bestehen wird. Dr. Dietrich hält es aber für richtig, ihm dabei die Initiative zu überlassen. Vorerst habe ich also weiterhin den Reichspressechef zu vertreten und werde auch in der aktuellen Streitfrage auf seinem Standpunkt beharren.

Es folgen die beiden Osterfeiertage, die ich wieder einmal zu Hause in Wannsee verbringe. Am Osterdienstag tritt das Erwartete sein. Reichsleiter Bormann, der für mich zuständig ist, da ich nicht Beamter, sondern Angestellter der Reichspressestelle der NSDAP bin, läßt mich zu sich rufen und teilt mir kurz mit, daß Dr. Goebbels mein sofortiges Ausscheiden aus allen meinen Funktionen gefordert habe. Er könne mit mir nicht arbeiten, ich läge ihm und er läge mir nicht. Er, Bormann, habe darüber noch den Führer befragt und dieser habe geantwortet: „Wer A sagt, muß auch B sagen." Damit ist mein Fall entschieden. Ich bitte bis zur militärischen Wiedereinberufung um ein paar Tage Zeit, um meinen Haushalt aufzulösen. Mit einer kühlen Handbewegung wird das genehmigt. Ich bin entlassen — kein noch so formales Wort der Anerkennung für eine Dienstleistung, die vor fast 14 Jahren im Münchener Braunen Haus begann.

Es sind mir weder sachliche noch persönliche Vorwürfe gemacht worden, und so beschließe ich, mich in meinem Arbeitsbereich korrekter zu verabschieden, als es mir selbst widerfahren ist. Am nächsten Tage — es ist der 4. April — spreche ich einige Abschieds-

worte auf der Mittagskonferenz der Auslandspresse*. Sie haben zur Folge, daß das britische Reuterbüro meinen Abgang übertriebenermaßen als politisches Ereignis wertet. Auch zur großen deutschen Pressekonferenz gehe ich und mache vor ihrem Beginn einige Bemerkungen, wie sie der ernste Augenblick eingibt*. Ich spreche von unserer langjährigen Kameradschaft und von unserer gemeinsamen Hingabe an den in Glück und Unglück gleich verpflichtenden Beruf des Journalisten. Als ich mich nicht ohne innere Bewegung von dem Kreise dieser erfahrenen und tapferen Männer abwende und den Saal verlasse, höre ich hinter mir die Stühle rücken. Der ganze Saal hat sich erhoben — gewiß nicht, um mir, dem jungen Kollegen, in so ernster Stunde eine übertriebene Geste zu machen, sicher aber, um meine Worte zu bestätigen, um mitten in der aufwühlenden Sorge des Tages einen Augenblick des Gedenkens an das in zwölf Jahren gemeinsam Erlebte, an das viele Unvergeßliche einzuschalten.

Auch von den Freunden und Bekannten in der Reichskanzlei nehme ich Abschied. Noch einmal sitze ich am runden Tisch, um die einfache Mahlzeit mit ihnen zu teilen. Während wir beim Essen versammelt sind, tritt der Diener in den Raum: „Der Führer bittet die Herren, sitzen zu bleiben" — gleich darauf kommt er im Mantel und Mütze, von seiner Schäferhündin begleitet, aus dem Garten und kehrt in den Bunker zurück. Tief in Gedanken hebt er mechanisch den Arm zum Gruß, sonst beachtet er uns nicht. Wie ein Schatten seiner selbst . . .

So habe ich Adolf Hitler zum letzten Male gesehen.

*

Ich suche und finde indes einen Mieter für die Wohnung, widme mich dem traurigen und sinnlosen Geschäft des Packens — keine der Kisten wird an ihren Bestimmungsort gelangen. Noch einige Male besuche ich mein altes Büro, schreibe ein paar private Briefe, ordne die unerledigten Vorgänge — ich werde der letzte und einzige sein, der sein Berliner Amt im April 1945 ordnungsgemäß übergeben hat. Ein Nachfolger ist freilich weder für Dr. Dietrich noch für mich ernannt. Dr. Goebbels führt jetzt die Presse

* Wortlaut der Erklärung vgl. Dokumentenanhang S. 363.

allein. Als ich das letzte Mal in der Wilhelmstraße bin, ist gerade der Hausmeister des Ministeriums damit beschäftigt, vom Türrahmen eines seit Wochen in Trümmern liegenden Traktes, in dem früher unsere Büros untergebracht waren, das Schild zu entfernen, auf dem zu lesen stand: „Presseabteilung der Reichsregierung."

Wenige Tage später verlasse ich Berlin, um in umständlicher Bahnfahrt über Prag die oberbayerische Heimat zu erreichen. Drei Tage und drei Nächte dauert die Reise, durch stundenlange Luftalarme und Tieffliegerangriffe immer wieder unterbrochen. Noch bin ich nicht am Ziel, als die Nachricht uns erreicht: russischer Großangriff an der ganzen Oderfront. Die Amerikaner stehen vor Leipzig — es war wohl einer der letzten Züge nach dem Süden, mit dem wir Berlin verließen.

Ich treffe noch einmal Dr. Dietrich in Berchtesgaden. Ein merkwürdiges Schicksal läßt uns Berlins Kampf aus solcher Ferne erleben. Am 19. April gelingt ein letztes Telefongespräch mit der Reichskanzlei, man hat dort noch Hoffnung . . .

Einige Tage später stieg ich schleppenden Schrittes die Hoteltreppe zum ersten Stockwerk hinauf, wo mein alter Chef ein kleines Zimmer mit Blick auf das Ramsauertal bewohnte. Als letzte Bevorzugung im Stil vergangener Jahre genoß er sein Frühstück — eine Tasse heiße Milch im Bett. Nun wartete er schon auf mich zu unserer üblichen „Lagebesprechung". Er hatte ein kleines Rundfunkgerät neben sich stehen und wußte bereits das Wichtigste: daß die amerikanischen Panzerspitzen sich Berchtesgaden näherten. Seit Wochen gab es bereits örtliche Zusatz- und Vorausberichte zum mittäglichen OKW-Bericht, der nur die „große Lage" erörterte und diese bewußt mit 24stündiger Verzögerung, um nicht dem Gegner als Informationsquelle zu dienen, wie das 1939 im Polenfeldzug der Fall gewesen war.

Aus diesem kleinen Apparätchen hatten wir vorgestern abend noch die Ansprache des Großadmiral Dönitz aus Flensburg mit der Nachricht vom Tod des Führers gehört. Die düstere Nachricht kam für uns nicht unerwartet — aber immerhin, sie zerstörte in uns die Welt, in der wir bisher gelebt und gewirkt hatten.

▪

Im Laufe meines mehrjährigen Weges durch Internierungslager und Gefängnisse habe ich so manchen alten Bekannten, manchen von denen wiedergetroffen, die die letzten Szenen in Berlin und in der Reichskanzlei miterlebt und sich dann in oft abenteuerlicher Weise nach dem Westen gerettet hatten. Stets galt meine erste Frage dem letzten Geschehen, dem Zeitraum zwischen jenem Telefongespräch vom 19. April und Hitlers Todesstunde.

Was aus all den Fragen und Antworten entstand, ist sicher kein erschöpfendes Bild — wie könnte ein solches so zufällig gewonnen werden — aber die großen Striche, die mir deutlich geworden sind und zuverlässig erscheinen, seien nachgezeichnet:

Am Abend des 19. April — dem Vorabend des Führergeburtstages — schallt zum letzten Male die Stimme von Dr. Goebbels durch den Äther: „Berlin bleibt deutsch, Wien wird wieder deutsch." Diese aggressive Parole ging von Hitler selbst aus. Wenige Tage vorher hatte er dem General Wenck den Auftrag zur Aufstellung einer Armee im mitteldeutschen Raum gegeben. Sie soll in Richtung Berlin antreten, in die Schlacht um die Reichshauptstadt eingreifen und sie entscheiden. Es klingt bereits der Grundgedanke an, der dann die nächsten Tage beherrscht — alle verfügbaren Kräfte dem Osten entgegenzuwerfen und die Dinge im Westen treiben zu lassen. Da auch nördlich und südlich von Wien noch gefestigte Truppenkörper stehen, erscheint unter dem Gesichtspunkt der Preisgabe des Widerstandes im Westen die Parole des 19. April nicht so absurd, wie sie sich auf den ersten Blick liest.

Der 20. April bringt in der Reichskanzlei noch die üblichen Gratulationen der Hausgemeinschaft, sogar kleine Geschenke werden überreicht. Frau K., die den Haushalt führt, hat ein kleines Bild der Mutter des Führers einrahmen lassen — er läßt es in seinen Schlafraum bringen und dort besonders aufstellen.

Im Laufe dieses Tages verschlechtern sich die Nachrichten vom Vordringen der Russen, am Abend setzt ein Luftangriff ein, der im Gegensatz zu allen bisher gewohnten bis in die Morgenstunden andauert. Aus den militärischen Abendmeldungen ergibt sich, daß die Einschließung Berlins bald vollendet sein wird. Hitler entscheidet nun die Verlagerung der Reichsregierung, die Minister erhalten Auftrag, auf genau bezeichneten Straßen, die noch als

feindfrei gemeldet sind, die Stadt zu verlassen. Göring hatte bereits in der Lagebesprechung davon gesprochen, daß er beabsichtige, nach Berchtesgaden zu gehen. Mit bewegungsloser Miene gab Hitler seine Zustimmung. Auch Göring fuhr mit dem Wagen, fand aber in der Gegend von Treuenbrietzen die direkten Straßen von den Sowjets bereits versperrt. Über Feldwege und abgelegene Dörfer mußte er den Weg nach Süden suchen.

In der Reichskanzlei ordnete Hitler an, daß sämtliche Frauen noch in der Nacht mit Flugzeugen nach Berchtesgaden fliegen sollten. Fräulein Braun und die Sekretärinnen bestanden aber darauf, in Berlin zu bleiben. Alles übrige weibliche und sonst nicht kampffähige Personal startete kurz nach der Entwarnung vom Tempelhofer Feld und erreichte im Laufe des Vormittags den Flugplatz Ainring bei Reichenhall. Sie brachten die letzte direkte Botschaft aus Berlin nach Berchtesgaden.

Die Entscheidung Hitlers, in Berlin zu bleiben — für alle, die ihn kannten, kaum überraschend — war schon gleich nach Beginn des russischen Angriffs an der Oder gefallen. Später, als die Stadt längst eingeschlossen war und Feldmarschall Schörner aus Prag noch einmal nach Berlin flog, in der Absicht, Hitler herauszuholen, wurde er zwar herzlich empfangen, stieß aber auf unüberwindlichen Widerstand: „Ich habe eine Hauptstadt — Wien — verloren, ich kann nicht auch noch Berlin verlieren." Goebbels bestärkte Hitler in dem Glauben, seine Anwesenheit werde den Widerstand Berlins so mobilisieren, daß die Stadt zu halten sei. Nachdem dann die Einschließung vollzogen war, drängten die Militärs energisch auf Abflug. Jodl sprach über die Verhältnisse in der eingeschlossenen Stadt das bekanntgewordene Wort, daß sie eine „Mausefalle" sei, in der man „nicht denken" könne. In manchen Köpfen scheint der Gedanke der „Alpenfestung" noch gespukt zu haben, deren Verteidigung freilich den Krieg nicht unbeträchtlich hätte verlängern können. Hitler wollte nichts mehr davon wissen — er setzte alles auf die Karte Berlin, hier suchte er die letzte Entscheidung, alles andere erschien ihm sinnlos.

Auch die Schlacht um Berlin konnte freilich nach Lage der Dinge nur noch Einfluß auf die Frage haben, *wie* der Krieg verloren wurde, denn *daß* es zu keinem Kompromißfrieden mehr kom-

men konnte, stand wohl seit Remagen fest, aber es wäre gewiß von historischer und politischer Bedeutung gewesen, wenn der sowjetische Angriff abgeschlagen und die Reichshauptstadt nur von Westen her erobert worden wäre.

Zur ersten großen Krise auch der Hoffnung auf einen solchen letzten Erfolg kommt es in der Lagebesprechung des 22. April. Der Ring um Berlin ist bereits geschlossen, die Russen machen die ersten Vorstöße in das Stadtgebiet und beginnen mit der Artilleriebeschießung. Aus allen Nachrichten wird die Auflösung der Widerstandskraft zahlreicher Truppenteile deutlich. Hitler, der sonst jede Hiobsbotschaft mit Kritik, mit Forderungen und neuen Perspektiven zu beantworten wußte, gibt sich in dieser Stunde zum ersten Male geschlagen — sein Urteil lautet: „Es ist alles zu Ende — es hat ja alles keinen Zweck mehr." Dieses Wort zieht sich durch die stundenlange Besprechung, die die letzte reguläre Lagebesprechung sein wird. Keitel und Jodl fordern erneut die Verlegung des Hauptquartiers. Hitler stimmt schließlich zu, aber er selbst wird in der Reichskanzlei bleiben — er verzichtet damit auf die weitere Führung der allgemeinen Operationen. Vergeblich weisen Keitel und Jodl ihn darauf hin, daß noch der ganze dänisch-norwegische Raum, daß Böhmen, Süddeutschland, die Alpen in unserer Hand sind, Hitler bleibt bei seiner Meinung: „Es hat ja alles keinen Zweck mehr". Jodl hat noch einen Vorschlag: Man könne jetzt der ganzen im Westen kämpfenden Truppe den klaren Befehl geben, kehrtzumachen und gegen Osten anzutreten. Dieser Gedanke belebt Hitler wieder: „Das ist eine Möglichkeit." Der Befehl wird erteilt. „Gott sei Dank — der Führer macht wieder mit", meint Jodl beim Weggehen. Aber trotzdem bleibt Hitler in Berlin, an seinem Entschluß, hier das Ende abzuwarten, ändert sich nichts. Das Hauptquartier verlegt in den norddeutschen Raum. Dort ist Dönitz, für den Süden Kesselring als Höchstkommandierender bereits vorgesehen. Ihre Vollmachten, die sich auch auf den zivilen Sektor erstrecken, werden nun in Kraft gesetzt. Nach dieser erregenden Lagebesprechung spricht Hitler lange mit Bormann. Schließlich erhalten die beiden Stenografen, die wie üblich die Lagebesprechung mitstenografiert haben, den Auftrag, mit dem Protokoll dieser letzten Gespräche nach Berchtesgaden abzufliegen. Als Hitler dann in sei-

nen Schlafraum zurückkehrt, nimmt er die Pistole zur Hand und lädt sie prüfend durch ... Zum ersten Male fällt der Satz, den Hitler dann noch mehrmals wiederholt: „Dem deutschen Volk kann jetzt nicht mehr der lebende, sondern nur noch der tote Hitler nützen."

Die nächsten Tage, in denen sich Hitlers militärisches Interesse auf die Lage in und um Berlin verengt, bringen Hoffnungen auf die Armee Wenck, die schließlich wenigstens mit Teilen nach Osten antritt.

In den Vordergrund treten politische Ereignisse. Zunächst der mysteriöse Putschversuch Görings auf dem Obersalzberg. Göring hatte von dem Verlauf der Lagebesprechung des 22. April einen vielleicht etwas zu dramatischen Bericht erhalten, er ist der Meinung, daß ein „Zusammenbruch" Hitlers erfolgt sei, und beschließt deshalb, seine bekannte Anfrage nach Berlin zu richten, die ihn nach Ablauf einer gesetzten Frist ermächtigen soll, die Führung des Reiches zu übernehmen. Der Eindruck des „Verrates", den dieser Schritt Görings in der Reichskanzlei auslöst, mag übertrieben gewesen sein — aber er ist jedenfalls entstanden und hat auf Hitler so gewirkt.

Das für die Stimmung des kleinen noch um Hitler verbliebenen Kreises niederschmetterndste Ereignis waren die Nachrichten von den Sonderverhandlungen, die Himmler ohne Wissen Hitlers über Schweden mit den Alliierten anzubahnen suchte, wobei er ganz offen bereits den Tod des Führers ankündigte und in die politische Rechnung einbezog. Man erfuhr von diesen Verhandlungen erstmals durch eine Reuter-Meldung und durch Papiere, die Fegelein, der Verbindungsführer Hitlers zum Reichsführer SS, bei seinem Fluchtversuch zurückgelassen hatte. Als Fegelein dann in Zivil aufgegriffen und zur Reichskanzlei zurückgebracht wurde, hat Hitler ihn wegen Fahnenflucht, aber auch wegen der aufgedeckten Teilnahme an Himmlers Aktion erschießen lassen. Der weitere Verlauf der Himmlerschen Verhandlungen wurde aus schwedischen Pressemeldungen bekannt. (Unser Pressedienst scheint bis zur Todesstunde Hitlers gearbeitet zu haben — amerikanische Korrespondenten haben noch nach vielen Wochen, als sie die teilweise ausgebrannten Bunkerräume besichtigten, in einer Schublade einige Blatt des „Führer-Materials" — wie es in

unserer Sprache hieß — mit dem Datum des 30. April aufgefunden. Himmlers von den Alliierten zurückgewiesener Versuch hat Hitler empört wie kein anderes Ereignis. Er wollte nicht nur keine deutsche Unterschrift unter ein allgemeines Kapitulationsdokument, er hatte sich auch von Himmler seit einiger Zeit abgewandt. Die Gründe dafür habe ich nicht in Erfahrung bringen können, doch weiß ich von einem Gespräch, in dem Hitler Anfang April die Ernennung Himmlers zum Kriegsminister vorgeschlagen wurde, worauf die den Besucher überraschende sehr heftige Antwort lautete: „Niemals!"

In die „Orgie des Verrates" — Goebbels' Ausdruck in seinem Zusatz zu Hitlers Testament — kommt ein persönlicher Lichtblick durch einen Besuch Speers, der aus der Flensburger Gegend, wohin sein Ministerium verlagert war, noch einmal in das von den Russen bereits eng umschlossene Berlin fliegt, nur um — wie er sagt — vom Führer menschlich Abschied zu nehmen. So wird sein Besuch im Bunker auch empfunden — als ein Strahl der Treue, der die düsteren Nebel der Verlassenheit durchbricht. Trotz mancher Auseinandersetzung, die es in den Wochen vorher gegeben hat, spricht Hitler, nachdem der unerwartete Gast ihn wieder verlassen hat, in dankbaren und herzlichen Worten von dem Ereignis. — Speer wird freilich wenige Monate später dem Nürnberger Tribunal eine romantische Geschichte berichten, wie er es versucht habe, den Führerbunker unter Giftgas zu setzen.

Mit der Gewißheit des bevorstehenden Endes trat noch ein anderes persönliches Problem in Hitlers Gedankenkreis: sein Verhältnis zu Eva Braun. Sie hatte seit fast zehn Jahren sein privates Leben geteilt, freilich mit einer äußeren Zurückhaltung, die ihr einen besonderen Platz unter den Frauen berühmter Männer anweist. Nicht einmal der höheren Parteiführerschaft war sie und ihre Stellung als Hausfrau am Berghof bekannt. Von Zufallskenntnissen abgesehen, wußte nur der private Kreis um Hitler von der persönlichen Bindung, die zwischen beiden bestand. Es galt als eine Taktfrage, diese Situation anzuerkennen, ohne sie zu besprechen. Nach Berlin kam Eva Braun nur in den letzten beiden Jahren einige Male, um Hitler hier zu treffen, wenn er aus dem Hauptquartier in die Reichskanzlei kam. Hier pflegte sie so zu-

rückgezogen zu leben, daß der normale Besucher des Hauses keine Ahnung von ihrer Anwesenheit haben konnte. Ich glaube nicht, daß sie sich jemals in politische Dinge eingemischt hat — das würde Hitler auch nicht geduldet haben, denn seine Gründe, sie nicht zu heiraten, waren rein politischer Art. Er glaubte mit seiner Stellung kein Familienleben verbinden zu können, vor allem aber konnte es nach seiner Auffassung von der einmaligen politischen Mission, die er zu erfüllen habe, weder eine „Frau Führer" noch eine „Dynastie Hitler" geben.

Nur wer diesen Zusammenhang kennt, kann die überraschende Verehelichungsszene, die noch zwei Tage vor beider Tod stattfand, richtig beurteilen. Seit Mitte Februar 1945 befand sich Eva Braun wieder in Berlin und lebte mit Hitler, der inzwischen seine teilweise zerstörten Privaträume im Obergeschoß der alten Reichskanzlei hatte aufgeben müssen, unten im Bunker. Sie kam zu einer Zeit, in der die Russen bereits an der Oder standen — und es ist kaum zweifelhaft, daß mit ihrem Kommen schon ein Gedanke an das Ende verbunden war. Sie kam, um den Rest seines Schicksals mit ihm zu teilen. In einer Stunde, in der die Bedenken von ehedem nicht mehr gelten konnten, erwies ihr Hitler eine letzte Geste der Dankbarkeit und Anerkennung für ihre Treue.

*

Die Hoffnung auf einen Entsatz der schwer kämpfenden Hauptstadt ist am 28. April, dem Tage, an dem die Trauung im Bunker stattfand, noch nicht ganz aufgegeben. Die Armee Wenck ist mit einigen Spitzen tatsächlich bis Ferch, in der Nähe des Autobahnringes, vorgestoßen. Diese Meldung gibt Hitler den letzten inneren Auftrieb.

Als aber klar wird, daß Ferch nur von schwachen Kräften erreicht wurde, die nicht daran denken können, weiter vorzustoßen, da gibt es nichts mehr zu hoffen und nichts mehr zu tun, als Abschied zu nehmen.

Hitler läßt alle, die noch in den beiden Bunkern um ihn und für ihn gearbeitet haben, zu sich rufen und spricht ihnen seinen Dank aus. Dann entläßt er sie.

Es muß etwa 16 Uhr am Nachmittag des 30. April 1945 gewesen sein, als in dem kleinen Wohnzimmer des Bunkers, in das

Adolf Hitler sich mit seiner Frau zurückgezogen hatte, der Schuß fiel, der ein Kapitel Weltgeschichte abschloß.

*

Denen, die jene Tage selbst kämpfend miterlebt haben, muß es überlassen bleiben, die ganze Leidenschaft und Hoffnungslosigkeit, die ganze Einsatzbereitschaft und Enttäuschung, den Heroismus und die Niederlage der Schlacht um Berlin zu schildern, die draußen in den Straßen tobte, während die letzte Tragödie in der Reichskanzlei sich vollzog.

Ein Bataillonskommandeur, der im Gebäude des Luftfahrtministeriums seinen Gefechtsstand hatte, wurde nicht müde, mir davon zu erzählen: Nicht nur deutsche SS, nicht nur Männer aller Waffengattungen bis zu den Matrosen einer Wachkompanie kämpften in den Straßen um den Wilhelmplatz, auch französische, holländische, dänische und lettische SS, Spanier, ja sogar russische Soldaten einer Wlassow-Division haben den letzten Kampf für Hitler geführt. Den tiefsten tragischen Eindruck aber haben ihm die Jungen der HJ gemacht. Unerfahren im Kampfe, wie sie waren, haben sie mit Heilrufen und Liedern auf den Lippen die sowjetischen Linien durchstürmen wollen. Wie 1914 die Studenten bei Langemarck — vergeblich war das Opfer, unsterblich aber bleibt die tapfere Gesinnung.

Notizen aus Lager und Gefängnis

In Garmisch

Am 8. Juni 1945 abends um 21.30 Uhr trat der Amerikaner mit gezogener Pistole auf mich zu. Daraufhin war ich genau drei Jahre und drei Monate Gefangener.

Die erste Nacht verbrachte ich in einer großen, aber schmutzigen Zelle eines Gerichtsgefängnisses. Sonst mochten Landstreicher und kleinere Diebe hier gehaust haben, jetzt war das Gefängnis voll von Professoren, Lehrern, Kaufleuten und Bauern, die bis Mai 1945 in den kleineren Städten oder auf dem Lande als Bürgermeister oder Ortsgruppenleiter tätig waren. Gute Zeit für die Strolche — die Gefängnisse hatten keinen Platz, die Polizei keine Beamten für sie. Es war die große Jagd auf Nationalsozialisten. Sie war nicht schwierig — jeder war zu finden, und wer gerade nicht zu Hause war, der meldete sich dann selbst bei der Polizei — Anordnungen der Behörden Folge zu leisten, das lag ihnen nun einmal in Fleisch und Blut.

Der Amerikaner, der mich verhaftete, tat erstaunt, als er meine Papiere in Ordnung fand. Stolz auf seine Leistung, meinte er: „a big fish", ich berichtigte ihn „not so big the fish".

Die Lagerstätte war hart, aber ich schlief bald ein — mit einem nicht unzufriedenen Gefühl. Daß die Gefangennahme in diesen Tagen kommen würde, war angesichts der riesigen Verhaftungswelle vorauszusehen — später stellte sich heraus, daß in jenen Wochen allein in der US-Zone Deutschlands fast 300 000 Männer und Frauen, Kinder und Greise unter der Formel des „Automatic Arrest" in Gewahrsam genommen wurden — das riesigste Unternehmen dieser Art, das Deutschland und das westliche Europa bis dahin erlebt hatte. Der Sinn zur Quantität ist beim Amerikaner nun einmal besonders ausgeprägt. Obwohl ich als Journalist etwas abgehärtet war gegen propagandistische Beeinflussung, so bin ich damals doch einer Suggestion unterlegen: Ich hatte noch die riesige Propagandawelle erlebt, die die Besatzungsmacht in den ersten Wochen mit dem Thema „KZ" gestartet hatte, ich las die Artikel der ersten Zeitungen, in denen von

nichts anderem als von Freiheit und Demokratie, vor allem aber von einer „Wiederherstellung des Rechtes“ in Deutschland die Rede war. Ich hatte vergessen, daß die amerikanische Propaganda auch schon während des Krieges auf dem Prinzip des Gegensatzes aufgebaut war — sie deckt die eigenen Handlungen vor allem durch die betonte Herausstellung eines konträren Standpunktes: Je mehr Wohnstätten bombardiert wurden, um so lauter wurde das Prinzip der Humanität verkündet.

Das war nun am ersten Abend im Gefängnis nicht mehr so deutlich, ich gab mich der irreführenden Berechnung hin, daß man wohl nicht eine riesige Anti-KZ-Propaganda starten und gleichzeitig selbst große Lager errichten und aufrechterhalten könne, und daß man nicht die „Wiederherstellung des Rechtes“ verkünden und dabei Verhaftungen aufrechterhalten könne, wenn keine strafbare Handlung vorlag. So dachte ich damals und schlief beruhigt ein.

*

Neun Tage später: Zwanzig Mann stark sind wir auf einem Lastwagen nach Garmisch gebracht worden und fuhren durch das Tor der Jägerkaserne — zuerst standen wir stundenlang auf dem Sportplatz, Frauen winken uns aus einem mit Stacheldraht umzäunten Hause zu — sie deuten uns mimisch an, daß Armbanduhren gefährdet sind. Sie haben recht, schon umkreisen amerikanische Soldaten unseren Wagen und fragen ganz offen nach den Uhren. Das aber ist nur der Anfang. Es folgt der „Prozeß“. Ein Offizier erscheint — es ist, wie wir später feststellen, ein Oberstleutnant — er läßt uns antreten und vergnügt sich damit, Leute eigener Wahl ins Gesicht zu schlagen. Uns Jüngere läßt er in Ruhe — fast ist ihm etwas unwohl, wenn er in unsere Augen blickt, er hat auch vorsichtigerweise Soldaten mit gezogenen Waffen um unseren kleinen Haufen herum postiert. Dafür erleben siebzigjährige Ministerialräte, daß sie von einem dreißigjährigen Flegel angeschrieen und geschlagen werden. Dann folgt in der großen Turnhalle das „filzen“ — was nur allgemein wertvoll oder verwendbar erscheint, wechselt den Besitzer. Bei manchen, die einen Koffer dabei haben, vereinfacht sich das Verfahren — da fliegt der ganze Koffer mit Krach in die Ecke.

Als „Dolmetscher“ fungiert ein fünfzehnjähriger Lausbub. Er

studiert die Akten und wählt einige aus, die sofort in eine Dunkelzelle abgeführt werden. Sein Horizont ist nicht sehr weitreichend. Obwohl meine Funktion als Stabsleiter des Reichspressechefs und Stellvertretender Pressechef der Reichsregierung in den Papieren stehen, gehöre ich nicht zu den Auserwählten. — Drei alte Kriminalassistenten werden dieser Sonderbehandlung zugeführt. Nach zehn Tagen kommen sie zerschlagen und halb verhungert wieder aus den mit Brettern verdunkelten Arrestzellen heraus.

Wir sammeln die am Boden verstreuten Reste unserer Habe und marschieren in den uns zugewiesenen Kasernenblock. Dort sind schon Kameraden, die uns freundlich und herzlich empfangen. Sie kamen am Tag vorher als die ersten Internierten im neu errichteten Garmischer Lager an. Eine Stube wird uns eingeräumt, in der zusammengeschlagene Bettstellen, umgeworfene Spinde und verstreute Abfälle von den Fremdarbeitern zeugen, die hier bisher gehaust haben. Mit primitivsten Hilfsmitteln geht ein Hämmern und Säubern los — bevor es Nacht wird, sind wir schon etwas heimisch geworden in unserer Stube 42a. Das Gefühl der Kameradschaft hat zu wirken begonnen. Die Posten auf den Wachtürmen, die rücksichtslos ins Lager schossen, wenn einer von uns sich etwa ihrer Meinung nach zu weit dem Stacheldraht näherte, hatten eine Wachvorschrift, in der es hieß, daß die Insassen dieses Lagers „Mörder" seien, „die ihr Schicksal kennen".

Mörder waren wir keine, das Schicksal aber, das wir kennenlernten, schien insbesonders langsamer Hungertod zu sein. Schon schwollen uns die Füße an, schon machte es mir — dem Vierunddreißigjährigen — erste Schwierigkeiten eine Treppe zu steigen, schon senkte sich Apathie über unsere Gemüter, nachdem die Folge der ersten Hungerzeit Gereiztheit war, da kam Anfang September eine große Wende. Als erstes Zeichen verschwanden die Knüppel, mit denen sich jeder amerikanische Soldat ausgerüstet hatte, dann wurde überraschend eine „K-Ration" aus amerikanischen Beständen verteilt, und es gab schließlich Arbeitskommandos, auch solche außerhalb des Lagers, und dickere Suppen. Wir waren gerettet. Es war nicht zu früh, die ersten Todesfälle hatten eingesetzt — die Selbstmorde zählten nicht.

Unser Haus ist eines der ältesten „modernsten" Gefängnisse. Es ist in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts als Strafanstalt bereits so erbaut worden, wie wir alle neuen Anstalten dieser Art kennen. Vier große Flügel, die um einen Mittelpunkt so angeordnet sind, daß man sie von diesen aus völlig überblicken kann. Der königlich-bayerische Justizminister in den ersten Regierungsjahren Ludwig II. war auf diesen Bau nicht wenig stolz gewesen. Die Flügel umfassen je 100 Zellen, die in drei Stockwerken angeordnet sind, die Stockwerke selbst werden nur durch hölzerne Laufstege gebildet, so daß sich über dem unteren Flur eine feste Halle wölbt, die mit einem acht Meter hohen Fenster nach außen endet. Innen laufen alle vier Flügel in der sog. Rotunde zusammen.

Als ich im Herbst 1946 zwei Monate im Hause verbrachte, waren die einzelnen Flügel durch hohe Bretter in sich abgeschlossen. Die Rotunde war als Messehalle für die amerikanischen Wachmannschaften verwendet, deren Lärm in alle vier Flügel drang. Es war damals auch für uns „freie" Zeugen schwer, festzustellen, wer sich in den anderen Flügeln des Hauses befand. Als ich im Juli 1947 wiederkam, waren die Bretterwände gefallen, und ein Drahtgitter schloß unseren Flügel von der Rotunde ab. In ihr aber wurde täglich das Essen für alle ausgegeben, so daß wir wenigstens Sichtverbindung mit den Kameraden der anderen Flügel hatten. Seit dem Herbst 1947 hat sich die Lage insofern grundsätzlich geändert, als zahlreiche technische Verwaltungsangelegenheiten, wie Säuberungs- und Küchendienst, die vorher von Zivilangestellten besorgt worden waren, nun von uns Zeugen auf freiwillige Meldung besorgt wurden. Damit war die Isolierung praktisch aufgehoben, denn es läßt sich nicht vermeiden, daß wir mit den Angeklagten und sogar mit den unter besonderer Kontrolle stehenden Verurteilten in Verbindung standen. Daß man ihnen und auch einem Teil der Zeugen die Zelle abriegelte, ist unter diesen Umständen nur noch eine Farce und eine unbegründete Quälerei. Das gesamte Leben im Hause hat durch jene Veränderung, die wir die „Machtergreifung" getauft haben, eine Erleichterung und Verbesserung erfahren. Vor allem

hat die Verringerung der Zahl der Zivilangestellten in der Küche zur Folge gehabt, daß die bis da oft zur Klage Anlaß gebende Verpflegung ausreichend wurde. Bei meinem ersten Aufenthalt war die Verpflegung wie die Beheizung des Hauses ein ernstes Problem. Weihnachten 1946 — wenige Tage nach meinem Weggang — ereignete es sich, daß tagelang kein Brot ausgegeben wurde. Da auch noch die Heizung ohne Kohlen war, und der Bau, der nur Steinfußböden kennt, sich in eine Eisbahn verwandelte, wurden das Weihnachten 1946 und die darauffolgenden Wochen zum vielgenannten Beispiel ernster Qualen.

Nie spürt man als Gefangener das Fehlen der Freiheit so hart als in diesen Situationen. Eine unzureichende Verpflegung, in einer eiskalten Zelle eingesperrt zu sein, durch deren mit den Luftangriffen 1944/45 noch nicht wieder hergestellten, sondern nur mit biegsamen Ersatzscheiben verklebten Fenstern Wind und Schnee hineinweht — dies ist eine wahrhaft verteufelte Situation. Wir, die wir uns wenigstens auf dem Flur die Füße warmtreten konnten, kamen uns schon wie die Könige vor gegenüber den anderen Kameraden, die in den anderen Flügeln des Hauses sich ohne die Möglichkeit auch nur der geringsten Abhilfe in dieses mittelalterliche Schicksal ergeben mußten.

Im Winter 1947/48 war die Lage günstiger. Weder über die Verpflegung noch über die Beheizung konnte geklagt werden. Da als amerikanische Wärter Neger Dienst taten, kamen so reichlich Kohlen angefahren, daß sogar im Mai und Juni an regnerischen Tagen noch geheizt wurde.

*

Unser Haus lag, als es gebaut wurde, gewiß noch zwischen grünen Wiesen vor den Toren Nürnbergs, heute dringen aus einer anderen Welt die Hupen der Autos, das Kreischen der Straßenbahn und manchmal an ruhigen Abenden auch ferne Stimmen in unseren stillen Bezirk. In der Nacht, wenn der Lärm der Stadt verstummt ist, rollen die Eisenbahnzüge.

Wer die eisernen Wendeltreppen hinaufsteigt zum zweiten Stockwerk, kann in der Ferne eine Straße sehen, auf der der Verkehr rollt, sowie eine Spielwiese, auf der am Nachmittag Kinder ihre Bälle werfen, und eine Kanalböschung, hinter deren Hecke friedliche Spaziergänger wandeln. Ab und zu bunte Kleider jun-

ger Frauen. Solche zufälligen und in nicht greifbarer Ferne sich abspielenden Ereignisse wirken auf den Beobachter, der sie hier als Gefangener erlebt; das alles sind für ihn Zeichen des Lebens, sie regen seine Phantasie an, sie treiben seine Gedanken vom Heute weg und wenden sich dem Morgen zu.

Der Aufenthalt in jedem dieser „modernen" Gefängnisse ist vor allem deshalb eine halbe Vorbereitung zum Tode, weil er uns die Vielfalt der Eindrücke vermittelt, an denen wir im normalen Dasein achtlos vorübergehen und von denen wir erst im Gefängnis erkennen, wie sehr sie zum Leben gehören. Das Sprießen der spärlichen Grashalme auf dem Hof, das Blühen der wenigen Bäume, der Zug der Wolken, der Flug der Vögel, wir genießen alle diese kleinen Ereignisse wie Durstende ein paar Tropfen Wasser — sie stillen den Durst kaum, sie vermehren ihn noch. Anders war es im Lager: In Garmisch bedeutete allein schon der Blick auf die täglich ihr Gesicht verändernden Berge einen entscheidenden Schritt in die Freiheit, in Ludwigsburg breitete sich unter uns das Neckartal aus, das bäuerliche Leben vollzog sich draußen vor dem Stachelraht, sogar in Dachau konnte man kleinere Erdhügel besteigen und manche befreienden Blicke in das Leben tun — hier in der Trostlosigkeit und Kälte des Gefängnisses waren wir ganz auf uns selbst angewiesen.

Wer nicht Kapitulation will, greift zu den wenigen Möglichkeiten, um der Welt, von der er abgeschnitten ist, sich wenigstens geistig verbunden zu halten. Ein bescheidenes Auskunftsmittel dieser Art ist der tägliche Verkehr untereinander, den wir zu pflegen uns bemühen. Man kann uns mißhandeln, aber kann uns nicht zwingen, uns selbst auf die Stufe von Kriminellen zu begeben. Ein Feldmarschall bleibt für uns ein Feldmarschall, und wir grüßen ihn mit korrekter Verbeugung, auch wenn er von einem brutalen Gegner mit Handschellen gefesselt an uns vorübergeführt wird. Solch Formales und Äußeres, das aber auch zum inneren Gleichgewicht beiträgt, ergänzt sich für den geistig Regsamen durch Lektüre und Debatte. Zu den befriedigendsten Erinnerungen der Nürnberger Jahre zählen die Lese- und Vortragsabende, die den ganzen Winter hindurch allabendlich in meiner Zelle stattfanden — hier haben wir im Kreise von 6—10 Kameraden Goethe und Nietzsche gelesen, haben Graphologie ge-

trieben, und in Vorträgen bereicherten wir unser eigenes Wissen oder unsere politischen Erfahrungen.

Nie ist mir deutlicher geworden als hier, daß die geistige Welt des Menschen in keiner Weise von der modernen Zivilisation abhängig ist, ja vielleicht entfaltet sie sich in der Gefängniszelle noch ungezwungener und freier als in der bequemen Atmosphäre von Clubsesseln und Rauchsalons.

Das scheint mir jedenfalls die Lehre des Gefängnislebens zu sein — es gibt kaum eine niederträchtigere Handlung, als den Menschen von der Atmosphäre des Lebens abzuschneiden. Aber es sind auch wenig Erscheinungen unseres Daseins so wunderbar wie die Fähigkeit der menschlichen Natur, in der geistigen Welt auszugleichen, was die körperliche ihm versagt.

Gespräche im Gefängnishof

Zu den Lichtpunkten die aus den dunklen Jahren der Haft herüberstrahlen, gehören die unzähligen Gespräche unter Kameraden, die nirgends so losgelöst vom Tage geführt werden können, als im Lager und Gefängnis.

Haft und äußere Ablenkung belasten unser Sprechen und Denken hier nicht, wenn wir im Lager hundertmal die kurze Lagerstraße auf und abgehen, oder in der Gefängniszelle uns gegenüber sitzen, so gibt es zwischen uns nichts als das Problem, das uns beschäftigt. Nicht selten, ja öfters als man erwartet, dringt die Diskussion zu den letzten Dingen des Lebens, zu der Frage des geglaubten und des erlebten Gottbegriffes vor.

Mit dem Forschungsdrang des Jugendlichen habe ich mich in diesen drei Jahren immer wieder aufgemacht, um in den Kreisen der gefangenen Nationalsozialisten einen Atheisten zu finden. Ich habe keinen gefunden. Was ich fand, war eine bedeutende Zahl gläubiger Christen, die niemals ein Hehl aus ihrer kirchlich-religiösen Gesinnung gemacht hatten und trotzdem hohe und höchste Würdenträger der nationalsozialistischen Bewegung und des Staates waren, dessen Prinzip angeblich die „Kirchenverfolgung" beinhaltet hatte.

Ich habe aus meinen Unterhaltungen mit ihnen den Eindruck

gewonnen, daß sie in ihrem Glauben eine gute und feste Stütze auch für die schlimmsten Erlebnisse gefunden haben, und so mögen sie vielleicht zu beneiden sein in dem höheren Leben, in dem ihre Seele vor Anker gegangen ist.

Draußen aber auf dem bewegten Meere steuerten die anderen ihr Lebensschiff nach den verschiedensten Küsten — jene, die sich die „Gottgläubigen" nennen, die aus den Kirchen ausgeschieden waren, weil ihre Glaubenssätze ihnen zu eng geworden waren. Nur diese nenne ich die „Gottgläubigen", nicht das Treibholz, daß es vor zehn Jahren für nützlich hielt, den Kirchen den Rücken zu kehren und heute ihnen wieder zuzuströmen.

Es gibt keine Konfession der Gottgläubigen, und es sind die verschiedensten Glaubensweisen und Andachtsarten, die in diesen Suchenden erstrebt und gefunden werden. Es gibt solche, die sich nicht ohne Berechtigung Christen nennen, weil sie die neue Lehre Christi als die würdigste Offenbarung Gottes empfinden und nur abgestoßen sind von dem, was berufliche Gottesgeschäftigkeit daraus gemacht und dazu gefügt hat. Andere Gottgläubige fassen ihren Gottesbegriff so weit, daß wir sie dem Pantheismus zuzurechnen haben, der allem Lebendigen die Eigenschaft beimißt, ein Teil und Ausdruck Gottes zu sein. Die einen Gottgläubigen bekennen sich zum Begriff eines persönlichen Gottes und Weltenlenkers, und die anderen suchen auch hinter den großen Grundgesetzen des Lebens göttliches Wirken. Gemeinsam aber ist ihnen allen die Ahnung einer ewigen Kraft, die ihnen Ehrfurcht gebietet und sie zur Andacht verpflichtet, die sie beim Blick in die Natur oder im Bann der Kunst empfinden.

Im Gespräch unter Kameraden sind auch solche tiefsten Dinge menschlichen Bekennens durch und durch erörtert worden — niemals ist mir dabei ein Eiferer begegnet. So undenkbar es gewesen wäre, daß etwa Katholiken und Protestanten die dogmatischen Unterschiede ihrer Glaubenssätze ausfochten, so selbstverständlich war und ist bei allen Gesprächen über ernsteste und letzte Dinge, daß es hier kein Wissen und Überzeugen geben kann, sondern nur ein Ahnen, Glauben und Bekennen. Es war mir immer ein echtes Erlebnis, aus dem Munde oft verwundeter Soldaten echte und tiefe Gedanken im Tone grübelnden Suchens

zu vernehmen und ein mühevolles Ringen um feste Glaubenswerte zu erkennen.

*

Der innere Ernst und das Bedürfnis nach Wahrheit, von denen diese oft stundenlangen Gespräche beherrscht sind, macht sie nicht weniger fruchtbar für die Probleme der Welt, in der wir leben, der Gegenwart, die wir zu bestehen und der Zukunft, die wir zu gestalten haben.

Die schweren Erlebnisse, die hinter uns liegen, bringen bei manchen mit sich, daß sie sich von den Dingen der Vergangenheit nicht trennen können, daß sie immer wieder in dieser oder jener Wunde wühlen, daß sie in oft zusammenhanglosen Sachen einzelne Fehler und Irrtümer immer wieder hervorholen und sich an ihnen nicht sattreden können.

Ich meine die Leute, die es nicht fertigbringen, sich aus dem „circulus vitiosus" des negativen Gespräches zu befreien. Gewiß ist die Kritik des Vergangenen unerläßlich, aber sie muß zu Resultaten führen, sie muß Erkenntnisse erschließen, muß zu Prinzipien und Forderungen führen.

Wir müssen uns, was die Jahre 1933—1945 betrifft, bewußt sein, daß über sie abgeklärte Gesamturteile noch gar nicht möglich sind, und daß diese erst beginnen können, wenn wir auch diese Zeit in den größeren Rahmen der Kontinental- und Menschheitsgeschichte einordnen. Wir können des weiteren nicht umhin, bei der Suche nach einem Standpunkt in der Gegenwart mit unserer historischen Kenntnis weit in die Vergangenheit zurück- und mit unserer Fantasie auch in die Zukunft auszugreifen. Die normalen Erörterungen des Gegenwartsmenschen leiden daran, daß sie weder ausreichend in die Breite noch genügend in die Tiefe gehen. Es ist ein Merkmal der Standpunkte der modernen politischen Doktrinen, daß sie oft ganz oberflächlich und allzu zeitbedingt begründet sind.

In unseren Lager- und Gefängnisgesprächen haben wir bei der Behandlung der großen politischen Probleme des 20. Jahrhunderts stets danach getrachtet, ihre weitesten Linien zu erkennen und ihre tiefen Zusammenhänge zu erahnen. Wir taten dies nicht um einer geistigen Spielerei willen, sondern weil wir glaubten, daß es gerade uns, die wir einmal die ideellen Träger eines gro-

ßen Reiches waren, jetzt nach dem gewaltigen Eingreifen des Schicksals besonders ansteht, einen neuen, festen Standpunkt zu gewinnen, von dem aus sich nicht nur das Vergangene beurteilen, sondern auch das Künftige gestalten läßt.

Die Aufrechten

Für die Millionenzahl deutscher Nationalsozialisten bedeutete der Zusammenbruch des Reiches mit allen seinen düsteren Begleiterscheinungen eine furchtbare politische Katastrophe. Die Lebenskraft ihres Volkes, die Freiheit und Größe des deutschen Staates war Jahre — wenn nicht Jahrzehnte lang der Gegenstand ihres Denkens und Handelns gewesen. Nun war alles vernichtet, was sie schon fest in den Händen zu halten geglaubt hatten.

Die Propaganda der Besatzungsmächte peitschte erbarmungslos in die führungslos gewordenen Massen. Sie erkannte keinen Totalitarismus an, sondern forderte ein kriecherisches Schuldbekenntnis nicht nur von allen Nationalsozialisten, sondern auch von allen Deutschen.

Es hat manche gegeben, die in den Monaten der Verzweiflung sich in solche Selbstbezichtigungen zu retten suchten. Auch in Internierungslagern griff diese Psychose manchmal erschreckend um sich, es zeigten sich die überraschendsten Bilder; ein Sturm in die Kirchen setzte vonseiten vieler bisher religiös Desinteressierter ein — oft schien es, als drängten sich gerade die einst wortstärksten Eiferer besonders demonstrativ zum Canossagang. Verwundert bemerkten die wirklich Gläubigen, die im Lager nicht anders als vorher zuhause ihren kirchlichen Obliegenheiten nachgingen, den überraschenden Ansturm von neu Bekehrten, die nun, da es die NSDAP nicht mehr gab, schnell neuen Anschluß an eine mächtigere Organisation zu suchen wünschten.

Andere hielten es mit dem Amerikaner. Sie nannten das „Politik"; um ja ihre „demokratische Gesinnung" unter Beweis zu stellen, zeigten sie sich bereit auf alles das zu spucken, was sie bisher angebetet hatten. Ihre Rede troff von Zynismus und Gemeinheit, und ihr falscher Lohn war die Zigarette des CIC-Offiziers. Von allen solchen Erscheinungen lohnt es sich nicht zu

sprechen. Es gibt ein deutsches Sprichwort „Wo gehobelt wird, fallen Späne“. Hier hatten wir den Abfall vor uns, der in solchen Schicksalsprüfungen unvermeidlich entsteht. Es gibt keine europäische Nation, die vom Wechselspiel zwischen Größe und Katastrophe so unmittelbar empor- und hinuntergeschleudert ist, wie das deutsche Volk zwischen 1938 und 1945. Wir kennen keine Parallele und wissen deshalb nicht, ob sich andere Nationen in solchen Schicksalsprüfungen anders und würdiger gezeigt hätten.

In solchen hoffnunglosen Verhältnissen bildet aber nicht der nur seinen kleinlichen Zielen überlassene Massenmensch, sondern die tapfere Einzelpersönlichkeit, die sich nicht jeder Propagandaaktion willenlos ergibt, die wahre Repräsentanz der Nation.

Ich gehörte nicht zu denen, die mit Eitelkeit und Verachtung nur auf die Zeichen der Haltlosigkeit gewartet haben, die so vielfach sichtbar wurden. Ich habe sie gemessen an der Furchtbarkeit der Stürme, die über uns hereingebrochen waren und an denen ich diesen Maßstab anlegte; so wandte sich der Blick notwendigerweise auf die vielen Tapferen, die sich trotzig durch die Flut der Verzweiflung und Bitternis hindurchkämpften, die nach Grund unter den Füßen suchten und sofort wieder aufrecht standen, als sie ihn gefunden hatten.

Tiefe Einsichten in die Probleme des menschlichen Charakters haben sich hier aufgetan. Ich habe zwar auch schon vorher die Einwirkung dessen, was wir die geistige wissenschaftliche Bildung nennen, auf den menschlichen Charakter nicht allzu positiv veranschlagt — seit dem Erlebnis dieser Lager- und Gefängnisjahre weiß ich, wie sehr die vitalen Kräfte — denn um sie geht es in solchen Zeiten — vom Intellekt her bedroht werden. Es ist freilich auch hier wieder eine Menschenschicht, die genannt werden muß, weil sich ihre Bildungsgröße durch besondere Bereitschaft zum eilfertigen Gesinnungswechsel, zur Selbsterniedrigung in jeder Form, zur Entlarvung egoistischer Antriebskraft manifestierte. Ganz anders, das kann nicht genug betont werden, reagierten die wenig wirklich Gebildeten, die sich im Kreise der Intellektuellen finden — jene, die sich zu echten geistigen Standpunkten aufgeschwungen haben und die von der Warte des Philosophen das Getriebe der Zeit beurteilen und sich hoch über die Kleinheit der Tagesgesichtspunkte erheben. Sie waren und sind

Aufrechte nicht aus der Robustheit ihrer Natur, sondern aus der Abgeklärtheit ihres Geistes — seltene, aber dafür um so größere Menschen.

Die große Zahl der Aufrechten finden wir nicht in diesen Sphären, sondern dort wo die Lebenskraft des Volkes noch am unverfälschtesten wirkte — Bauern, die ihren Lebtag mit dem Boden gerungen haben, und Arbeiter, die sich im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot verdient haben, und in echten Frontsoldaten, die tausendmal zwischen Tod und Leben sind und deren „Ja" damit ein „Ja" und deren „Nein" ein „Nein" geworden ist. Auch der Frauen muß hier gedacht werden, die sich in diesen Schicksalsprüfungen härter, klarer und ausgeglichener gezeigt haben als die Masse der Männer. Es scheint, daß die Frau als Merkmal ihres Geschlechtes über mehr innere Lebenskraft verfügt und äußeren Erlebnissen mehr Kraftreserven entgegen zu stellen hat.

Sie alle, von denen ich hier spreche, sind nicht kritiklos gegenüber der Vergangenheit, ihr Standpunkt ist nicht „stur" und gedankenarm — wer immer mit ihnen so eingehend sprach, wie es nur im Lager und Gefängnis geschieht, weiß, wie scharf ihre Urteile, wie instinktiv ihre Überlegungen oft sind. Sie sind „Aufrechte" in meinem Sinne nicht deshalb, weil sie etwa hartnäckig wiederholen, was sie einmal gelernt haben, sondern nur deshalb, weil sie ihre Meinungen nicht vom Standpunkt der Opportunität und der egoistischen Zweckmäßigkeit aus bilden. Sie üben Kritik an dem Gewesenen nicht in Schimpftiraden — wie es jene, die damit Eindruck machen wollen, als eine „Spruchkammer-Vorübung" bezeichnen —, sondern sie suchen nach Erklärungen und ahnen, daß diese tiefer zu suchen sind, als es die augenblickliche Propaganda wahrhaben möchte. Nur was das Wesentliche ist — sie besinnen sich auf das, was uns an Werten *geblieben* ist, sie prüfen die Ideen und versuchen die Gedanken weiter zu denken, die in ihnen lebendig geblieben sind.

Einer hat mir einmal einen guten Vergleich erzählt. Er sagte, die „Vereine", wie er sie nannte, kämen ihm vor wie Leute, die in den Resten eines zerstörten Hauses eifrig ausgerechnet nach Trümmern suchten. Bei jeder verbogenen Röhre, die sie entdeckten, stießen sie ein Triumphgeheul aus, um damit zu beweisen, daß sie den Zusammenbruch als Befreiung begrüßten. Er hinge-

gen verfahre nach einem anderen Prinzip: Er wolle nach den Dingen suchen, die heilgeblieben seien. Und es sei wahrscheinlich, daß am Ende dieser Prüfung manches gute Stück gerettet werde, das noch seinen Dienst leisten würde, während die anderen nur einen Haufen Scherben als Produkt ihrer Bemühungen aufweisen könnten. Dieser Kamerad scheint mir nicht nur ein aufrechter, sondern auch ein kluger Mann zu sein.

Man kann von den „Aufrechten" nicht sprechen, ohne auch derer zu gedenken, die den Kelch der Prüfungen bis zur Neige leeren mußten: Die Verurteilten der politischen Nachkriegsprozesse. Ob sie jenseits unserer Grenzen vor Gericht und Hinrichtungskommandos geschleppt wurden, weil sie an einen deutschen Sieg, an ein deutschbestimmtes Europa, an eine kontinentale Front antibolschewistischer Prägung glaubten, oder ob sie in Hamburg oder Dortmund vor Militärgerichten standen, wegen Handlungen, die sie nicht zu verantworten hatten — aus allen diesen menschlichen Tragödien, von denen wir einiges Wenige gehört haben, wird übereinstimmend berichtet, daß die Sphäre des Todes überragt wurde vom Durchbruch tapferster Gesinnung auch bei vielen, die auch im Prozeß selbst unter dem Druck der Verhältnisse sich schwach gezeigt haben mochten. Das Unrecht, das ihnen geschah, hat die Kräfte des Mutes in ihnen wieder geweckt und sie stark gemacht. Hier in Nürnberg erlebten wir ein Gleiches. Unvergeßlich haben sich mir die Tage eingeprägt, an denen die Urteile verkündet wurden — die Sekunden, in denen die Verurteilten zurückgebracht wurden, die gefesselten Hände emporgehoben und uns damit das Todesurteil anzeigten. Die furchtbaren Urteile hatten sie gehört — nicht einer war daran zerbrochen.

Zum ersten Mal kam ich nach Nürnberg am 18. Oktober 1946 — zwei Tage nach den Hinrichtungen der Verurteilten des ersten Nürnberger Prozesses. Sie waren in der Turnhalle vollzogen worden, die in unserem Hofe liegt. Es entspricht dem Geist dieses Hauses, daß in dieser Halle später die Sprechzellen eingerichtet sind, in denen wir mit den Verteidigern sprechen können. Damals hörte man noch die Arbeiter am Werke, die das Todesgerüst abbrachen.

Aber nicht nur das zeugte von dem Geschehen. Das ganze Haus, in das ich als Neuling zugezogen war, sprach von den zwei

Gottesdiensten, die nach der Hinrichtung von den amerikanischen Geistlichen gehalten worden waren. Der katholische Priester hatte eine stille Messe gelesen und sich nachher umgedreht und vor der versammelten Gemeinde erklärt: „Man hat mir zwar verboten eine Seelenmesse zu lesen, das war aber eine." Der evangelische Geistliche schildert in seiner Predigt die furchtbaren Stunden, an denen er teilzunehmen hatte.

Er sprach davon, daß alles, was in der Todeszelle geschah, ihn zutiefst erschüttert und an den Rand der physischen Kräfte gebracht habe. Die einzig Ruhigen seien die Verurteilten gewesen. Der Stenograph, der die letzten Worte aufzunotieren hatte, war so erregt, daß er kaum folgen konnte — sie aber seien unerschüttert gestorben. Von Rosenberg, der auf seinen Zuspruch verzichtete und mit einer Geste des Ekels die Abgabe einer letzten Erklärung ablehnte, berichtete der Geistliche, „dieser Mann starb wie ein Stoiker".

Beide, sowohl der katholische als der evangelische Geistliche, wurden wenige Tage später abgelöst und nach Amerika zurückgesandt. Auch die amerikanischen Bewachungssoldaten, die jedem von uns, der es hören wollte, stolz von Göring und anderen erzählten, die sie bewunderten, verschwanden eilig aus dem Hause.

Wir aber, die wir manche Kritik zu üben hätten an dem, was die Lebenden taten, denken, wenn wir die Halle ihrer letzten Stunde betreten, immer wieder mit der gleichen Ehrfurcht an das tapfere Sterben der Ribbentrop, Keitel, Jodl, Sauckel, Seyß-Inquart und der anderen. Sie stehen vor uns als Männer, die sich der Not des Todes wie tapfere Soldaten überlegen zeigten — als wahrhaft Aufrechte, die allen ein Beispiel bieten, denen die Würde der Persönlichkeit kein leerer Begriff ist.

Das Haus des Hasses

Am 18. Juni 1947 durchschreite ich zum zweiten Mal das Tor des Gefängnisses, das hinter dem Gebäude des Nürnberger Justizpalastes liegt. Es ist seither — fast ein Jahr — mein Aufenthaltsort. Wie bereits im Oktober/November 1946 bin ich im sog. „Freien Zeugenflügel" untergebracht — es ist jener Teil des Ge-

fängnisses, in der diejenigen Internierten gefangengehalten werden, die nur als Zeugen benötigt werden und gegen die selbst keine Untersuchung läuft. Wir haben gegenüber den „belasteten" Zeugen, die „restricted wing" in geschlossenen Zellen leben, und den Angeklagten, deren Zellen auch nachts durch Scheinwerfer beleuchtet werden, gewisse Erleichterungen. Unsere Zellen werden nicht verschlossen. Wir können uns also untereinander besuchen und auf unserem Flur auf- und abgehen. Auch kleinere Arbeitsdienste im Hause können wir übernehmen.

Ich bin in meinem alten Berufe tätig, d. h. ich stelle ein tägliches Nachrichtenblatt zusammen, das vervielfältigt und in alle Zellen verteilt wird. Eigene Kommentare sind mir nicht gestattet, für jede Meldung muß ich eine gedruckte Unterlage beibringen. Nachrichten, die mit den laufenden Prozessen in Zusammenhang stehen, sind überhaupt verboten. Trotz dieser Beschränkung suche und finde ich manchesmal Gelgenheit in der Art der Auswahl und der Aneinanderreihung der Texte die politische Widerstandskraft zu stärken, die wir hier in diesem Hause so nötig haben, das vom Geist des Hasses und der Rache beherrscht und erfüllt wird.

Durch einen langen Gang, der von einem Bretterverschlag gebildet wird, kommen wir, wenn die Anklage uns anfordert, in den Justizpalast. Von Posten begleitet, treten wir in die Hallen und lichten Räume ein, in denen einstmals deutsche Richter den Staat und die Gemeinschaft vor tatsächlichen Verbrechern geschützt haben. Heute sitzen hier gewisse Emigranten, denen eine Verfolgungsleidenschaft aus den Augen leuchtet, und suchen aus uns herauszupressen, was sie als Material gegen irgend einen der Angeklagten brauchen können. Nicht die Wahrheit interessiert sie, sondern „Belastung". Präzise Detaildarstellungen von Sachverhalten sind hier nicht gefragt, weil dabei in der Regel nichts mehr übrigbleibt, was sich als „Schuld" juristisch fassen ließe. Da die wenigsten Zeugen bereit sind, so großzügig mit den Tatsachen umzuspringen, wie es für die Anklage nötig ist, um vor Gericht auftreten zu können, ist es üblich, daß als Ergebnis oft stundenlanger Vernehmungen ein Affidavit von der Anklage entworfen und dem Zeugen zur Unterschrift vorgelegt wird. Der stellt dann zu seinem Erstaunen fest, daß darin alles fehlt, was er zugunsten eines Angeklagten ausgesagt hat, und daß alles an-

dere in viel stärkeren Worten als er sie gebrauchte, ausgedrückt und oft durch zusätzliche Behauptungen ergänzt ist. Jetzt kommt es zum Schwur — der Zeuge wird höflich, aber bestimmt aufgefordert zu unterschreiben. Äußert er Bedenken oder weigert er sich gar, so gibt es je nach Einzelfall eine Skala von Druckmitteln. Im Herbst 1946 geschah es, daß ein Internierter — es war ein Mann schlichten Gemüts — nach der Rückkehr von der Vernehmung sich bei uns erkundigte, ob man in diesem Haus tatsächlich ohne Prozeß und Urteil hingerichtet werden könne. Sein Interrogator hat ihm erklärt, er werde „aufgehängt", wenn er nicht unterschreibe. Häufiger ist es der Fall, daß Zeugen, die irgendwann einmal in einem fremden Lande tätig waren, die Auslieferung angedroht wird, wenn sie nicht im Sinne der Anklage aussagen. Es handelt sich nicht um eine leere Drohung. Es gab zahlreiche Zeugen, die — nachdem sie der Anklage nicht die gewünschten Dienste leisteten — an Polen und andere Länder ausgeliefert wurden, und wir kennen Fälle, in denen klargestellt ist, daß dies nicht auf die Initiative des betreffenden Landes erfolgte, sondern daß die Nürnberger Anklagebehörde diese Zeugen „angeboten" hat. Wieder andere Zeugen, gegen die Material vorliegt, so daß sich ihre Einbeziehung in einen Prozeß ermöglichen ließe, werden zu belastenden Aussagen dadurch gewonnen, daß sie selbst keine Anklage erhalten. Eine letzte Spezies ist noch zu erwähnen. Es gibt und gab leider auch Internierte, die sich durch die Lockung baldiger Haftentlassung zu Unterschriften unter zweifelhafte Papiere oder durch noch umstrittene Aussagen vor Gericht bereit finden ließen.

Auch an mich trat die Versuchung heran. Ich habe aber den Federhalter meines Interrogators erbeten, als er mir das von ihm ausgearbeitete Affidavit vorlegte — ohne viel zu diskutieren habe ich alle diejenigen Sätze ausgestrichen, die meinen Aussagen hinzugefügt worden waren. Da mir weder mit Aufhängen, noch mit Auslieferung, noch mit einer Anklage gedroht werden konnte, wurde mir meine Lehre anders erteilt — ein Amtskollege von gleichem formalen Dienstgrad, der größere Bereitwilligkeit gegenüber der Anklage zeigte, erhielt im November 1947 demonstrativ seine Entlassung aus der Haft — ich sitze noch heute hier, die Anklage hält mich für „stubborn", das ist mein Haftgrund. Ich

aber ertrage leichter das Gefängnis als den Gedanken, meinen Namen und auch meine Unterschrift unter ein verlogenes Dokument gesetzt zu haben.

*

Die Aussagen der Zeugen bilden nur einen Teil des Anklagematerials, das in diesem Hause zusammengetragen wird. Den Siegern sind deutsche Regierungsakten in einem Ausmaß in die Hände gefallen, wie dies wohl bisher in der Geschichte einmalig ist. In diesen Akten wühlt die Anklage nun schon seit drei Jahren. Sie häuft zusammen, was sich irgendwie zu Anklagen gegen Einzelpersonen brauchen läßt. Es geht ihr auch hier natürlich nicht um Zusammenhänge oder komplette Darstellungen. Es widerspricht den in Nürnberg üblichen Verfahren, daß von der Anklage auch nur ein Dokument eingereicht wird, das für einen Angeklagten entlastend wirken könnte. Gewiß — auch die Verteidigung hat jetzt das Recht erhalten, aus diesen Dokumenten entlastende Akten anzufordern, aber jeder, der einen Begriff von dem Umfang moderner Ministeriumsakten besitzt, weiß, daß man solche Akten nicht aus dem Gedächtnis anfordern kann. Die Angeklagten sitzen seit Jahren hinter Gitter und Stacheldraht — die Anklage aber durchforstet lange schon mit ihren Rechtsbearbeitern die Aktenberge — aber nur nach *ihren* Gesichtspunkten.

Ein Weiteres kommt hinzu: Hier werden z. B. außenpolitische Situationen ausschließlich nach deutschen Quellen vorgetragen. Auch wenn diese Quellen nicht, wie es geschieht, verfälscht und entstellt werden, so wäre immer erst ein Zeitbild gewonnen. Weder die britischen, die amerikanischen noch die sowjetischen Akten zu den gleichen Vorgängen liegen vor — erst sie alle zusammengenommen könnten ein Bild von historischer Zuverlässigkeit ergeben. Das weiß jeder Student der Geschichtswissenschaften im ersten Semester — aber keines der in Nürnberg durchgeführten Verfahren hat diesen primitivsten Fundamentalsatz politischer Wahrheitsfindung auch nur erwähnt.

*

Dieser Hinweis führt unmittelbar in das Problem der Nürnberger Prozesse selbst hinein: Welchem Zwecke dienen sie, und was wird mit ihnen tatsächlich erreicht?

In den Rückzugsgefechten, die zur Verteidigung der Nürnberger Prozesse geführt werden, steht das historische Argument im Vordergrund. Es ist dazu zu sagen, daß bei diesem Verfahren etwa nicht nur eine Teilwahrheit zutage tritt, sondern daß der, der die Verhältnisse genau kennt, auch später urteilen muß: Von allen Dokumenten, die dem objektiven Betrachter später zur Verfügung stehen, werden die in Nürnberg gemachten Vorlagen und Aussagen als die zweifelhaftesten und unglaubwürdigsten bewertet werden müssen. Ein einziger Angeklagter des NS-IG-Farbenprozesses schilderte die Situation treffend mit folgender Feststellung: „Die Anklage wirft in diesem Prozeß hundert Dokumente auf den Tisch, durch die bewiesen wird, daß 2×2 die Zahl 5 ergibt. Es ist nun die Aufgabe meiner Verteidigung, durch eine Anzahl von Gegendokumenten darzulegen, daß 2×2 in Wirklichkeit zur Zahl 3 führen. Würde ich den Beweis erbringen, daß $2 \times 2 = 4$ ist, so bestünde die Gefahr, daß das Gericht, das ja zwischen Anklage und Verteidigung die Mitte zu wählen pflegt, zu dem Urteil kommt: $2 \times 2 = 4^1/_2$".

Tatsächlich ist es so, daß zu so verfälschenden geschichtlichen Tatbeständen nicht nur die Anklage, sondern in gelehriger Weise auch die Verteidigung beiträgt. Auch manche Angeklagte haben da Beträchtliches geleistet. Es ist das menschlich verständlich — es geht hier nicht um wissenschaftliche Erkenntnisse, sondern um persönliche Lebensschicksale. Dort auf einer Seite der Haß, der das Bild verfälscht, auf der anderen Seite oft die rein physische Angst der gehetzten Kreatur, die der Zeichnung in schwarz eine solche in weiß entgegenzustellen versucht. Was dann die Richter, die in ihrem ganzen Leben mit politischen Materien nichts zu tun hatten und sich meist zum ersten Male in Mitteleuropa aufhalten, an Urteilsbegründungen geben, wird zur historischen Beleuchtung der Periode, über die sie handeln, ebenfalls nur wenig beitragen.

Die ausführliche Präambel, die sich den Anschein einer historischen Wertung gibt, bietet eine solche tatsächlich nicht und liest sich schon heute wie ein wenig glücklicher propagandaartiger Artikel.

Ernsteren Gewichts scheint das Hauptargument zu sein, das man für die Nürnberger Prozesse anführt: Es werde hier ein neues Völkerrechtsprinzip manifestiert, das — ohne Rücksicht, ob

es im Einzelfall ganz gerecht angewandt worden sei — seine nützliche Wirkung für die Zukunft der Menschheit nicht verfehlen werde. Diese Auffassung wird dadurch geadelt, daß sicher sehr viele ernste, rechtlich und humanitär denkende Menschen ehrlich an sie glauben. Auch ich neige zu der Hoffnung, daß durch die Schaffung neuer internationaler Rechtsprinzipien das leichtfertige Spiel mit dem Menschenleben, das die moderne Politik kennzeichnet, eingeschränkt, wenn nicht sogar unmöglich gemacht werden kann. Hätte ich die Gewißheit, daß dies das Ergebnis von Nürnberg sein könnte, so würde ich einen Sinn erkennen und meine Erkenntnisse und Erfahrungen in diesem Hause mit der Überschrift versehen: Eine schlechte Methode, aber eine gute Sache.

Es ist nun aber leider kein Zweifel darüber möglich, daß es sich hier im Wesentlichen gar nicht um ein neues völkerrechtliches Prinzip, nicht um die Aufstellung eines verbindlichen internationalen Verfahrens handelt. Das Londoner Statut vom August 1945, nach dem hier geurteilt wird, ist keine Angelegenheit der Völkerfamilie, sondern eine Kompromißlösung der Siegermächte. Ursprünglich war, wie aus mehreren Veröffentlichungen bisher deutlich geworden ist, die verfahrenslose Erschießung einer beträchtlichen Anzahl von „Naziführern" aufgrund ihres Dienstranges vorgesehen. Als Zahl wurden 50 000 genannt. Es zählt zu den anerkennenswerten Taten Churchills, daß er sich noch in Jalta — also im Februar 1945 — diesem von Stalin gewünschtem Prinzip, dem auch Roosevelt zustimmte, widersetzt hat. Das Ergebnis war, daß nach dem deutschen Zusammenbruch zwar in Hunderten und vielfach sogar in Tausenden von Fällen — je nach der Animosität der jeweiligen Besatzungstruppen — das Erschießungsprinzip angewandt wurde; im wesentlichen aber nur als Internierung vor sich ging. Um trotzdem der Nachkriegshysterie, die nach Todesopfern schrie, zu genügen — erinnern wir uns des Jahres 1918, in dem Lloyd George in England seinen Wahlkampf gewann mit der Parole „hang the Kaiser" —, hat man das Statut zur einseitigen Bestrafung von „Kriegsverbrechern" erlassen, in dem auch die Handhabe für Massenbestrafungen nach dem Prinzip „verbrecherische Organisation" geschaffen wurde. Hätte es sich um die Einführung neuer Rechtsbegriffe gehandelt,

so hätten niemals die Siegermächte, sondern eine internationale Organisation, wie etwa die damals schon bestehende UNO, das Rechtsstatut erlassen und seine Anwendung regeln müssen. Es dürften dann niemals Richter der Siegermächte, sondern nur solche neutraler Staaten urteilen, und es dürften nicht nur Besiegte Angeklagte sein, sondern auch solche Sieger, die sich offensichtlich gegen die bestehenden Rechtsnormen vergangen hatten. Freilich — ein solches Verfahren hätte sicher Anlaß zur Kritik geboten — es liegt in der Natur so bedeutender Entscheidungen wie es Niederlagen nun einmal sind, daß ihr Gewicht auch den ruhigsten Richter beeinflußt. Die rein politische Materie wäre auch bei solchen Verfahren nicht befriedigend zu beantworten gewesen, doch das spezielle Kriegsverbrechen hätte in einer Weise geahndet werden können, die es wahrscheinlich machen würde, daß bei späteren Zusammenstößen das Prinzip der Menschlichkeit besser geachtet würde als im letzten Krieg.

Das Nürnberger Verfahren aber, das den Sieger zum Richter, den Besiegten zum alleinigen Angeklagten macht, kann gar keine andere Folge haben, als daß in möglicherweise kommenden Konflikten noch radikaler um den Sieg bzw. bis zur Vernichtung gekämpft wird, als es 1945 der Fall war. Da die Geschichte keinen Sieger kennt, der „mea culpa" ruft und dem Besiegten recht gibt, ist es ganz selbstverständlich, daß auch jeder weitere Prozeß Nürnberger Stils nicht Recht anwendet, sondern nur juristische Konsequenzen aus Geschehenem macht und politische Entscheidungen trifft.

Wem immer das Recht ein ernstes Anliegen ist, der muß solchen Entscheidungen sein entschlossenes Veto entgegensetzen. Das Nürnberger Recht ist als reines Siegerrecht kein Fortschritt, sondern eine ernste Gefahr für das Völkerrecht überhaupt. Wenn dieses jemals den Schritt vom Vertragsrecht zum allgemein bindenden Recht tun soll — dann kann es niemals auf *diesem* Wege geschehen.

Ein dritter Faktor ist zu bedenken, er wird von den Vertretern des Nürnberger Prinzips mit Vorliebe in die Debatte geworfen: Es ist natürlich kein Zweifel, daß hier in Nürnberg neben vielen sehr umstrittenen Tatbeständen tatsächliche und erwiesene Verbrechen abgeurteilt wurden. Wer freilich den Nürnberger Justizpalast

selbst erlebt hat, weiß, daß auch in diesen Prozessen manches Einzelurteil und viele Strafmaße durch die hier angewandten Anklage- und Verteidigungsmethoden stark umstritten sind. Insbesondere sind die tatsächlichen Verantwortungsverhältnisse von der Anklage in verschiedenen Prozessen verschieden vorgetragen und „bewiesen" worden. Die Zahl der Einwände, die man gerade in den Verfahren, in denen es um konkrete Verbrechen ging, gegen die Methoden der Anklagen und die Argumentationsgerichte erheben mußte, ist Legion. Es ist heute schon so, daß wir, die wir die Tragödien vor unseren Augen sich abspielen sahen, überzeugt sind, daß in fast allen Fällen, in denen schwere und schwerste Strafen verhängt wurden, die falschen Männer Verbrechen büßten, die andere zu verantworten hatten.

Wären diese Verfahren nach den für deutsche Staatsanwaltschaften gültigen Prinzipien von deutschen Gerichten verhandelt und abgeurteilt worden, so hätten wir und die deutche Öffentlichkeit die Überzeugung, daß in sorgfältiger Untersuchung die echten Tatbestände herausgeschält und die wirklich Schuldigen getroffen worden wären. So aber wurden und werden Märtyrer geschaffen, was — zumindest vom Standpunkt der Besatzungsmächte aus — jedenfalls als politischer Fehler zu werten ist.

*

Von welcher Seite immer man die Nürnberger Praxis bewertet — stets ist das Urteil notwendigerweise vernichtend. Historisch zwecklos, rechtlich unhaltbar und politisch verfehlt — das ist das Resultat eines dreijährigen Feldzuges, der viele Millionen Dollar verschlang und noch mehr an gutem Willen und Glauben in den Herzen der Deutschen vernichtete. Sie waren im Jahre 1945 aufgeschlossen gegenüber dem Sieger, sie erwarteten, ja sie hofften darauf, daß die Kriegspropaganda Lügen gestraft würde, die immer wieder von dem Haß und den Racheplänen der damaligen Feindmächte sprach.

Ich hatte während dieses Krieges mich als Journalist regelmäßig mit den Haß- und Racheprojekten zu befassen, die von der Gegenseite gegen Deutschland veröffentlicht wurden, und ich zweifelte oft am gesunden Menschenverstand unserer Feinde, wenn ich so verhängnisvolle Dokumente wie das Casablanca-

Communiqué vom Januar 1943 auf den Tisch erhielt, das die Formel „Bedingungslose Kapitulation" enthielt, oder den Morgenthau-Plan vom September 1944, in dem aus jeder Zeile ein blinder, verstandesfremder Haß sprach. Alle diese Produkte geistiger Verirrung haben nicht nur deutsches, sondern auch amerikanisches, englisches und russisches Blut gekostet und sind damit teuer bezahlt worden.

Mir ist, wie den meisten Deutschen, die Gabe des echten Hasses nicht in die Wiege gelegt. Als politisch Denkender sehe ich in ihm ein Element der Blindheit, das niemals nutzen, nur schaden kann, wo immer es aktiv wird. Ich habe während des Krieges meine leidenschaftlichen journalistischen Angriffe gegen die Geistesverwirrung der Vansittart, Ilja Ehrenburg und schließlich jenes Morgenthau gerichtet, weil ich in ihnen die Erzfeinde nicht nur unseres deutschen, sondern auch ihrer eigenen Völker sah.

Ich wußte nicht, daß es einmal mein Schicksal sein würde, diesen verderblichen Geist der Völkerentzweiung als Konzentrat in der Atmosphäre eines Hauses zu erleben.

Die Gitter vor meinem kleinen Fenster stören mich nicht, an die große Mauer, die bei den Spaziergängen den Blick beschränkt, habe ich mich gewöhnt, aber den Justizpalast, der dahinter sichtbar ist — ich glaube, ich hassse ihn als Symbol des Systems, daß erst stürzen muß, bevor sich wieder ein Friede erheben kann.

Ausklang in Dachau

Strahlende Herbstsonne liegt über dem weiten Lager, das sich einsam und verlassen vor mir ausbreitet. Ein letzter Rest von kaum zwanzig „Internierten" ist in der Baracke 131 zurückgeblieben. Wir sind mit Aufräumungsarbeiten beschäftigt. In wenigen Tagen werden auch wir das Lager verlassen, und mit uns wird der Stacheldraht fallen, an einem Platz, der fünfzehn Jahre hindurch zweifelhaften Weltruhm erlangt hat, weil er gezeichnet ist von tausendfacher menschlicher Tragödie.

Über die Lagerstraßen, die jetzt leer und verlassen zwischen den Pappelreihen sich hinziehen, wanderten noch vor Monaten Tausende, die nichts anderes zu büßen hatten, als ihre Gesinnung.

Durch das Tor, das jetzt offensteht, marschierten die Tausende, die noch bis zum letzten Jahr den deutschen Weg nach Polen, nach Jugoslawien, in die Tschechoslowakei, nach Frankreich antreten mußten — man hat nichts mehr von ihnen gehört. Der Bunker, in dem jetzt amerikanische Militärgefangene untergebracht sind — wieviel kann jede seiner Zellen berichten, von den Tragödien der Dachauer Prozesse, deren ungeheuerliche Rechtsprechung jetzt durch Kommissionen der Wahingtoner Ministerien nachgeprüft wird — die Toten werden davon nicht mehr lebendig.

Das alles ist Dachau für uns, deren Verfolgungszeit sich jetzt dem Ende nähert. Kläglicher könnte eine verfehlte Politik nicht zusammenbrechen, als die von der Besatzungsmacht befohlene und von vergessenen Deutschen begierig durchgeführte „Entnazifizierung", sie hat Hunderttausende von Deutschen jahrelang ihrer Freiheit beraubt und nichts anderes damit erreicht als eine Demaskierung brutaler Haßgefühle und Racheinstinkte der Sieger, die ihnen selbst zum Schaden wurden. Heute, wo sich die Welt zwischen Ost und West teilt, wird deutlich, wie selbstmörderisch die Politik war, mit der die Westmächte sich 1945 auf Deutschland und die Deutschen stürzten.

Gewiß konnten damals viele auch der Unsrigen verwirrt werden, aber einige haben sich doch standhaft hindurchgerettet durch die Flut der Lager und der Erniedrigung. Ihre politische Kraft hat sich geläutert in diesen Jahren — wie Phönix aus der Asche, so treten sie als Bekenner deutschen Lebenswillens und deutscher Gemeinsamkeit wieder unter ihr Volk.

Die Tage unserer Inhaftierung sind gezählt. Das Personal, das sich bisher mit unserer Inhaftierung beschäftigte und sich dafür — nicht schlecht — bezahlen ließ, wird von Tag zu Tag freundlicher. Zu meinen Aufgaben gehört es, täglich mit den sog. „Spruchkammern" zu verhandeln, jenen pseudojuristischen Tribunalen, die auf Befehl der Militärregierung über unser Schicksal zu richten haben. Sie setzen sich aus sog. „Antifaschisten" zusammen. Es gibt mehrere Überzeugte auch unter ihnen, andere haben dieses zweifelhafte Geschäft mehr aus Konjunkturgründen übernommen und erkennen heute erschreckt, daß die Konjunktur schon wieder umgeschlagen ist. Die unflätigen Beschimpfungen, die noch vor Jahresfrist den Ton der sog. „Spruchkammer-Verhandlungen"

abgaben, sind heute pessimistischer Freundlichkeit gewichen. Jeder der Herren, mit denen ich die im Lager noch verbliebenen Restfälle zu besprechen habe, sagt es mir deutlich, wie sehr er das Ende seiner „historischen" Funktion begrüßt. Kaum einer unterläßt es, mir mitzuteilen, wie trübe sich seine persönliche Zukunft darstelle, die in der deutschen Öffentlichkeit von jedem abgelehnt werde, der mit diesen Spruchkammern zu tun habe — im Gegensatz zu den Internierten, die überall offene Türen finden.

Zu diesen Ergüssen gibt es nur die Überschrift: das Ende eines Wahnes. Das Ende der Vorstellungen, daß man Ideen durch Verhaftungen, Arbeitslager, durch Möbelraub, Wohnungsbeschlagnahme, durch Beschäftigungsverbote und wie die Verfolgungsmaßnahmen sonst noch heißen mögen, besiegen könne.

Die großen Ideen, die in Deutschland von 1920 bis 1940 entstanden sind und sich entwickelten, wurden härtester Probe unterzogen. Sie haben die Probe überstanden. Die Verfolgung hat uns nicht verwüstet, sondern wir triumphieren über Dachau.

Das ist das beglückende Gefühl dieser letzten Tage, das uns stärkt zu dem Schritt, der uns bevorsteht: Den ersten Schritt zur Wiedererhebung unserer Nation, zur Stärkung des Europäertums, zur Aufgabe, die unserer harrt, wenn Dachaus Tore sich hinter uns — für immer — schließen werden.

Abschied von Adolf Hitler

Der Zusammenbruch des Jahres 1945 hat das deutsche Volk nicht nur materiell, sondern auch seelisch tiefer getroffen als der von 1918. Es ist ihm diesmal nicht nur das Reich und der Traum neuer Größe zerbrochen, sondern auch der Glaube an einen Mann, der wie kaum je ein anderer Sterblicher vor ihm Abermillionen von Herzen gewonnen und beherrscht hatte.

Das Verhältnis der Deutschen zu Adolf Hitler war niemals vom Kalkül, von nüchterner Berechnung beherrscht worden — er hatte eine millionenfache Leidenschaft entzündet und in Flammen gehalten bis zu der Stunde, in der er selbst den Schlußstrich zog. Das Ausmaß und die Stärke seiner politischen Stellung wird nur begreifbar, wenn wir die Tatsache in Rechnung stellen, daß er von den Millionenmassen des deutschen Volkes nicht gefürchtet, sondern gläubig bewundert wurde.

Wer die Menschen und ihre Geschichte studiert hat, den überraschte nicht, daß nach dem Zusammenbruch und dem bitteren Erwachen aus Traum und Glauben dem „Hosiannah" zunächst ein „Crucifige" gefolgt ist. Seit 1945 wetteifern alle Publikationen über Hitler mit der europäischen Verwünschungswelle, die nach 1815 dem großen Korsen zur Insel Helena nachgeflucht worden ist. Es läßt sich nicht behaupten, daß solche Wege zu einem dauerhaften Urteil führen. Die Sturzflut gerichtlicher Verfahren, die sich nach dem Kriege über Deutschland ergoß, hat nicht minder dazu beigetragen, die Gestalt Hitlers eher zu vernebeln, als aufzuklären. Prozesse, in denen es um die juristische Fundierung neuartiger völkerrechtlicher Thesen und um das persönliche Schicksal einzelner Angeklagter ging, in denen mancher nur teilweise aufgehellte Vorgang zur Grundlage richterlicher Strafurteile gemacht wurde, werden dem Historiker nicht viel mehr über die wahre Gestalt Hitlers zu sagen haben als die Parolen der Nachkriegspsychose, nach denen es den Anschein hat, als ob ein teppich-fressender Narr und Verbrecher die Welt mutwillig in Unglück und Chaos gestürzt habe.

Gegenüber dieser trüben Flut erregter Polemik erwächst eine historische Zeugenpflicht für alle jene, die aus eigenem Erlebnis

und aus sicherer Kenntnis ernste Beiträge zum Bilde Hitlers zu leisten vermögen. In dem vorliegenden Buche wurde versucht, dieser Pflicht durch eine schlichte Darstellung von Tatbeständen gerecht zu werden. Gegenüber den nach 1945 entworfenen Zerrbildern Hitlers ist aber noch die weitere ausdrückliche Feststellung nötig, daß mir, der ich Hitler immerhin viele wichtige Jahre hindurch aus der Nähe erlebt und beobachtet habe, keine einzige Szene in Erinnerung ist, in der er durch sein Auftreten oder Verhalten den überzeugenden Nimbus verloren oder die Würde seiner Stellung verletzt hätte. Gewiß kannte auch er Zustände der Erregung, zu denen es in den bewegten Jahren vor und nach 1939 zahlreich ernste Anlässe gab. Seine Äußerungen konnten dann energisch, seine Kritik scharf, der Tonfall seiner Sprache heftig werden — jene aber, die nach 1945 prozessuale oder sonstige Vorteile durch die Darstellung eines sie „anschreienden" Hitler zu erzielen trachteten, haben das echte Bild in historisch unhaltbarer Weise gefälscht.

Die Mär vom „Wahnsinnigen" ist nicht nur historisch unhaltbar, sie ist auch geeignet, unser Urteil bedenklich in die Irre zu führen. Zu keinerlei ernstzunehmender Erklärung des Geschehenen reicht sie aus — wo in der Welt gibt es Narren, die ein Vierteljahrhundert hindurch ein Siebzig-Millionen-Volk zu überzeugen, die ganze Führungsschicht einer großen Nation an sich zu ziehen, eine Jugend zu begeistern, skeptische Staatsmänner so zu gewinnen oder auch nur so lange ernstlich zu beschäftigen vermöchte, wie dies Adolf Hitler konnte und tat.

Ich glaube auch nicht an die viel verbreitete These vom „vergifteten" Hitler, der in den letzten Jahren durch ärztliche Rauschgift-Dosen seiner Handlungs- und Denkfreiheit beraubt worden sein soll. Ich habe Hitler gerade in den letzten Wochen — bis in die ersten Apriltage 1945 — fast täglich gesehen und halte gerade in Erinnerung an diese düstere Zeit an dem Satze fest, daß er in seiner gesamten Haltung, seinen Argumenten und seinen persönlichen Äußerungen die seine Umgebung tief beeindruckende Persönlichkeit geblieben ist, als die er für zwei Jahrzehnte im Mittelpunkt meiner Erinnerung steht.

Das europäische Schicksal, das mit dem Namen Adolf Hitlers verknüpft ist, darf — so scheint mir — überhaupt nicht an rein

äußeren Merkmalen gemessen, es muß tiefer begriffen und sorgfältiger untersucht werden, wenn wir aus der historischen Kritik Nutzen für die Zukunft ziehen wollen.

Wohin immer wir vorwärtsschreiten — als Deutsche und Europäer können wir das *Problem* Hitler nicht einfach mit einem Schimpfwort oder einer Lüge auf den Lippen hinter uns lassen, wir können nicht umhin, uns einen deutlichen Begriff von dem zu verschaffen, was Hitler in seiner Zeit für uns und die Welt gewesen ist. Denn erst, wenn wir die Erscheinung Adolf Hitlers geistig erfassen, hört sie auf, uns zu beherrschen. Solange wir im leidenschaftlichen Streitgespräch für oder wider ihn Stellung nehmen, solange sich unsere Köpfe erhitzen, wenn wir nur an ihn denken, solange hat er noch Macht über uns, und sei es im Negativen. Erst wenn wir uns über ihn als historische Erscheinung klar zu werden beginnen, erst wenn wir seine Gestalt in ein gereiftes Geschichtsbild einzufügen suchen — erst dann wird der Bann sich lösen, den er wie jede große Erscheinung über seine Anhänger wie über seine Feinde gleichermaßen verhängt hat.

Da wir der Zukunft erst dann wirklich gehören können, wenn wir die Vergangenheit geistig und seelisch überwunden haben, scheint mir ein solcher Abschied von Adolf Hitler, diese Art der Trennung aus seiner Sphäre das große Problem auch noch unserer Zeit zu sein.

*

Es scheint, daß wir den Umweg über die historische Parallele nicht scheuen dürfen, um wenigstens die Umrisse der Frage zu erkennen, vor die wir gestellt sind.

Die abendländische Geschichte ist von ihren Anfängen an durch bedeutende Einschnitte gekennzeichnet, die von der leidenschaftlichen und unberechenbaren Initiative außergewöhnlicher Männer hervorgerufen, tief in das Leben der Völker eingegriffen und den Lauf des Geschehens in oft unerwartete Bahnen gelenkt haben.

Auch in kühnster Spekulation konnten etwa die griechischen Stadtoberen nicht voraussehen, daß der junge Mazedonierkönig Alexander, als sie ihn zum Bundesfeldherrn wählten, das ganze persische Reich zertrümmern und das Erbe des Darius antreten würde. Konnte das Ende der östlichen Drohung den Griechen noch

erfreulich erscheinen, so war es doch ein klarer Bruch aller bestehenden Bindungen und Verpflichtungen, ja ein offener Verrat an Griechenland, als sich Alexander in Ägypten zum Gott erklären ließ, als er dann bis zum Indus zog, wo es gewiß keine hellenischen Interessen zu vertreten gab, und als er schließlich dem von ihm begründeten Imperium ein mehr asiatischer als abendländischer Fürst wurde.

Oder nehmen wir die Tat Caesars, der das wohlüberlegte und für den inneren Frieden der Republik so nötige Gesetz zerriß, daß kein Feldherr — und sei er noch so siegreich — an der Spitze seiner Truppen nach Rom ziehen dürfe: das berühmte Überschreiten des Rubicon erscheint sowohl vom Standpunkt der juristischen Zulässigkeit als auch von dem der geschichtlichen Notwendigkeit in einem recht düsteren Licht. Nicht etwa mit der Kraft seiner Argumente, sondern mit dem Druckmittel seiner Legionen riß Caesar die Macht eines Staatswesens an sich, das damals den Mittelpunkt des Erdkreises bildete. Auch in dieser bedeutungsvollen Stunde der Weltgeschichte waren nicht Tradition und Recht, sondern der Wille eines überdimensionalen Tatmenschen das allein entscheidende Gesetz eines gewaltigen Reiches.

Die Moderne hat noch zwei weitere, mit jenen so außergewöhnlichen Gestalten der Antike vergleichbare Erscheinungen in die europäische Geschichte eingeführt: Cromwell und Napoleon.

Mochte die Differenz des britischen Unterhauses mit Karl I. gegeben gewesen sein — der Gedanke, dem besiegten Monarchen den Prozeß zu machen, ihn schließlich zu enthaupten und sich selbst an seine Stelle zu setzen, war Cromwells persönliche Leistung, sein alleiniges geistiges Eigentum. Jeder seiner entscheidenden Entschlüsse war begleitet von der Erkenntnis der Ungesetzlichkeit seines Handelns. Cromwells innere Antriebskraft war sein Glaube, eine Mission erfüllen zu müssen, seine einzige Rechtsbasis aber war und blieb der Erfolg. Ohne diesen würde Cromwells Name nur die umfangreiche Liste der im Laufe der Jahrtausende aufgetretenen, gescheiterten und deshalb verurteilten Hochverräter und Staatsverbrecher um einen Punkt verlängern.

Man mag für die Französische Revolution, ihre Ereignisse und auch ihre Auswüchse, historische Notwendigkeiten erkennen und

aus den Menschenrechten auch Rechtstitel für sie finden — beides gilt nicht für den Mann, der dem politischen Umsturz einen so überraschenden despotischen Schlußpunkt setzte. Was Napoleon tat (die Ausnutzung militärischer Erfolge zur Begründung einer sie weit übertreffenden politischen Machtstellung erinnert deutlich an Caesar), läßt sich weder mit rechtlichen Argumenten noch mit einem solchen geschichtlicher Notwendigkeit begründen. Die napoleonische Initiative hat nicht einmal, wie jene Cromwells, einer religiösen Idee oder wie die Caesars einer politischen Überzeugung gedient, sie entsprang gleich der Alexanders des Großen dem Bereich des persönlichen Ehrgeizes und führte zu vielen Entschlüssen, in denen dieser und nur dieser befriedigt werden konnte.

Für alle diese Sonder-Erscheinungen der abendländischen Geschichte gilt gemeinsam, daß sie Ziele erstrebten, deren Erreichung den Zusammenbruch bisher geltender Regeln bedeuten mußte, und daß sie sich ebensowenig wie in ihren Plänen in der Wahl ihrer Mittel von seiten der Tradition oder des geschriebenen Rechtes Beschränkungen auferlegt haben. Vor ein Gericht gestellt, das nach den Anklagepunkten des Friedensbruches, der Kriegsgesetze und der Humanität zu urteilen hätte — für Alexander wie für Caesar, für Cromwell und Napoleon gäbe es nur ein vernichtendes „schuldig".

Freilich: Gesetzt den Fall, es fänden sich Rechtsgelehrte, die ein so spätes Urteil aussprächen, so gäbe es gewiß kein Publikum, das diesem Spruch auch nur akademische Bedeutung beimessen würde. Die begründete und berechtigte Klage der Zeitgenossen, über deren persönliches Schicksal von diesen Männern ohne jede Rücksichtnahme verfügt wurde, ist längst verstummt, und der Glanz der Namen ist für die Nachwelt nur noch strahlender geworden, als er es für die Mitwelt gewesen war.

Der rückschauende Betrachter hat es nicht leicht, die rechten Maßstäbe für Männer zu finden, deren Gestalten und Handlungen so gänzlich die Grenzen des Normalen sprengen. Hier verbindet sich grelles Licht so eng mit tiefsten Schatten, daß moralische Werturteile bis heute nicht ernsthaft gewagt worden sind.

Wer gar nach einem geschichtsphilosophischen Standpunkt sucht, vermag so widerspuchsvolle Erscheinungen nur mit

Schwierigkeit einem Weltbild einzuordnen. Er findet zwar, daß diese Männer sämtlich von der Tragik der Nichterfüllung ihrer eigentlichen Lebensziele gezeichnet worden sind, aber es zeigt sich doch auch der unbestreitbare Tatbestand, daß von ihnen tiefste Wirkungen auf die geschichtliche Entwicklung ausgingen, ja bis heute noch ausgehen.

Alle diese großen Usurpatoren — an dieser Bemerkung dürfen wir nicht vorübergehen — sind freilich nicht nur durch sich selbst, sondern auch durch die Umstände, in die sie sich versetzt sahen, auf ihre kühne Bahn gelenkt worden. Die ehrgeizige Anlage zum großen Willens-, Entschluß- und Tatmenschen genügte allein noch nicht, um jene Gestalten so in die Geschichte einzuführen, wie sie heute vor uns stehen. Unter den Hunderten und Tausenden gescheiterter Revolutionäre, verurteilter Hochverräter und gestürzter Machthaber mögen Dutzende von Alexanders, Caesars und Napoleons zu suchen und zu finden sein, die in ähnlichen politischen Situationen zu gleichen Entschlüssen und Taten fähig und bereit gewesen wären. Die großen und starken Männer hat es wohl zu allen Zeiten und in allen Völkern Europas gegeben, nicht aber die Gelegenheiten, die ihnen die Chance geboten hätten, Staaten zu stürzen und Imperien aufzurichten, wie sie mit den Namen Alexanders bis Napoleon sowohl emporstiegen als auch untergingen: Das Reich Alexanders ist zerfallen, kaum daß er tot war, Rom ist gerade am „Caesarismus" schließlich zugrunde gegangen, die Leiche Cromwells wurde bereits ein Jahr nach seinem Tode mit Schimpf und Schmähung aus dem Grabe gerissen, Napoleons Stern, an den er so sehr glaubte, führte ihn schließlich nach St. Helena.

Zweifellos ist noch nicht die Zeit gekommen, um über die Erscheinung Adolf Hitlers ein umfassendes Bild zu gewinnen und die verschiedenartigen Züge, die sich in seiner Person vereinigt haben, mit Genauigkeit nachzuzeichnen. Soviel ist freilich heute schon gewiß, daß wir vergleichbare Momente nur aus der Nennung jener ungewöhnlichen Willensmenschen, jener leidenschaftlichen Usurpatoren gewinnen können, deren Bild wir uns kurz zu vergegenwärtigen suchten.

Sowohl aus dem Persönlichen als aus der Situation her zwingen sich die Vergleiche auf: Auch der Aufstieg Hitlers ist sowohl aus

ihm selbst, als auch aus den Verhältnissen erklärbar, in die er sich gestellt sah. Auch für ihn bot sich ein gordischer Knoten dar, dessen Lösung durch das Schwert die symbolische Geste Alexanders gewesen ist. Auch ihm wurden die Zügel des Diktators vom Schicksal so in die Hand gelegt, daß er nur zuzugreifen brauchte. Auch ihm wurden von den politischen Kräften seiner Zeit Möglichkeiten nahegerückt und Chancen geboten, wie sie ein Mann seiner Art niemals vorübergehen läßt.

*

Es gehört in den Bereich der wahren Anekdoten der Geschichte, daß im gleichen München und zur gleichen Zeit, in der Hitler seine ersten Versammlungserfolge erlebte, das berühmt gewordene geschichtsphilosophische Werk des deutschen Privatgelehrten Oswald Spengler über den „Untergang des Abendlandes" erschien. Hitler (der den Philosophen nach 1933 einmal zu einem ergebnislos verlaufenen Gespräch empfing) hat sich vom ersten Tag an gegen Spenglers pessimistische These gewandt und ihr die Formel der deutschen Wiedergeburt und der „jungen Völker" Europas entgegengestellt. Das Vierteljahrhundert von Hitlers politischem Wirken läßt sich auch als eine Auseinandersetzung zwischen diesen beiden Polen beurteilen: dem grübelnden Philosophen, der das Ende unserer Kultur nahen zu sehen glaubt, und dem gegen ihn sich erhebenden Tatmenschen, der eine neue Zukunft erzwingen zu können hofft.

Was bedeutet die Explosion der Hitlerjahre für die abendländische Gesamtentwicklung? Hat Hitler nur Kräfte vernichtet oder hat er auch Kräfte geweckt? Ist durch den mächtigen Impuls der Ereignisse die europäische Vitalität erneut gelähmt oder etwa doch auch in mancher Richtung gestärkt und aufgerüttelt worden?

Noch kennen wir die Antworten auf diese entscheidenden Fragen nicht. Eines aber wissen wir ganz ohne Zweifel — sowohl alle historische Erfahrung als die Erscheinung Hitlers selbst lehren es uns in dramatischer Weise: der Typus des gewaltigen Menschen, dessen Einfluß wir uns nicht entziehen können, wenn er vor uns steht, bezeichnet immer ein weltgeschichtliches Risiko besonderen Ausmaßes. Die Wirkungen, die von ihm ausgehen,

sind stets unberechenbar und von grenzenlosen Perspektiven. Man braucht nicht der mystischen, den abendländischen Menschen seit Jahrtausenden beunruhigenden Vorstellung von einem nahenden Ende unseres Kulturkreises anzuhängen, um doch zu erkennen, daß unsere biologische, politische und geistige Existenz Sicherung und Pflege erfordert; explosive Experimente aber— aus welchen Motiven immer sie unternommen werden — müssen schon aus dem ihnen innewohnenden Gesetz der gewaltsamen Änderung stets ernsteste Gefahren für das ganze alte Abendland heraufbeschwören!

Wenn freilich die Ära Adolf Hitlers wirklich den letzten dramatischen Ausbruch im europäischen Raum bezeichnen soll, so gilt es einen wichtigen Umstand zu berücksichtigen:

Unter den millionenfachen Charakteren, die die europäischen Nationen fortzeugend gebären, wird es auch in Zukunft bedeutende Männer des caesarischen Typus geben, die ein ähnliches inneres Gesetz wie Hitler und Mussolini unter geeigneten Umständen zu gleichen Taten treiben würde. Dazu gibt es nur eine Lehre aus der Vergangenheit: Es gilt, den Situationen vorzubeugen, in denen politische Propheten echte Gläubige, Männer des historischen Abenteuers bereitwillige Gefolgsleute und romantische Naturen, denen der Griff an die Sterne ein inneres Gesetz ist, begeisterte Anhänger finden können — und wohl immer wieder finden würden. In der bereits eingetretenen Verwirrung und Verzweiflung, im deutlich sich anzeigenden Sturz überkommener Werte und überzeugender Ordnungen lagen die Chancen der Alexander und Caesar, der Cromwell, Napoleon und Adolf Hitler. In solchen Stunden der Geschichte werden immer wieder Männer auftreten, die allen Verfassungen und Gesetzen zum Trotz ihre kühne Phantasie zur alleinigen Richtschnur, ihren unbeugsamen Willen zur einzigen Methode erheben. Sie werden wieder in der Dämmerung ringsum als einziges Licht erscheinen, zu dem sich jene Massen drängen, die vieles wagen, weil sie glauben, nichts mehr verlieren, aber alles gewinnen zu können.

Mag es unmöglich erscheinen, in den immer wieder und immer noch gewaltige Kraftnaturen zeugenden europäischen Volkskörpern die Wiedergeburt eines Alexanders zu verhindern, so läßt sich aber doch sehr wohl dafür sorgen, daß sich keine gordischen

Knoten mehr schürzen, die jenen die Gelegenheit bieten, ihre Kraft zu zeigen und den Beifall der Massen damit zu erringen . . .

*

Adolf Hitler so zu begreifen und aus seiner Erscheinung diese Schlüsse zu ziehen, scheint mir eine Aufgabe zu sein, die die Völker und die Staatsmänner unseres Kontinents gleichermaßen angeht. Für mich — einen seiner Getreuen — rückt unter solchen Ausblicken der Abschied von Adolf Hitler in die Sphäre einer echten Erkenntnis.

Nach allem, was die Geschichte als Größe zu werten gewohnt ist, waren die mit dem Jahre 1914 beginnenden Jahrzehnte der Ära Adolf Hitlers trotz aller Schrecknisse und Wirren, trotz ihrer Irrtümer und Verbrechen eine für die abendländische Menschheit tief bedeutungsvolle Zeit. Zwischen den Extremen starrer Ordnungen und chaotischer Zusammenbrüche hin- und hergeworfen, von der harten Hand einer gewaltigen Persönlichkeit auf Höhen gehoben und in Abgründe gestoßen, sehen wir Deutschen und die europäischen Nationen insgesamt uns vom Schicksal aufgefordert, uns nun selbst zu überzeugter und überzeugender Gemeinschaft zusammenzufinden.

Das Schicksal hat den Stab gebrochen über Hitlers zu kühne, in des Wortes unmittelbarer Bedeutung zu gewaltige Taten und Ziele.

Es hat uns andere Wege gewiesen — aber konnte es uns deshalb den Glauben an die bleibende Kraft und das künftige Leben der Völker nehmen, die nun einmal seit Jahrtausenden das pulsierende Herz unserer Welt sind und es bleiben sollen?!

Dokumentenanhang

Ausführungen des stellvertretenden Pressechefs der Reichsregierung, Stabsleiter Sündermann, über die Judenfrage vor der Auslandspressekonferenz am 7. Oktober 1943

Angesichts zahlreicher Verdächtigungen und Verleumdungen, die gegenwärtig wieder einmal, sogar in der neutralen Presse Platz finden und die sich gegen die von deutscher Seite gegen Juden ergriffenen Maßnahmen richten, scheint es mir an der Zeit, erneut ein aufklärendes Wort über die Judenfrage und die in der deutschen Öffentlichkeit dazu bestehenden Auffassungen an Sie zu richten:

Ich muß, um Ihnen ein rechtes Verständnis für dieses Problem zu vermitteln, den Blick auf die Vergangenheit wenden und die geschichtliche Tatsache in Ihr Gedächtnis zurückrufen, daß die *ernsteste* Erinnerung des deutschen Volkes, die innere Zermürbung der Heimat in den Jahren 1917/18 und schließlich der Umsturz des November 1918 unmittelbar mit dem damaligen Wirken des Judentums verbunden ist.

Die gesamte innere Zermürbungspolitik in Deutschland während des Ersten Weltkrieges war einwandfrei ein Werk des Judentums. Bereits im Jahre 1915 waren es die jüdischen Reichstagsmitglieder *Bernstein, Davidsohn, Herzfeld, Liebknecht und Cohn*, die als erste gegen Kriegskredite stimmten. Der Munitionsarbeiterstreik, die gesamte defaitistische Propaganda war fast ausschließlich das Werk des großen jüdischen Kreises, der damals in der sogenannten Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei seine Organisation gefunden hatte. Demgemäß befanden sich im ersten republikanischen Kabinett nicht weniger als fünf Juden, *Schiffer, Landsberg, Dr. David, Gothein und Preuss.* Der letztere war schließlich sogar der Autor der Deutschen Reichsverfassung. Preußischer Ministerpräsident war damals der Jude *Hirsch*. Bayerischer Ministerpräsident der Jude *Eisner-Kosmanowski*, die führende Figur der ersten Nachkriegsjahre der Jude *Rathenau.* Diese geschichtlichen Tatsachen haben im deutschen Volk naturgemäß einen starken Eindruck hinterlassen, der durch die rücksichtslosen wirtschaftlichen Bereicherungsmethoden, mit denen auch das vom Osten her massenweise in das Reich einströmende „Kleine Judentum" die in Deutschland gewonnene Position ausnutzte, schließlich zu einer Empörung aller deutschen Volkskreise führte. Die Ausplünderung des deutschen Volkes durch die Inflation 1923, die großen politischen und wissenschaftlichen Skandale der deutschen Republik waren zudem durchwegs und unbestreitbar mit dem jüdischen Element verbunden. Die nationalsozialistische Bewegung ist gegen das Judentum nicht deshalb aufgetreten, weil die Juden von anderer Rasse sind als die Deutschen. Kein National-

sozialist käme auf die Idee, einer anderen Rasse nur wegen des blutmäßigen Unterschiedes, also etwa der gelben Rasse, den Indern, Arabern oder sonst einer Rasse in der Welt Fehde anzusagen: Die Tatsache aber, daß die jüdische Rasse in Deutschland aktiv in das deutsche Leben und in das deutsche Schicksal eingriff, die politische Führung beanspruchte, die Moral des Volkes untergrub, große Teile des Volksvermögens an sich riß, das ganze öffentliche Leben zu beherrschen suchte – diese Entwicklung zwang das deutsche Volk zur Verteidigung und führte zu der notwendigen Schlußfolgerung: wer die Freiheit des deutschen Volkes wollte, mußte gleichzeitig ein Feind des jüdischen Treibens in Deutschland sein und werden.

Soviel zur innerdeutschen Vorgeschichte des Problems.

Die Judenfrage in Deutschland nahm sofort nach der nationalsozialistischen Machtergreifung *internationales Format* an. Auch hier ging – wie in der vorangegangenen Zeit – die Initiative nicht von deutscher Seite, sondern von der jüdischen Seite aus: auf den rein innerdeutschen Vorgang der nationalsozialistischen Machtergreifung reagierte das Weltjudentum, indem es in allen Ländern der Welt einen Wirtschaftsboykott gegen Deutschland forderte und vielfach auch durchsetzte.

Kurz nach dem 5. März 1933, an dem das deutsche Volk durch die damalige Reichstagswahl in großer Mehrheit die nationalsozialistische Regierung bestätigt hatte, setzte die Aktion ein. Sie begann in der zweiten Märzhälfte 1933 in London, wo zahlreiche jüdische Warenhäuser und Engrosgeschäfte einen Boykott deutscher Waren erklärten. Die Bewegung griff sofort nach USA über. Am 27. März 1933 wurden in New York und in dreihundert amerikanischen Städten Massenversammlungen zum Boykott deutscher Waren und Kaufhäuser abgehalten; am gleichen und am darauffolgenden Tage fanden ähnliche von Juden inszenierte Kundgebungen in allen Teilen der Welt und auch in manchen europäischen Ländern, so z. B. in Polen, statt.

Deutschland antwortete auf dieses für das damals noch mit der Arbeitslosigkeit ringende Reich außerordentlich gefährliche Treiben des internationalen Judentums nur mit einer kurzfristigen, streng begrenzten und disziplinierten Gegendemonstration mit einem eintägigen Boykott der jüdischen Geschäfte in Deutschland, der am 1. April 1933 in der Zeit von 10 bis 18 Uhr durchgeführt wurde und zunächst die gewünschte Wirkung erzielte.

Nach diesem Vorgang nahm das Reich eine abwartende Stellung ein, die von den Juden in der Zeit mit einer systematischen Verleumdungs- und Kriegshetze beantwortet wurde, die ich Ihnen nicht im einzelnen in die Erinnerung zurückrufen muß: es ist nicht nur Ihnen, sondern auch der ganzen Welt bekannt, daß alle Taten der nationalsozialistischen Regierung – obwohl in jenen Jahren die Existenz und das Erwerbsleben der Juden durch keinerlei Maßnahmen eingeschränkt wurde – von allen jüdischen Organen in der Welt in einer so maßlosen Weise verdächtigt und bekämpft wurden, daß die Feststellungen aus der Zeit des Weltkrieges und der Nachkriegszeit, in der wir eine wahrhaft haßerfüllte Einstellung des Judentums gegenüber

dem deutschen Volke wahrnehmen mußten, erneute und drastische Bestätigung fanden.

Mehr als zweieinhalb Jahre hat Deutschland diesem Treiben zugesehen, und es wurde sogar geduldet, daß trotz der üblen jüdischen Beschimpfungen des deutschen Volkes ein starker neuer Zustrom von Juden in das wirtschaftlich wieder erstarkende Reich einsetzte. Erst im Herbst 1935 hat der deutsche Reichstag die sogenannten „Nürnberger Gesetze" beschlossen, durch die es möglich war, die weitere Infiltration des uns so offensichtlich feindlich gesinnten Judentums in das deutsche Volk zu verhindern. Auch jetzt konnten die Juden in Deutschland immer noch ihren Geschäften nachgehen und die ausgedehnte wirtschaftliche Position innehaben, die sie sich in den Jahren der Inflationszeit mit sehr jüdischen Methoden erworben hatten.

Wäre es dem internationalen Judentum darauf angekommen, seinen Rassegenossen in Deutschland ein normales Dasein zu sichern, so wäre dies in den Jahren nach 1935 immer noch möglich gewesen. Weder das internationale noch das in Deutschland ansässige Judentum dachte jedoch daran, sich mit einer auf normale geschäftliche Tätigkeit beschränkten Stellung im Reich zufriedenzugeben. Die Erinnerung an die große Rolle, die das Judentum vordem in Deutschland gespielt hatte, und die Absicht, die neue politische Ordnung in Deutschland zu bekämpfen, trieben das Judentum nunmehr an, offen einen Weltkrieg gegen Deutschland zu propagieren.

Schon im Jahre 1938 verkündete der Jude Emil Ludwig *Cohn* in seiner Schrift „Die neue heilige Allianz" dem deutschen Volke folgendes: „*Hitler*" – so erklärte er – „will nicht den Krieg, aber er wird zum Kriege gezwungen werden, nicht in diesem Jahre, aber bald!", und der Jude *Lecache* verkündete in der Zeitschrift „Le droit de vivre" am 18. 11. 1938: „Es wird unsere Sache sein, die moralische und wirtschaftliche Blockade Deutschlands zu organisieren und diese Nation zu vierteilen ... Es ist unsere Sache, endlich einen Krieg ohne Gnade zu erzwingen!" Als drittes der Zitate, die dutzendweise zur Verfügung stehen und die dem deutschen Volke schon damals sehr zu denken gegeben haben, führe ich den französischen Juden Pierre *Créange* an, der in seiner 1939 erschienenen Broschüre „Epitres aux Juifs" sich zu folgenden Grundsätzen bekannte: „Unsere Tätigkeit gegen Deutschland muß bis an die Grenzen des Möglichen gehen und alle unsere Kräfte in Anspruch nehmen. Dem erwachten Deutschland werden wir das neu belebte Israel entgegensetzen, und die Welt wird uns verteidigen."

Sagen Sie mir nicht, daß solche Zitate nur die Meinung einzelner Wahnsinniger ausdrückten. Was in diesen präzisen Formulierungen erklärt wurde, fand seinen allgemeinen Niederschlag in einer so umfassenden Tätigkeit der jüdischen Presse und aller sonstigen Organe des Judentums in der ganzen Welt, daß sie auch dem Vergeßlichen heute noch in der Erinnerung sind. Ich erinnere Sie daran, daß von unserer Seite aus in jenen Jahren stets mit voller Lautstärke auf diese Hetze aufmerksam gemacht wurde, die im ganzen deutschen Volke tiefste Erbitterung hervorgerufen hat.

Daß diese Kriegshetze von Erfolg war und mit welchen Mitteln sie zum

Ziele führte, das haben die zahlreichen dokumentarischen Veröffentlichungen über die Vorgeschichte des Krieges zur Genüge dargetan.

Es konnte jedenfalls – und diese Tatsache bitte ich Sie in ihrer vollen Bedeutung zu würdigen – am 3. September 1939 weder für das deutsche Volk noch für irgendeinen vernünftigen Menschen in der Welt ein Zweifel darüber bestehen, daß die Juden als Rasse in diesem Kriege als *offene Feinde Deutschlands* zu bezeichnen waren. Zu den Staaten, die Deutschland nach den Regeln des Völkerrechts den Krieg erklärten, trat in eindeutiger Weise diese *überstaatliche und zwischenstaatliche Macht* und sie ließ weder uns noch die Welt darüber im Zweifel, daß sie sich als *kriegsführend* betrachtet. Es liegt hierzu sogar eine Art Staatspapier vor, das seinerzeit amtlich veröffentlicht wurde. Es ist dies das offizielle Schreiben, das der Zionistenführer *Dr. Chaim Weizmann* am Tage der britischen Kriegserklärung an Deutschland an den Ministerpräsidenten Chamberlain richtete und in dem er namens des gesamten Judentums ausdrücklich die folgende Erklärung abgab:

> „Ich wünsche in nachdrücklichster Form die Erklärung zu bestätigen, welche sowohl meine Kollegen während der letzten Monate und besonders während der vergangenen Woche abgegeben haben, nämlich die, daß wir Juden an der Seite Großbritanniens stehen und an der Seite der Demokratie kämpfen werden. Aus diesem Grunde stellen wir uns in den kleinsten wie in den größten Dingen unter die zusammenfassende Leitung der britischen Regierung. Die jüdische Vertretung ist bereit, in sofortige Abkommen einzutreten, um alle menschlich-jüdische Kraft ihre Technik, ihre Hilfsmittel und alle ihre Fähigkeiten nützlich einzusetzen . . ."

Ich lenke Ihre Aufmerksamkeit auf die Tatsache, daß Weizmann diese Erklärung ohne jede Einschränkung, also auch für diejenigen Juden abgab, die auf deutschem Reichsgebiet lebten. Die Erklärung des Juden Weizmann gibt auch denjenigen, die nach rein formalrechtlichen Gesichtspunkten urteilen, einen klaren Standpunkt für die Beurteilung der Maßnahmen, die von deutscher Seite angesichts dieser Sachlage ergriffen werden mußten, um die Kriegsanstrengungen des deutschen Volkes vor der angekündigten jüdischen Gegenwirkung zu sichern.

In der Wahrnehmung dieses Rechtes wurde von deutscher Seite wiederum nur schrittweise und in dem Maße vorgegangen, in dem erkennbar wurde, daß die in Deutschland lebenden Juden sich tatsächlich in einer dem deutschen Siege gefährlichen Weise betätigten. Als das Treiben des Judentums insbesondere auf dem Gebiet der Spionage, bei der Unterstützung der kriegswirtschaftlichen Ordnung und durch Verbreitung von feindlicher Agitation usw. für die deutsche Kriegsführung sich als ernsthaft belastend erwies und die in Deutschland lebenden Juden in ihrer Gesamtheit eine immer deutlicher werdende konspirative Tätigkeit entfalteten, wurde zunächst der Versuch unternommen, diesem unerträglichen Zustand durch eine geregelte Abwanderung der Juden in das neutrale Ausland zu begegnen.

Dieser Weg erwies sich aber bald als für die deutsche Kriegsführung in

hohem Maße nachteilig, die auswandernden Juden entfalteten sofort nach dem Überschreiten der Reichsgrenzen eine so umfangreiche militärische und wirtschaftliche Auskunftstätigkeit zugunsten unserer Feinde, daß aus Gründen der Sicherheit unserer Kriegsführung ab Oktober 1940 die Auswanderung gesperrt werden mußte. Wie begründet und notwendig diese Maßnahme war, ist im Frühjahr dieses Jahres durch einen Einzelfall drastisch erläutert worden. Im Zusammenhang mit dem seinerzeitigen Angriff britischer Luftstreitkräfte auf deutsche Talsperren hat das Reuterbüro bekanntlich zugegeben, daß die Unterlagen und Anregungen zu diesem Unternehmen von einem aus Deutschland ausgewanderten Juden stammten!

Mit der längeren Dauer des Krieges, insbesondere nach Beginn des Ostfeldzuges und der dadurch vermehrten Möglichkeit einer unterirdischen Spionagetätigkeit wurde die Anwesenheit einer zahlenmäßig so bedeutsamen und aktiven Feindgruppe im Reichsgebiet zu einer dem deutschen Volke nicht mehr zuzumutenden Belastung. Erst seit dieser Zeit, seit Sommer 1941, sind nun diejenigen Maßnahmen ergriffen worden, zu denen Deutschland bereits seit dem Tage des Kriegsbeginns unzweifelhaft berechtigt war.

Im September 1941 wurde zunächst zur Kennzeichnung der Juden der sogenannte „Judenstern" eingeführt, die Juden selbst aber noch nicht interniert. Erst im Verlaufe einer längeren Frist wurden besondere jüdische Wohngebiete eingerichtet, die sich von Internierungslagern noch wesentlich unterschieden, innerhalb dieser, meist städtischen Bezirke, eine jüdische Selbstverwaltung stattfand und ein Zwang zur Beschäftigung nicht ausgeübt wurde. Diese Form der Absonderung der Juden konnte nicht aufrechterhalten werden, weil die Juden begannen, in diesen Ghettos nicht nur Verbrecherschlupfwinkel und illegale Warenlager, sondern auch regelrechte militärische Stützpunkte und Waffensammelstellen anzulegen, von denen aus in den Ostgebieten schließlich bolschewistische Banden geleitet und Sabotageaktionen organisiert wurden. Erst nach diesen Erfahrungen schritten die verantwortlichen Stellen zu einer systematischen organisatorischen Erfassung der Juden in Sammellagern, in denen sie nunmehr unter Aufsicht einer geregelten Beschäftigung zugeführt wurden. Diese Veränderung ist für über 65 Jahre alte Juden nicht in Kraft getreten. Sie wurden in einer Stadt des Protektorats, in Theresienstadt, untergebracht. Sie lebten dort unter jüdischer Selbstverwaltung und wurden nicht zur Beschäftigung angehalten.

Auch der aktuelle Fall der deutschen Maßnahmen in Dänemark bietet ein besonderes Beispiel für das maßvolle Vorgehen der deutschen Behörden. Seit mehr als drei Jahren liegt in diesem Lande eine deutsche Besatzung. Es wäre nicht nur ein leichtes, sondern auch rechtens gewesen, dort die Juden ebenso wie Angehörige von Feindstaaten gleich zu internieren oder sie jedenfalls parallel zu den Maßnahmen in Deutschland zu behandeln. Mit Rücksicht auf die innenpolitischen Verhältnisse in Dänemark ist dies damals nicht geschehen. Diese Rücksicht ist schlecht gelohnt worden. Die Juden in Dänemark haben die Gelegenheit zu einer umfassenden gegen die deutschen Kriegsanstrengungen gerichteten Tätigkeit so lange wahrgenommen, bis zu mili-

tärischen Gegenmaßnahmen geschritten werden mußte. Sie waren die treibende Kraft bei der Anstiftung wie bei der Durchführung der Sabotageakte, die schließlich zum Einschreiten der deutschen Wehrmacht führten. Daß sie auch ein Spionagenetz darstellten, das im Rücken einer Verteidigungsfront zu dulden, keinem Soldaten zugemutet werden kann, brauche ich nicht noch besonders zu unterstreichen. Es wäre nicht nur unsinnig, sondern auch gegenüber dem dänischen Volke in hohem Maße unbillig gewesen, diesem jüdischen Treiben nicht wenigstens jetzt nach den Maximen des Kriegsrechtes ein Ende zu bereiten*.

Meine Damen und Herren, mein Versuch, Ihnen einige Gesichtspunkte zu dem Kampf des Judentums gegen Deutschland an die Hand zu gehen, kann nicht erschöpfend sein. Es könnten darüber Bände geschrieben werden, und manche bemerkenswerte Veröffentlichung steht Ihnen zur Verfügung, wenn Sie tiefer in diese überaus bedeutungsvolle Materie eindringen wollen.

Lassen Sie mich nur zum Schluß noch einen Ausblick auf eine andere Seite des Problems werfen, auf die Tatsache, daß es in der Welt, und vor allem im Lager unserer Feinde, außerordentlich bedeutende jüdische Kräfte gibt, die am Werk sind, um den Blick der Welt in dieser Frage zu trüben oder ihr Bestehen überhaupt zu leugnen.

Die Tatsache aber, daß es nicht nur für Deutschland eine Judenfrage gibt und daß sie in der Vorgeschichte und der Geschichte dieses Krieges eine alle Völker berührende Rolle spielt – diese Tatsache ist unleugbar und sie wird der Welt in wachsendem Maße klar werden. Wir Deutsche haben aus den Erfahrungen von 1917 und 1918 die Lehre gezogen, diesmal gibt es keine feindliche Linie im Rücken der deutschen Front mehr ...

---

* Anmerkung des Herausgebers: Als im Herbst 1943 dänische Juden verhaftet wurden und die Auslandspresse darüber sensationelle Berichte veröffentlichte, wandte sich Helmut Sündermann in seiner damaligen Eigenschaft als stellvertretender Pressechef der Reichsregierung an das zuständige Reichssicherheitshauptamt mit dem Ersuchen um grundsätzliche Informationen. Diese bildeten die Grundlage für die Ausführungen am 7. Oktober 1943. Darüber schreibt Helmut Sündermann in „Alter Feind – was nun? Wiederbegegnung mit England und Engländern" (Leoni 1955), S. 196: Alle diese Punkte waren nicht unzutreffend, aber es war auch mir damals nur die halbe Wahrheit gesagt worden. So vertretbar die Sicherungsmaßnahmen erscheinen mochten, so gab und gibt es keine Rechtfertigung für die Maschinerie heimlicher Tötung, die von einer kleinen Gruppe von Fanatikern in Gang gesetzt wurde ...

Ausführungen des stellvertretenden Pressechefs der Reichsregierung, Stabsleiter Sündermann, vor der Auslandspressekonferenz über die Luftkriegsschuldfrage Dezember 1943

Immer wieder versucht man in London, in Reden, Interviews und in sonstigen Propagandaäußerungen die Behauptung aufzustellen, Deutschland habe den zivilen Luftkrieg begonnen. Von dieser These versprechen sich die britisch-amerikanischen Kriegsverantwortlichen offenbar eine Beruhigung des Gewissens ihres vom Gedanken an die möglichen Folgen der britisch-amerikanischen Luftverbrechen wachsend beeindruckten Volkes. Kürzlich wurde von amtlich britischer Seite sogar erklärt, kein britischer Flieger würde Befehle erhalten, die irgendwie sein Gewissen belasten könnten. Angesichts einer solchen Propaganda-Akrobatik unserer Feinde erscheint es nötig, wieder einmal ein klärendes Wort zur Luftkriegsschuldfrage zu sprechen. Auch im Hinblick auf die Tatsache, daß die Welt sich bereits sehr angelegentlich mit dem Gesamtkomplex der Vergeltung beschäftigt, ist es nötig und publizistisch wichtig, die Schuldfrage an dieser Art der Kriegsführung mit einer Deutlichkeit zu klären, die keinen Zweifel mehr offen läßt.

Ich habe in diesem Kreise bereits im Frühjahr dieses Jahres einen kurzen und summarischen Überblick über dieses Thema gegeben und auf einzelne besondere Merkmale der Entwicklung des Luftkrieges hingewiesen. So habe ich z. B. daran erinnert, daß der erste durch Fliegerbomben getötete Zivilist des gegenwärtigen Krieges eine dänische Frau war, die bei dem britischen Luftüberfall auf die neutrale dänische Stadt Esbjerg am 5. September 1939 unter den Trümmern ihres Hauses begraben wurde. Ich habe auch die Tatsache ins Gedächtnis gerufen, daß der erste deutsche Luftangriff am 7. 9. 1940 auf London erst nach sieben Angriffen britischer Flugzeuge auf Berlin erfolgte, die in den Nächten zum 26., 29. und 31. August und in den Nächten zum 1., 2., 5. und 7. September von der RAF ausgeführt worden waren. Auch den Umstand, daß der erste britische Luftangriff gegen deutsches Reichsgebiet am 14. Januar 1940, der erste deutsche Luftangriff gegen britische Bodenziele am 20. Juni 1940 geflogen wurden, habe ich bereits erwähnt.

Die britische Propaganda hat mit der Behauptung geantwortet, Deutschland habe überhaupt die Bombardierung von Zivilisten erstmals angewandt, wobei sogar alte Lügen aus dem Septemberfeldzug wiederholt wurden.

Diese Versuche der britischen Propagandastellen haben mich veranlaßt, die Vorgeschichte und Geschichte des Luftkrieges gegen die Zivilbevölkerung ganz systematisch zu untersuchen und Ihnen das Ergebnis dieser Prüfung klar und nüchtern vorzutragen.

Es hat sich dabei erwiesen, daß das Studium alter Akten aus der Völkerbundzeit nicht weniger aktuelle und spannende Resultate zeitigen kann wie das Nachforschen in den Unterhausberichten der „Times“ aus längst vergangener Zeit.

Es wird nicht mehr viele Journalisten und nur wenige Zeitungsleser in der Welt geben, die sich erinnern, daß die Welt in den Jahren nach 1933 nahe daran war, eine allgemeine Ächtung des Luftkrieges gegen die Zivilbevölkerung zu erhalten.

Auf der Abrüstungskonferenz des Jahres 1933 war es die britische Delegation, die die bereits zustande gekommene Einigung aller beteiligten Mächte wieder zerschlug, indem sie am 16. März 1933 erklärte, einer Abschaffung des Bombenabwurfes aus der Luft nur zustimmen zu können, wenn eine Ausnahme „für polizeiliche Erfordernisse in gewissen entfernten Gebieten" festgelegt würde.

Die deutsche Delegation hat damals nicht nur die Streichung dieser merkwürdigen Ausnahme, sondern auch die Einbeziehung eines Verbotes „jeder Vorbereitung eines Bombenabwurfes" beantragt. Es war der Vertreter der Vereinigten Staaten, Herr Wilson, der den britischen Dolchstoß gegen die Luftkriegsächtung treffend kennzeichnete, indem er in bezug auf sie am 27. Mai 1933 in Genf erklärte, er sei überzeugt, daß es nur ein Mittel gebe, um die Abschaffung des Luftbombardements in Kriegszeiten zu erreichen, nämlich die Überzeugung zu festigen, daß das Luftbombardement ein Verbrechen sei. Herr Wilson erklärte dabei sehr richtig, daß „die geringste Ausnahme den moralischen Wert der Ächtung verfälschen könne". Der Amerikaner Wilson täuschte sich hinsichtlich des britischen Verlangens nur insofern, als er meinte, daß es sich um eine Ausnahme von geringer Bedeutung handle. In Wirklichkeit aber hat England seit dem Weltkrieg nicht mehr aufgehört, seine politischen Ziele durch Luftbombardements gegen Zivilisten zu verfolgen, nur, daß der Kriegsschauplatz sich weit entfernt von den Augen Europas, nämlich in Indien und im Mittleren Orient, befand. Eden erklärte dazu ganz offen in Genf am 27. Mai 1933:

> „Die Methode des Luftbombardements ist häufig angewandt worden, wie diejenigen wissen, die sich mit der Frage beschäftigt haben."

Der damalige britische Unterstaatssekretär für Luftfahrt, Sir Philip Sassoon, machte dann im britischen Unterhaus am 8. März 1934 die folgenden weiteren Mitteilungen:

> „Fälle, die an allen unseren Grenzen häufig vorkommen, waren der Anlaß dazu, daß Seiner Majestät Regierung darauf bestand, daß der Bombenabwurf aus der Luft zu polizeilichen Zwecken in entlegenen Bezirken von einem etwaigen allgemeinen Verbot der Luftbombardierung ausgenommen werden soll. Das Abwerfen von Bomben ist schließlich das letzte Stadium des polizeilichen Vorgehens, und in den meisten Fällen ist der Friede bald hergestellt."

Und der britische Staatssekretär für die Luftfahrt, Lord Londonderry, nahm keinen Anstand noch deutlicher zu werden, indem er am 22. Mai 1935 unter Rückblick auf die Sorgen, die ihm die Abrüstungskonferenz bereitet hatte, im britischen Oberhaus zynisch erklärte:

> „Ich hatte zu dieser Zeit bei dem allgemeinen Schrei der Entrüstung die größten Schwierigkeiten, den Gebrauch des Bombenflugzeuges auch

> nur für die Grenzen im Mittleren Osten und in Indien beizubehalten, wo es nur dem Vorhandensein der Air Force zu verdanken war, daß wir diese Gebiete in Schach halten können."

Wie viele Zehntausende Inder und Araber bei diesen angedeuteten Bombardements in jener Zeit zu wehrlosen Opfern britischer Bombenüberfälle auf ihre Täler und Dörfer geworden sind, darüber dürfte die Welt, wenn überhaupt, wohl erst aus nachgelassenen Memoiren dieser britischen Minister Näheres erfahren.

Daß es sich aber nicht nur um Meinung über die Erfordernisse des Kolonialkrieges, sondern um grundsätzliche Auffassungen über den modernen Krieg überhaupt gehandelt hat, darüber hat Baldwin das britische Unterhaus bereits am 10. November 1932, also bereits vor der Machtergreifung des Nationalsozialismus aufgeklärt, indem er, ausgehend von der Feststellung, daß nach seiner Ansicht „die Abrüstung nicht den Krieg aufhalten" werde, zur Frage des Luftkrieges kurz und knapp erklärte:

> „Die einzige Verteidigung ist der Angriff, d. h. also, man muß mehr Frauen und Kinder töten als der Feind, wenn man sich schützen will."

Dieser zynischen Einstellung entsprechen die vorbereitenden Maßnahmen der britischen Militärs vor und nach Ausbruch des Krieges 1939. Durch die Aktenfunde in Frankreich sind wir über diese Dinge recht weitgehend unterrichtet. So befindet sich die Aufzeichnung über die britisch-französischen Generalstabsbesprechungen vom 3. April 1939 in unseren Händen, in der die einzelnen Phasen der vorgesehenen gemeinsamen strategischen Maßnahmen ausführlich angesprochen werden. Für die ersten Kriegsphasen wurde dabei im Hinblick auf die Stärke der deutschen und die Schwäche der eigenen Luftwaffe festgelegt, daß „die Verbündeten Luftaktionen ausschließlich gegen rein ‚militärische' Ziele im engsten Sinne des Wortes einleiten, d. h. Marine-, Land- und Luftstreitkräfte und -einrichtungen, soweit als möglich würde diese Aktion jedoch auf Ziele beschränkt werden, deren Angriff nicht den Tod von Zivilisten mit sich bringen würde".

Im Abschnitt über die „folgenden Phasen des Krieges" heißt es aber unter Punkt 34 wörtlich:

> „In dieser Phase werden die alliierten Bomber, wo immer das möglich ist, gegen wirtschaftliche und industrielle Ziele in Deutschland eingesetzt werden, mit dem Ziel, zum schließlichen Zusammenbruch des deutschen Widerstandes beizutragen."

Soweit das britisch-französische Dokument vom 3. April 1939, beschlossen fünf Monate vor Kriegsausbruch von den gleichen Luftmarschällen, die heute mit dem Brustton der Überzeugung die Welt glauben machen wollen, der Luftkrieg wäre eine deutsche Erfindung!

Das zweifellos interessanteste Dokument aber, das der deutschen Reichsregierung durch den Fund der Akten des Pariser Außenministeriums zur Kenntnis gekommen ist, ist das Protokoll der Besprechung zwischen dem britischen Premierminister Chamberlain und dem französischen Ministerpräsidenten Daladier, die am 17. November 1939 in London stattgefunden

hat. In dieser Besprechung schlug Chamberlain die Bombardierung des gesamten Ruhrgebietes vor und wünschte, daß ihm die Festlegung des Zeitpunktes überlassen bliebe. Wie sehr sich Chamberlain über die Tragweite eines solchen, nicht gegen Einzelziele, sondern gegen zahlreiche Städte und ganze Landstriche gerichteten Angriffsunternehmens bewußt war, geht aus dem Protokoll klar hervor, das über Chamberlains Ausführungen folgendes mitteilt:

> „Es wäre offensichtlich unmöglich, den Verlust menschlichen Lebens unter der Zivilbevölkerung zu vermeiden, so niedrig die Flugzeuge auch flögen, und so genau sie ihren Bombenwurf durchführten. Dies würde von der deutschen Propaganda aufs äußerste ausgenutzt werden. Der Premierminister bleibt von dem Gedanken beunruhigt, welche Wirkung auf die neutralen Länder und besonders auf die Vereinigten Staaten eine deutsche Propaganda haben könnte, die die Alliierten als die Ersten herausstellt, die mit der Bombardierung der Zivilbevölkerung begonnen haben...
>
> ... Unter diesen Bedingungen wünscht Chamberlain den französischen Vertretern folgende Frage vorzulegen: Sind Sie bereit, uns zu sagen, daß Sie es unserem Belieben überlassen, den Befehl zur Bombardierung des Ruhrgebietes zu geben."

Das einzige Gegenargument, das Daladier ins Feld führte, ist der Hinweis auf die bestehende deutsche Überlegenheit. In dem Dokument, das im Weißbuch Nr. 8 des Auswärtigen Amtes ausführlich wiedergegeben wird, stehen darüber die bezeichnenden Sätze:

> „Der französische Plan liegt im Gewinn von möglichst viel Zeit, um Bombenflugzeuge bauen zu können, da dies augenblicklich den schwachen Punkt der französischen Militärorganisation bildet."
>
> „In Wahrheit besteht im Augenblick ein zu großes Mißverhältnis zwischen den deutschen und alliierten Bombenfliegern. Das etwaige Risiko liegt darin, daß den letzteren die Zerstörung des Ruhrgebietes nicht gelingt, daß dagegen den Deutschen die Vernichtung der Fabriken in Frankreich und Großbritannien glückt."
>
> „In einigen Monaten wird die Lage zweifellos nicht mehr die gleiche sein. Nach den dem Ministerpräsidenten vorliegenden Angaben wird die englische Luftwaffe bis dahin eine bedeutende Entwicklung erreicht haben. Frankreich seinerseits wird sein in den Vereinigten Staaten bestelltes Material erhalten, und seine eigene Erzeugung wird ihren Aufschwung erreicht haben."
>
> „Daladier ist einverstanden, daß man in diesem Augenblick, in dem die Alliierten den Deutschen gegenüber nicht mehr in Unterlegenheit sein werden, das von Chamberlain beschriebene Unternehmen in Betracht zieht."

Diesen politischen und militärischen Verhältnissen entspricht die dann tatsächlich eingetretene Entwicklung des Luftkrieges. Vor allem die Taktik

der britischen Luftangriffe in der Zeit des ersten Bombenabwurfes auf deutsches Gebiet, am 12. Januar 1940 bis zum 20. Juni 1940, dem Tag, an dem die deutsche Luftwaffe erstmals antwortete, entspricht deutlich dem Dokument vom 17. November 1939. Die britische Luftwaffe wollte, nachdem die französische Regierung noch nicht die freie Hand geboten hatte, durch Einzelaktionen die deutsche Luftwaffe herausfordern, um schließlich mit der gleichen Methode, mit der es im Jahre vorher gelungen war, den Krieg überhaupt zu entfesseln, nun den Luftkrieg in Gang zu bringen.

Als am 10. Mai 1940 Frankreich aktuelle Sorgen hatte, benutzte England sofort die Gelegenheit, um in größerem Stile die Initiative zu ergreifen. Noch am gleichen Tage erfolgte der Luftüberfall auf Freiburg im Breisgau, der 63 Zivilisten das Leben kostete. Es folgten – alles Tatsachen, die man in England heute nicht mehr wahrhaben will – die ersten größeren Angriffe auf Großstädte, darunter am 17./18. Mai auf Hamburg, wobei 29 Zivilisten getötet wurden, und auf Bremen, wo 11 Deutsche fielen und 63 verwundet wurden. Diese Angriffe führt die britische Luftwaffe trotz einer ausdrücklichen Warnung durch, die am 25. April 1940 offiziell durch eine Veröffentlichung des Deutschen Nachrichtenbüros ausgesprochen worden war. In der hieß es unter Bezugnahme auf die britischen Bombenangriffe gegen die Städte Heiligenhafen, Heide und Wenningstedt:

> „Noch hat die deutsche Fliegertruppe den strikten Befehl, offene Feindstädte ohne militärische Bedeutung nicht anzugreifen. Sollten aber die Engländer mit ihren Angriffen auf nichtmilitärische Ziele fortfahren, so wird es eines Tages für sie ein böses Erwachen geben und dann Bombe mit Bombe vergolten werden."

Besondere Unterstreichung verdient die Tatsache, daß die Bombenangriffe auf deutsche Städte während des Frankreichfeldzuges, mit denen die Briten den zivilen Luftkrieg dann endgültig begonnen und die deutsche Vergeltung notwendig gemacht haben, die schärfste Kritik des französischen Bundesgenossen fanden. Die Franzosen waren nicht mit Unrecht darüber empört, daß die britische Luftwaffe sich mit der Tötung von Frauen und Kindern in Hamburg, Bremen und im Ruhrgebiet befaßte, statt dort in die Schlacht zu gehen, wo die französische Armee ihren Todeskampf führte. Auch darüber befinden sich aufschlußreiche Schriftstücke in unseren Händen, so eine eigenhändige Aufzeichnung Daladiers über seine Besprechung mit Churchill am 16. Mai 1940 in Paris. Die stichwortartige Niederschrift enthält folgende bezeichnende Stelle, die wieder zeigt, mit welcher Verbissenheit England auch in unpassendster Zeit den Gedanken der Terror-Luftkriegsführung vertrat. Daladier notierte:

> „Lange technische Auseinandersetzung mit den englischen Generalen, die mir erklärten, daß der deutsche Vormarsch in Frankreich durch Bombardierung der Ruhr verlangsamt werden kann. Ich erkläre, daß ich es für absurd halte, dies anzunehmen."

Was hier noch die Form militärischer Überlegung hat, wird wenige Wochen später zum Protest und Hilferuf. Während der Kämpfe an der Somme,

sandte der französische Ministerpräsident Reynaud an Churchill ein Telegramm, dessen Entwurf sich in unseren Händen befindet. Darin heißt es beschwörend:

> „Weiterhin spreche ich die Bitte aus, Ihre gesamten Bombenflugzeuge in die Schlacht zu werfen und auf Unternehmungen zu verzichten, wie sie die RAF soeben an der Ruhr durchgeführt hat, während die französische Infanterie, die allein in der Schlacht steht, auf die Hilfe der britischen Bombenflugzeuge dringend angewiesen ist."

Gibt es — so dürfen wir fragen — eine drastischere Entlarvung der britischen Terrorpolitik, gibt es eine erschütterndere Anklage als diesen Verzweiflungsruf eines niederbrechenden Landes, das seinen Bundesgenossen vergeblich von der Bahn sinnlosen Verbrechens zum ernsten Kampf in die Schlacht zurückrufen will?

Der Ruf verhallte ungehört. Die britische Luftwaffe überließ die französischen Soldaten ihrem Schicksal. Aber sie flog Nacht für Nacht in deutsches Reichsgebiet ein, warf wahllos Bomben auf Städte und Dörfer, kein Tag verging mehr ohne zahlreiche Todesopfer. Es wurde für die deutsche Wehrmacht nunmehr zur unausweichlichen Pflicht, ihrer Warnung vom 25. April nach fast zweimonatigem nutzlosen Abwarten die Tat folgen zu lassen. Das bedeutete nicht, daß sie die wahl- und ziellose Bombentaktik der Briten nachahmte. Die deutsche Luftwaffe hat bisher stets die Ansicht verfolgt, nur militärische Ziele zu treffen, sie hat sich niemals — wie etwa die Royal Air Force — gebrüstet, „Wohnblockknacker" ins Feindesland zu schicken. Daß sich auch bei strengster Weisung im Luftkrieg, wenn er unabhängig von Landoperationen geführt wird — Verluste unter der Zivilbevölkerung nicht vermeiden lassen, ist bekannt. Diese Tatsache war der Grund dafür, daß der Führer unablässig die Ausschaltung des Bombenkrieges überhaupt vorgeschlagen hatte — ich brauche nur an seine bekannten Erklärungen vom 18. Dezember 1933, 16. April 1934, 21. Mai 1935 und vom 1. September 1939 zu erinnern. Die Worte des Führers aber waren nicht leere Erklärungen, wie wir sie von britischer Seite gewohnt sind, sondern die deutsche Luftwaffe hat ihren Inhalt in Befehlsform übermittelt erhalten und sich deshalb streng an sie gehalten.

Angesichts der frechen Behauptungen, die von britischer Seite immer wieder aufgestellt werden, stelle ich folgendes fest:

Die deutsche Luftwaffe hat vor dem 20. Juni 1940 keine Luftoperation durchgeführt, die nicht mit einer Operation der Erdtruppen in unmittelbarer Verbindung stand. Sie hat im Zusammenhang mit solchen Kämpfen keinen Angriff auf unbefestigte Städte des feindlichen Hinterlandes geführt, selbst dann nicht, wenn sie als Landeshauptstadt eine wichtige Rolle für die feindliche operative Führung spielte. Die Hauptstädte Kopenhagen, Oslo, Den Haag, Brüssel und Paris wurden ohne jeden Luftangriff eingenommen. Sogar die Festung Warschau wurde erst angegriffen, als sie von deutschen Truppen eingeschlossen, vergeblich zur Übergabe aufgefordert und überdies eine

24stündige Frist zur Räumung der Stadt durch die Zivilbevölkerung verstrichen war.

Diese Tatsachen sprechen für sich. Das ganze Warschauer diplomatische Korps, das damals durch unsere Linien nach Ostpreußen reiste, wurde Zeuge dieser korrekten Vorgänge.

Die Briten belieben in ihrer Propaganda mit dem geschmackvollen Churchill-Schlagwort zu arbeiten, daß sie uns nur „die Medizin zu kosten geben würden", die wir ihnen im Jahre 1940 verabreicht hätten. Dazu ist mit allem Nachdruck festzustellen, daß der planlose Bombenabwurf auf friedliche Dörfer, wie er 1940, oder der Teppich-Abwurf, wie er 1943 zur Taktik der RAF gehörte, ausschließlich britisches Gedankengut darstellt.

Es ist selbstverständlich, daß die deutsche Luftwaffe – einmal herausgefordert – hart zugeschlagen hat und wieder zuschlagen wird, wenn ihre Stunde erneut kommt, aber nicht die Moral der britischen Bevölkerung, sondern Stätten der britischen Kriegsführung, nicht Arbeiterwohnungen, sondern Fabriken, nicht Krankenhäuser, sondern Hafenanlagen waren und sind die Ziele der deutschen Luftwaffe. Auch dafür gibt es ein dokumentarisches Zeugnis in dem in deutscher Hand befindlichen Bericht des jugoslawischen Militärattachées in London, Infanteriebrigadegeneral Radnic, der am 14. August 1940 ausdrücklich nach Belgrad berichtete:

> „Es kann unterstrichen werden, daß die deutsche Luftwaffe auf nichtmilitärische Ziele keine Bomben wirft. Soweit privater Besitz getroffen wird, handelt es sich jeweils um Zielfehler."

Ich brauche in diesem Kreise nicht hervorzuheben, daß es sich bei den britischen Luftüberfällen auf die Wohngebiete deutscher Städte nicht um Zielfehler, sondern um beabsichtigte, ausschließlich gegen die nichtkämpfende Zivilbevölkerung gerichtete Überfälle handelt.

Noch im Jahre 1938, am 21. Juni, hat der britische Ministerpräsident Chamberlain, der knapp ein Jahr später den Plan eines Bombenangriffes auf das Ruhrgebiet so warm vertrat, eine Rede im Unterhaus gehalten, in der er den heutigen britischen Bombenkrieg und sogar seine tatsächlich eingetretenen Auswirkungen so treffend charakterisierte, daß ich keine deutlicheren Worte finden könnte. Chamberlain sagte damals:

> „Ich will hier gleich aussprechen, daß wir jede Erklärung von irgend jemand – ganz gleich, wo sie abgegeben würde und auf welcher Seite sie abgegeben würde –, wonach es zu einer absichtlichen Politik gehörte, durch Demoralisierung der Zivilbevölkerung mit Bombenangriffen aus der Luft einen Krieg gewinnen zu wollen, gar nicht scharf genug verurteilen können. Das läuft dem Völkerrecht völlig zuwider, und ich möchte hinzufügen, daß, wenn eine derartige Politik getrieben wird, es meiner Ansicht nach auch vom Standpunkt derer, die sie treiben, eine falsche Politik ist, denn ich glaube nicht, daß man durch absichtliche Angriffe auf die Zivilbevölkerung jemals einen Krieg gewinnen kann."

Jeder, der die Auswirkung der Terrorangriffe auf Deutschland aus eigener Anschauung kennt, wird bestätigen, was Chamberlain damals prophezeite. Damit kann man keinen Krieg gewinnen!

Das deutsche Volk ist freilich im Gegensatz zu manchem seiner Feinde reif genug, um die wahren Schuldigen zu erkennen. Nicht das einfache britische Volk, das von Verbrechern in die Fallstricke einer geschichtlichen Schuld verstrickt worden ist, wollen wir bestrafen. Wir meinen die wirklich Verantwortlichen der britischen Politik und Kriegsführung, deren verworfenes Handeln an dem Beispiel des Luftkrieges in einer brutalen Offenheit zutage tritt. Wir müssen in die dunkelste Verfallszeit des römischen Kaisertums zurückblicken, um eine Parallele zu den britischen Verbrechen zu finden, die ebenso den Stempel des Blutdurstes wie der Feigheit tragen.

Klar liegt die Schuld vor den Augen der Welt und unzweifelhaft wird das, was ich hier feststelle, einmal den Kernpunkt einer geschichtlichen Anklage gegen die Churchill, Harris und Genossen bilden; kein Name einer deutschen Frau, die unter Trümmern den Tod fand, kein Name eines Kindes, das von Bomben der königlichen Luftwaffe erschlagen wurde, wird ihnen erspart bleiben. Die furchtbare Liste der unschuldig Gemordeten wird zu einer Anklageschrift werden, wie sie vernichtender noch keinem Gericht vorgelegen hat.

Sie wird beginnen mit den 63 Toten – unter ihnen 20 Kinder – des ersten Luftüberfalls auf Freiburg i. Br., und sie wird fortgesetzt werden von all den Namen der Tapferen, die in der Heimat den Heldentod starben, ohne sich wehren zu können. Angesichts der Tatsache, daß die wehrfähigen deutschen Männer als Soldaten an der Front stehen, sind die meisten der Luftkriegsopfer Frauen und Kinder. Es gibt Städte, in denen 70% der gemordeten Frauen und Kinder und nur 30% Männer waren. Dieses Verhältnis – ebenso wie die absoluten Verlustzahlen bei Luftangriffen – haben sich durch die getroffenen Evakuierungs- und sonstigen Luftschutzmaßnahmen in der letzten Zeit günstiger gestaltet.

Wenn wir von den Opfern des zivilen Luftkrieges hören, so richten sich unsere Blicke zurück auf die Jahre des Ersten Weltkrieges. Auch in jenen Jahren hat England den Krieg gegen Frauen und Kinder geführt, nur mit einer noch tödlicheren Waffe: dem Hunger. Dieser britische Kampf von damals läßt sich in Zahlen deutlich ausdrücken: Die zivile Sterblichkeitsziffer, die im gegenwärtigen Krieg sich nicht verändert hat, stieg von 15,5 pro Tausend im Jahre 1914 auf 18,9 pro Tausend im Jahre 1918, d. h., daß auf die damalige Bevölkerung von 65 Millionen berechnet, allein im Jahre 1918 220 000 deutsche Zivilisten, Männer, Frauen und Kinder, mehr gestorben sind als unter Friedensverhältnissen!

Die Zahl der durch den Bombenkrieg in den Jahren 1940–1943 Gemordeten belastet die Briten nicht weniger als jene Zahl der Hungertoten des Jahres 1918. Hungerkrieg wie Luftterror bilden gemeinsam eine furchtbare Anklage und ein erschreckendes Bild von den menschlichen Niederungen, in denen sich die britische Kriegsführung in ihrem Ausrottungskampf gegen das

deutsche Volk bewegt. Daß der britische Luftterror auch vor dem einstigen Bundesgenossen nicht haltmacht und ihm bisher schon 11 823 französische Männer, Frauen und Kinder zum Opfer gefallen sind, das beleuchtet die Moral der britischen Kriegsführung in besonderer Weise.

Lassen Sie mich die Darlegungen, die ich machte, um Ihnen zur rechten Zeit ein völlig klares Bild der Schuldfrage im Bombenkrieg zu geben, mit einer konkreten Formulierung der Anklagepunkte schließen, die auch im Urteil der Geschichte über die Churchill-Epoche des niederbrechenden England verzeichnet werden.

1. Die britische Regierung hat bereits vor dem Kriegsausbruch mitten im Frieden Bombenangriffe gegen Inder, Araber und gegen Kolonialvölker durchgeführt und sich öffentlich zu diesen Handlungen bekannt.
2. Die britische Regierung hat eine internationale Abmachung über die Ächtung des Luftkrieges gegen die Zivilbevölkerung verhindert.
3. Die britische Regierung hat bereits vor Kriegsausbruch das Terror-Luftbombardement gegen Deutschland und seine Verbündeten in ihre strategischen Pläne aufgenommen.
4. Die britische Regierung hat bereits im Herbst 1939 den Plan eines allgemeinen Luftangriffes auf die Städte des Ruhrgebietes vorbereitet und wurde nur durch den Einspruch des französischen Ministerpräsidenten gehindert, ihn sofort durchzuführen.
5. Die Royal Air Force hat bereits sechs Monate vor dem ersten deutschen Vergeltungsangriff auf England deutsches Gebiet angegriffen.
6. Die Royal Air Force hat während des Frankreich-Feldzuges gegen den Einspruch Frankreichs ihre Luftangriffe auf deutsche Städte fortgesetzt, statt ihre Flugzeuge in militärischen Kampfhandlungen einzusetzen.
7. Die britische Kriegsführung hat sich in Theorie und Praxis in diesem wie im Ersten Weltkrieg grundsätzlich zum Kampf gegen die Zivilbevölkerung bekannt. Sie befindet sich seit damals und heute wieder in Anklage für gemeinen Mord an Hunderttausenden nichtkämpfender Männer, Frauen und Kinder.
8. England ist allein schuldig an dem Ausbruch und der Entwicklung des Bombenkrieges gegen die Zivilbevölkerung und trägt für alle seine Folgen, auch für die im Jahre 1940 bereits einmal eingetretene und in Zukunft erneut zu erwartende Vergeltung, die volle geschichtliche Verantwortung!

Verabschiedung des stellvertretenden Pressechefs der Reichsregierung, Stabsleiter Helmut Sündermann, vor der Auslandspressekonferenz, Berlin, 5. April 1945

Ich will die jetzige Situation nicht vorübergehen lassen, ohne ein Wort dazu zu sagen.

Ich brauche dabei nur wiederholen, was ich oft schon Ihnen gesagt habe: In einem Krieg, der mit solchen Vernichtungszielen geführt wird, wie sie der Feind verkündet, gibt es keinen Geländepunkt, wo der Widerstand enden oder erlahmen könnte. Ganz im Gegenteil: Wer um sein Leben kämpft, kämpft um so fanatischer, je unmittelbarer er sich bedroht fühlt. Wenn unsere Feinde heute die Kilometer nach Berlin berechnen, dann werden sie erleben, daß Kilometer nicht gleich Kilometer ist – er ist ein Geländemaß, aber kein Kampfmaß, und der Punkt kommt, wo dem Feind hundert Meter mehr Blut kosten werden als bisher vielleicht hundert Kilometer. Auch die Dauer des Krieges läßt sich vom Standpunkt eines solchen Lebenskampfes ganz anders bestimmen, als es die angloamerikanische Propaganda wahrhaben will: Ein Krieg, der darum geführt wird, das deutsche Volk zu vernichten, das heute zum Leben entschlossen ist wie nie zuvor, dauert so lange, als diese Haßparolen die Gehirne verwirren. Hinter der Front, an der Front und jenseits der Front ist das deutsche Volk bereit zu kämpfen, bis sein Leben und das der europäischen Völkerfamilie durch keinen Vansittartismus, durch keine Morgenthau-Pläne und keine Ilja-Ehrenburg-Phantasien mehr gefährdet wird.

Es gibt auch keine Zukunftschance für irgendeine Nation in der Welt, solange diese Vernebelung über unserem Erdball liegt. Niemals hatte das Wort vom Freiheitskampf mehr Sinn und Inhalt, mehr Bedeutung auch für die ganze vom Bolschewismus bedrohte Welt als der deutsche Kampf heute.

Ich benutze die Gelegenheit, mich für einige Zeit aus diesem Kreise zu verabschieden, weil ich die Möglichkeit erhalten habe, erneut in Wehrmachtseinsatz zu kommen. Ich freue mich, auch hier wieder meine hohe Auffassung vom kämpferischen Journalismus verwirklichen zu können, indem ich mit dem Wort die Tat verbinde.

Ich bin überzeugt, daß wir uns in einer Situation wiedersehen, in der Sie mir zu dem, was ich Ihnen hier im Laufe der Zeit sagte, zugeben werden: Sie haben recht gehabt und recht behalten.

Namenverzeichnis

Der Name Hitler ist – da laufend erwähnt – im Namensverzeichnis nicht berücksichtigt.

DEUTSCHE ARGUMENTE

Band I

HELMUT SÜNDERMANN

Tagesparolen

Deutsche Presseweisungen 1939–1945
Hitlers Propaganda und Kriegsführung

320 Seiten, Ganzleinen mit Schutzumschlag, DM 26,50, ISBN 3 8061 0600 2

Ein Tagebuch des deutschen Schicksals wird mit dieser Studie des früheren stellvertretenden Pressechefs der Reichsregierung, Helmut Sündermann (1911 bis 1972) veröffentlicht. Im Nürnberger „Kriegsverbrechergefängnis" konnte Helmut Sündermann eine Abschrift der bis heute weitgehend unveröffentlichten Presseweisungen und „Tagesparolen" anfertigen und die pressepolitische Kriegführung Adolf Hitlers während fast des ganzen Zweiten Weltkrieges untersuchen. In dem hier verarbeiteten Gesamtstoff, der mit dem 1. 7. 1939 einsetzt und bis zum 18. 3. 1945 führt, bietet sich ein fast lückenloses und zusammenhängendes Bild einer pressepolitischen Kriegführung, wie es bislang noch nicht vorgelegt werden konnte.

Der zeitgeschichtlich und allgemein politisch interessierte Leser wird von der inneren Dramatik der hier vorgelegten Dokumente nicht unberührt bleiben. Bilden sie doch ein Tagebuch des deutschen Schicksals mit all dem Auf und Ab des Geschehens, mit all seiner tragischen Verkettung. Was immer die Deutschen in den Prüfungen des Krieges zwischen Sieg und Niederlage erlebten und erlitten – zeichnet Helmut Sündermann als Zeitzeuge in diesen Seiten nach.

Band II

ANNELIES VON RIBBENTROP

Die Kriegsschuld des Widerstandes

Aus britischen Geheimdokumenten 1938/39

416 Seiten, 5 Faksimiles, Gln., DM 29,80, ISBN 3 8061 0660 6
2. Auflage

Als im Jahre 1972 die englische Regierung die Geheimakten der Jahre 1938 und 1939 der Öffentlichkeit zugänglich machte, konnte man noch nicht ahnen, daß diese umfangreichen Dokumente zeitgeschichtliche Sensationen enthielten. Anhand dieser im vorliegenden Band erstmals veröffentlichten Dokumente konnte die Verfasserin – ihr Mann war in den Jahren 1938/39 deutscher Botschafter in London und anschließend bis Kriegsende Reichsaußenminister – die geheimen Verbindungen der deutschen Opposition zur englischen Regierung unter Neville Chamberlain im Kampf gegen Hitler mit wissenschaftlicher Genauigkeit nachzeichnen.

Der Autorin ist es gelungen, das für die deutsche Opposition erdrückende Beweismaterial zu sichten, zu ordnen und schließlich den Beweis zu erbringen, daß maßgebliche Kreise des deutschen Widerstandes Chamberlain und Churchill mit festen Putschzusagen in den Kampf gegen Deutschland lockten und damit den Zweiten Weltkrieg entfesselten. So wurde dieses Werk ein wichtiger wissenschaftlicher Beitrag zur Aufklärung der Frage, welche Ereignisse und Hintergründe den Kriegsausbruch wirklich heraufbeschworen haben. Wer künftig über die Ursachen des Zweiten Weltkrieges sprechen will, muß dieses Standardwerk gelesen haben.